Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bauer, Bruno

Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts

Bd.: Bd. 1

Charlottenburg 1843

H.un. 21-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10137273-7

<36603727860015

<36603727860015

Bayer. Staatsbibliothek

Geschichte

der

Politik, Cultur und Aufklärung

des

achtzehnten Jahrhunderts.

Von

Bruno Bauer.

Erster Band:

Deutschland während der ersten vierzig Jahre des achtzehnten Jahrhunderts.

Charlottenburg, 1843.

Verlag von Egbert Bauer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite.
Eingang . . . . V—VIII.
§ 1. Das deutsche Reich während des nordischen und des spanischen Erbfolgekrieges . . . . . 1.
§ 2. Der Verfall des Reichs . . . . 31.
§ 3. Die theologische und polizeiliche Bewachung des Lebens . . . . 57.
§ 4. Die Jesuiten im südlichen Deutschland . . . . . 84.
§ 5 Die Landstände und der Adel . . . . 94.
§ 6. Die kleinen und die mittleren Höfe . . . . . . 105.
§ 7. Der Verfall Sachsens . . . . 120.
§ 8. Friedrich Wilhelm I. von Preußen . . . . . . 135.
§ 9. Mit dem Pietismus gleichzeitige und zusammenhängende freiere Bestrebungen . . . . . 151.
§ 10. Die Engherzigkeit und Heuchelei des Pietismus . . 168.
§ 11. Dippel . . . . 176.
§ 12. Zinzendorf und die Herrnhuther . . . . 183.
§ 13. Edelmann . . . . 204.
§ 14. Wolf 237
§ 15. Spalding und Jerusalem . . . . 254.
§ 16. Die Hofpoeten . . . . 263.

		Seite.
§ 17.	Liskov	274.
§ 18.	Gottsched und die Oper	284.
§ 19.	Brockes, Haller, Hagedorn	296.
§ 20.	Gottsched und die Schweizer	309.
§ 21.	Bach und Händel	313 – 320.

Eingang.

Es giebt eine griechische, eine römische Geschichte, eine Geschichte der christlichen Welt; — die Geschichte der Menschheit, die Geschichte, welche den Gedanken der Menschheit erzeugt und die Stiftung einer menschlichen Gesellschaft sich zur Aufgabe gesetzt hat, beginnt erst mit dem achtzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

Das achtzehnte Jahrhnndert hat den Versuch gemacht, den neuen Gedanken auf dem Boden und innerhalb der Schranken der hergebrachten Ueberlieferungen und Vorstellungen zur Anerkennung zu bringen — ein Versuch, der nothwendig scheitern mußte und dessen Ausgang da, wo ein reiner Wille und eine bisher der Menschheit fremd gewesene Begeistrung das Experiment leitete, tragisch, wo ein altes Vorrecht mit der bessern Ueberzeugung sich heuchlerisch abzufinden suchte, widerlich und wo das neue Princip, um sich durchzusetzen — man denke an Struensee und Aranda! — den Blödsinn und die Selbstsucht des Alten überlisten mußte, ein erfolgloser Theatercoup war.

Die Inconsequenz ließ alle diese Versuche scheitern. Wenn ein Joseph alle Vorrechte, über welche ihn nach seiner Ueberzeugung sowohl sein Vorrecht als auch seine Begeistrung für die Menschlichkeit erhob, durch kaiserliche Edicte beschränken und aufheben wollte, warum fing er nicht mit dem obersten, dem Urprivilegium an? Hatte er ein Recht, das unbedeutendste Vorrecht, das Privilegium des geringsten Gerichtsschreibers in Brabant zu verkürzen oder aufzuheben, wenn er sein Vorrecht eifersüchtig bewahrte und gerade kraft seines Vorrechts über die andern Herr zu seyn meinten? Ist sein Vorrecht etwas Anderes als der summarische Ausdruck aller andern Vorrechte? Sind diese nicht in ihrem Wesen erhalten, wenn er seines beibehielt? Ist es nicht seine Pflicht und sein Vorrecht, alle andern zu beschützen? Und wenn er in der That auch das seinige zum Theil beschränkte und verletzte, indem er die andern stürzte, wer gab ihm das Recht, über ein Gut zu verfügen, dessen Herr er in keinem Falle seyn konnte? Sein Vorrecht hat er sich nicht gegeben und geschaffen, er hat es geerbt und seine heiligste Pflicht ist es, dasselbe den Nachkommen unverkürzt und ungekränkt zur ewigen Erhaltung zu hinterlassen. Er geht unter, weil er das Fideicommiß seiner Familie angegriffen hat, er leidet, weil er fremde Rechte, die er mit seinem Vorrechte beschirmen sollte, verletzt hat und er büßt für die unbewußte Heuchelei, daß er sein Vorrecht in dem von ihm selbst herbeigeführten Schiffbruch aller andern hatte bergen wollen.

In demselben Augenblick, als die Reformations-Versuche, die von oben her unternommen waren, scheiterten

oder die Privilegirten vor den Folgen ihrer Experimente erschraken und in der Eile so viel wie möglich von dem verschleuderten Gut zusammenrafften, versuchte die Geschichte — in Frankreich — den entgegengesetzten Weg einzuschlagen. Die rechtslose Masse, die kein angeborenes und ererbtes Vorrecht zu bewahren und zu schonen hatte, unternahm den Kampf gegen alle Vorrechte ohne Ausnahme und verwandelte sich mit Einem Schlage in ein Volk, welches durch seine heroische Anstrengung Kraft, Muth und Fähigkeit erhielt, alle Vorrechte auch draußen, überhaupt die Privilegien der Nationalitäten zu stürzen.

Vergebliche Consequenz! Sie war nach ihren eigenen Voraussetzungen eine Inconsequenz, die sich selbst ihre Strafe schuf. Die Masse sollte kein Vorrecht mehr über sich erkennen und sie hatte doch noch nicht die Bildung und die Freiheit von jenen Voraussetzungen gewonnen, in welchen alle Vorrechte begründet sind. Die Theorie war noch nicht vollendet. Ferner! die Franzosen wollten die privilegirten Nationalitäten stürzen, überhaupt die Völker um ihre Volksthümlichkeit bringen — im Eifer für die Menschenrechte glaubten sie sich dazu berechtigt — und doch siegten sie als Nation, wollten sie als Nation gelten, als die große Nation, als das einzige, ausschließliche Volk herrschen.

Welcher Widerspruch! der Fortschritt, die Humanität erschienen als Privilegium und Egoismus, welchem nun der reine Egoismus, der Egoismus des Bestehenden und Herkommens in England durch ihn selbst berechtigt und hervorgerufen gegenübertrat.

England brachte den reinen Egoismus der Nationalität und des Vorrechts zum Sieg und es folgt nun die Reaction gegen die Ideen, die das achtzehnte Jahrhundert in Unruhe versetzt hatten, eine Reaction, die nur dazu diente, diese Ideen zur vollendeten Reinheit bringen.

Deutschland, welches dadurch einzig ist, daß es ein Land ohne Volk und Gesellschaft ist, darf sich rühmen, zur vollendeten Theorie in unsern Tagen den Grund gelegt zu haben. Ist es dazu bestimmt, das auszuführen, was die andern Völker unvollendet gelassen haben? Wie auch die bevorstehende Geschichte die Beantwortung dieser Frage — eine Beantwortung, die nur glücklich und heilbringend seyn wird, wenn sie von keinem Egoismus mehr befleckt ist — sich allein vorbehalten sollte, so hat der Geschichtsschreiber die Frage zu beantworten, wie durch die Kämpfe des achtzehnten Jahrhunderts und durch die folgende Reaction jene Reinheit der Theorie möglich wurde.

Wir fangen mit Deutschland an: durch die sumpfige Niederung müssen wir uns durcharbeiten, um zu der Höhe zu dringen, die das Schlachtfeld der Gegenwart und nächsten Zukunft beherrscht.

§. 1.

Das deutsche Reich während des nordischen und des spanischen Erbfolgekrieges.

Die Kriege, in welchen sich die europäischen Völker über die Gränzen stritten, deren sie später zur Lösung ihrer politischen Aufgabe bedurften, und die Leidenschaft der Zerstörung, die Kühnheit der Forderungen und die Rücksichtslosigkeit der kriegerischen Räuberei die Völker kenntlich machte, die späterhin für politische Ideen zu kämpfen fähig waren, diese Kriege fanden bei ihrem Ausbruche Deutschland in einer Verfassung vor, die ihm nicht einmal die Erhaltung seiner Gränzen, geschweige denn eine politische Zukunft in den Völkerkämpfen der bevorstehenden anderthalb Jahrhunderte versprechen konnte.

Schon während des vorigen Krieges mit Frankreich hatte die Belehnung des Lüneburgischen Hauses mit der Churwürde das Reich auf dem Reichstage zu Regensburg mehr beschäftigt als der ganze Reichskrieg. Eine nicht

unbedeutende Anzahl von Fürsten — Salzburg, Münster, Bamberg, Würzburg, Paderborn, Eichstädt, Gotha, Altenburg, Wolfenbüttel, Mecklenburg-Güstrow, Hessen-Cassel, Holstein-Glückstadt d. h. Dänemark — protestirten gegen diese Errichtung einer neunten Cur, nicht nur deshalb, weil das Wachsthum des Hannöverschen Hauses ihren Neid erregte oder der Austritt einer so mächtigen Familie aus dem Fürstenstande diesem Abbruch thun würde, sondern vorzüglich auch deshalb, weil der Kaiser die Sache nur an die Churfürsten gebracht habe, während sie doch als eine allgemeine Reichsangelegenheit auch dem Fürstenstande zur Berathung hätte vorgelegt werden sollen. Als der Kaiser am Schluß desselben Jahres, in welchem diese Angelegenheit zur Sprache gebracht war — 19. Dec. 1692 — die Investitur durchgesetzt hatte, schließen die Fürsten sogleich ein Bündniß dagegen, und sie verpflichten sich zu demselben als correspondirende Fürsten auf dem Reichstage zu Nürnberg — 1700 — noch fester, als Georg Ludwig der Nachfolger Ernst August's — 1698 — sich um die Belehnung mit der Churwürde bewarb und dieselbe wirklich erhielt. Die in Nürnberg versammelten fürstlichen Gesandten hatten sich sogar nach Regensburg an den französischen Bevollmächtigten gewandt und Frankreich als Garanten des westphälischen Friedens zum Schutz ihres Rechts aufgerufen — einem Schutze, den Ludwig sehr gern zunächst wenigstens versprach.

Während das Bündniß der correspondirenden Fürsten alle Reichsgeschäfte ins Stocken brachte und Frankreich

Mittel dazu gab, der vorgeblichen Einheit und Selbstständigkeit des Reichskörpers zu spotten, während Bayern und Cöln mit Ludwig völlig einverstanden waren, war eine einige und entschiedene Politik und die richtige Würdigung der Verhältnisse an zwei der bedeutendsten Höfe fast von Grund aus unmöglich gemacht. Friedrich, Churfürst von Brandenburg hatte sich — im Anfange des Jahres 1701 — die Königs-Krone von Preußen aufs Haupt gesetzt und sah sich nun gezwungen, seinem Hausinteresse jede andere Rücksicht zu opfern, wenn er nicht, da er auf allen Seiten um die Anerkennung der neuen Würde anhielt, in dem Fall war, daß er sich zur Neutralität entschließen mußte, um es mit keiner Seite zu verderben. Auch der sächsische Hof hatte, seitdem der Churfürst — 1697 — die polnische Krone trug, ein neues Haus-Interesse erhalten. Friedrich August II. suchte nämlich die polnische Königswürde in seinem Hause erblich zu machen und trachtete deshalb nach einem festen Besitz an den Gränzen der Republik, die auf ihre Selbstständigkeit so eifersüchtig war, daß sie dem Könige die Unterhaltung einer bedeutenden sächsischen Armee auf ihrem Gebiete nicht gestattet haben würde. Wenn aber Preußen durch sein neues Interesse auf eine Vorsicht, die in Timidität überging, sich angewiesen glaubte und durch seine neutrale Stellung die wichtigsten und oft sehr nöthigen Combinationen vereitelte, so ließ sich Friedrich August durch den größeren Spielraum, der seiner falschen Zuversichtlichkeit geboten war, zu kühneren Unternehmungen hinreißen, zu deren Leitung und fester

Durchführung aber seine Kräfte nicht hinreichten. Er täuschte sich schon von vornherein, wenn er meinte, daß er im Entwurf dieser Combinationen, die dem europäischen Staatensystem eine neue Gestalt geben mußten, eine thätige und entscheidende Rolle spiele: das Verhängniß, welches die aufstrebende Macht Rußlands vorwärts trieb und mit Schweden in einen tödtlichen Kampf versetzte, zog ihn in diesen Kampf mit hinein, sein Leichtsinn machte ihn gegen dies Verhängniß folgsam und seine Indolenz bewirkte, daß alle seine Unternehmungen scheiterten, seinen Erblanden unheilbare Schläge zuzogen und durch ihren elenden Ausgang zur Verwirrung der deutschen Reichsangelegenheiten beitrugen.

Die deutschen Stände also uneins und der Reichstag durch ihren Zwiespalt in Unthätigkeit versetzt! Ein Theil von ihnen mit Frankreich in Einverständniß, ein anderer Theil in Unterhandlungen mit dem „Erbfeind," die tüchtigsten nur mit ihren Hausinteressen beschäftigt und Einer endlich bei seinen weitreichenden politischen Beziehungen wie dazu geschaffen, um für neue Verwirrungen zu sorgen! — das war Deutschland, als Jedermann einen europäischen Krieg erwartete, der Tod des Königs von Spanien, also auch der Streit über die spanische Nachfolge nahe bevorstand und der nordische Krieg ausbrach!

Im Altonaischen Frieden zwischen Dänemark und Holstein (1689) war die Lehnsunabhängigkeit des Herzogs, was seinen Antheil an Schleswig betrifft, aber auch die gemeinschaftliche königliche und herzogliche Regierung

über die beiden Herzogthümer bestätigt worden. Die letztere Bedingung war dem jungen Herzog Friedrich, der 1694 seinem Vater in der Regierung gefolgt war, lästig, er strebte nach völliger Aufhebung der Communion in den Herzogthümern, nach Freiheit des jus armandi und errichtete, um Dänemark zu reizen und zu versuchen, 1695 die Holmer und Husumer Schanzen, die aber Christian V., da er als Mitregent zur Errichtung dieser Werke seine Einstimmung nicht gegeben, rasirte. Nach der Verheirathung mit der schwedischen Prinzessin Hedwig Sophie, Schwester Carl XII., mit welchem ihn Freundschaft, Uebereinstimmung des Charakters und gleicher Haß gegen Dänemark verband, — 1698. 1699 — ließ Friedrich im Vertrauen auf Carl und auf das erneuerte Bündniß mit Hannover und Celle den Schanzen-Bau wieder aufnehmen. Das lüneburgische Haus war dem Gottorpschen und Schwedischen Bunde beigetreten, um den König von Dänemark von der Ligue der correspondirenden Fürsten abzubringen, und sowohl die Freundschaft, welche König Wilhelm von England mit dem alten Herzog von Celle, Georg Wilhelm, verband, als auch der Eifer, mit welchem der unermüdliche König für die Zukunft sorgte und alle Kräfte für den Erbfolgekrieg sammeln wollte, beides bewog den König, sich Holsteins anzunehmen. In der Ansicht, daß Frankreich, wenn es auch nicht die wahre Seele des Fürstenvereines bildete, sich desselben zu seinen Zwecken leicht bedienen könne, bewirkte er eine Zusammenkunft von englischen, holländischen und schwedischen Gesandten zu Göhrde — 1699 —

die mit dem Herzog von Celle und Churfürsten von Hannover ein Instrument zur Garantie des Altonaer Vertrages zu Gunsten Holsteins und zur Sicherung der Gottorpischen Schanzen gegen Dänemark unterzeichneten. Chur-Brandenburg hatte zwar aus Neigung für den Herzog von Gottorp die Vermittelung übernommen gehabt, da es aber zugleich die wachsende Macht Hannovers mit Argwohn betrachtete, so ließ es sich durch den dänischen Graf Reventlow zur Neutralität für diese Händel bestimmen; es erneuerte sogar, um dem Hause Lüneburg entgegentreten zu können, die Defensiv-Alliance mit Dänemark vom Jahre 1692, wonach sich beide Seiten verpflichtet hatten, einander wider jeden Angriff in ihren eigenen Ländern zu Hilfe zu kommen. Dänischer Seits vertraute man auf das Bündniß mit dem Czaar Peter und Friedrich August von Polen gegen Schweden, auf die Ligue der correspondirenden Fürsten und auf Frankreich, dessen der Fürstenbund für den Nothfall, wenn ihm die Befriedigung seiner Prätensionen nicht gewährt würde, gewiß zu seyn glaubte. Allein der König von Dänemark bedachte nicht, daß die deutschen Fürsten für Alles Andere nur nicht zu Feldzügen Geld hatten, ihre Miliz, wenn es nicht Subsidien zu verdienen gab, nicht in dienstbarem Stande hielten und im entscheidenden Augenblick, wenn es auf etwas mehr als auf Reclamationen beim Reichstage ankam, zurückschraken. Frankreich war damals noch unschlüssig, hielt den Zeitpunkt noch nicht für die richtige Gelegenheit, da es des Testaments in Spanien noch nicht sicher war, und die Unternehmungen

der Verbündeten gegen Schweden scheiterten sämmtlich der Reihe nach.

Die Vereinigung Dänemarks mit dem Czaar und Friedrich August war schon unter Christian V., dem Vorgänger Friedrich IV., eingeleitet. Mit Friedrich August, der Liefland für sein Haus gewinnen wollte, schloß Friedrich IV. einen Monat nach seiner Thronbesteigung — den 25. Sept. 1699 — endlich eine vollkommene Offensiv- und Defensiv-Alliance, welcher der Czaar am 11. November desselben Jahres beitrat.

Die Sächsische Armee zog aber, weil die polnische Republik täglich eifersüchtiger auf ihre Wegschaffung drang, gegen Riga, ehe der richtige Zeitpunkt gekommen war, den der Czaar für die Unternehmungen der Alliirten ausbedungen hatte, nämlich der Friede mit den Türken. Im Februar 1700 machte Flemming den Versuch auf Riga, der wie alle Anschläge Friedrich Augusts in diesem zwanzigjährigen Kriege völlig mißlang.

Eben so mußte Friedrich von Dänemark, da er die Vollendung der gottorpischen Schanzen nicht dulden wollte und nach seinen öfter wiederholten Erklärungen nicht glaubte dulden zu dürfen, zu früh losbrechen. Die mit ihm verbündeten deutschen Fürsten waren noch nicht gerüstet, als er plötzlich nach der gemilderten Kälte die Schanzen angriff und rasirte, zum Theil wußten sie auch nicht, was sie von diesem plötzlichen Ausbruch der Feindseligkeiten halten sollten, und einige von ihnen würden sich vielleicht, wenn sie nur die herkömmliche deutsche Frist von Einem

oder einem halben Jahre erhalten hätten, wenigstens zum Schein in eine Art von kriegerischer Positur gesetzt haben *). Nach der Rasirung der Holsteinischen Schanzen trauten die Dänen ihren Kräften mehr zu, als sie leisten konnten, und gaben durch ihre erfolglose Belagerung von Tönningen den Verbündeten des Gottorpischen Hauses Zeit über die Elbe zu gehen. Der schwedische Gouverneur von Bremen und Georg Wilhelm von Zelle rücken nach Altona vor, wo auch der Churfürst von Hannover mit seinen Leuten und 2000 Holländern zu ihnen stieß. Die Dänen müssen sich zurückziehen und benehmen sich in allen Stücken unentschlossen, schwach und feige, als eine englische und holländische Flotte, die König Wilhelm dem Herzog von Holstein zur Hilfe in den Sund geschickt hatte, die Landung Carl XII. auf Seeland gedeckt hatte. Die correspondirenden deutschen Fürsten saßen indessen stille und waren für die Mahnungen Dänemarks taub, Würzburg ausgenommen, welches ein Regiment marschfertig hatte. Der sächsische Succurs kam zu spät, bestand aus elendem undisciplinirtem Gesindel und wurde von der lüneburgischen Landmiliz und einigen regulären Haufen leicht zerstreut. Preußen errichtete nur langsam, spät und des Scheins halber bei Lenzen ein Lager. So war Dänemark zum Vergleich mit Holstein gezwungen, der am 18. August 1700 zu Travendahl geschlossen wurde, nachdem

*) Siehe über dies Alles und das Folgende Hojer's Chronik: König Friedrich des Vierten glorwürdigstes Leben. Tondern 1829. (Hojer war 1690 geboren).

es sich vorher, um nicht zu schwere Bedingungen zu erhalten, insgeheim mit dem Lüneburgischen Hause gesetzt und sich verpflichtet hatte, die neunte Cur anzuerkennen, sobald die correspondirenden Fürsten zufrieden gestellt seyen.

Zwölf Tage nach Abschluß dieses Tractats erklärt Peter den Schweden den Krieg und belagert Narva, wo er durch Carl XII. jene Niederlage erlitt.

Indessen war nach dem Tode Carl II. — den 1. Nov. 1700 — das Testament zum Vorschein gekommen, welches den zweiten Enkel Ludwigs, Philipp von Anjou zum Herrn der spanischen Monarchie machte und die europäischen Mächte zu außerordentlichen Anstrengungen aufrief. So erbärmlich das Reich war und obwohl den tiefer sehenden die elende Verfassung desselben kein Geheimniß hatte bleiben können, waren seine Kräfte und Zusammenhänge, wenn der Kaiser darüber gebot, doch von entscheidender Bedeutung und kam es vor Allem darauf an, ob es so viel Selbstständigkeit hatte, daß es zwischen Frankreich und dem Kaiser eine mittlere Parthei bilden konnte, die durch ihre neutrale Stellung und durch ein Eingreifen im rechten Augenblick die Rolle des Schiedsrichters hätte einnehmen müssen. An Abneigung und Widerwilligkeit gegen einen Krieg, den Viele nur als einen Hauskrieg des Kaisers betrachteten, auch an Besorgnissen vor einer zu großen Vermehrung der kaiserlichen Gewalt fehlte es zwar nicht, im Lauf des Jahres 1701 vereinigten sich sogar der fränkische und der schwäbische Kreis zur Behauptung einer neutralen Stellung und die beiden rheinischen Kreise traten

dieser Vereinigung bei; die Ligue der correspondirenden Fürsten bildete einen bequemen Mittelpunkt für die Errichtung einer dritten Parthei, die Frankreich aus allen Kräften betrieb, und Dänemark konnte einen passenden Rückhalt für dieselbe hergeben. Allein Selbstgefühl, ein bestimmtes Princip und Entschiedenheit fehlten noch dem Reiche seinem Kaiser gegenüber, wenn auch das Band zwischen Beiden schon bedeutend gelockert war. England und Holland gewinnen Dänemark für eine Defensiv-Allianz, Friedrich überläßt ihnen gegen Subsidien 12000 Mann und macht sich anheischig, sich der Errichtung einer dritten Parthei im römischen Reich sowohl als im Norden zu widersetzen. Kurz vor dem Abschluß dieses Bündnisses hatte Dänemark mit dem Kaiser — den 26. März 1701 — eine Defensiv-Allianz geschlossen, ihm gleichfalls für Subsidien 8000 Mann überlassen und durch eine grobe List — indem er seinen Gesandten geradezu desavouirte, sobald einmal die dänischen Truppen nach Italien und Holland abgezogen waren — hatte der Churfürst von Hannover von Dänemark eine genügende Erklärung über die neunte Chur zu erhalten gewußt und so viel bewirkt, daß die Union der correspondirenden Fürsten auseinanderging, Münster und Würzburg nach dem Beispiel Dänemarks sich mit dem churfürstlichen Hofe aussöhnten und die französischen Bemühungen, eine dritte Parthei zu errichten, für dießmal scheiterten. Jetzt erst — den 7. Sept. 1701 — wurde die entscheidende Allianz zwischen dem Kaiser und den Seemächten gegen das Bourbonische Haus möglich und nach

einem langen und trägen Widerstande ließ sich auch das Reich — im September des folgenden Jahres — in den Krieg mit hineinschleppen.

Den Krieg in Polen sahen die Seemächte und der Kaiser gern, weil er die immer noch gefürchtete Errichtung einer dritten Parthei verhinderte und was das Reich betrifft, dessen mechanische Verwicklung in den westlichen Krieg unterhielt. Alle Versuche, den Partheien im Norden eine neue Stellung zu geben, ihrem Krieg ein Ende zu machen und ihnen auf die kriegführenden Partheien im Westen Einfluß zu verschaffen, scheiterten an der Schwäche, Unentschiedenheit oder Planlosigkeit der Mächte, die hier im Norden ihr Wesen trieben.

Aus Interesse gegen Schweden nahm sich Dänemark Friedrich Augusts insgeheim an und schickte nach Polen einen Gesandten, welcher die Sache dieses Königs führen sollte, als derselbe — 1704 — von Carl entthront war. Der dänische Gesandte unterhandelte, nachdem Carl den Stanislaus Lescinsky auf den Thron gebracht hatte, mit der Conföderation von Sandomir, die mit dieser Wahl unzufrieden sich für August erklärt hatte, und eine Aenderung in den Verhältnissen würde vielleicht möglich gewesen seyn, wenn der König für verständige Vorstellungen zugänglich, einer planmäßigen Handlungsweise fähig und von seinen Favoriten abzubringen gewesen wäre. Da es also zu gefährlich war, sich mit einem solchen Fürsten zu verbinden, so wollte Friedrich IV. nicht einmal in ein Defensiv-Verhältniß mit ihm treten.

Preußen, welches insgeheim mit August, dem Czaar und Carl XII. fast immer zu gleicher Zeit unterhandelte und so lange den polnischen Unruhen ohne sich für eine Parthei zu entscheiden zusehen wollte, bis es seinen Gewinn daraus ziehen konnte, glaubte zu derselben Zeit, als Dänemark mit Polen unterhandelte und nach der Schlacht bei Hochstädt die französische und bayrische Macht nicht mehr zu fürchten war, daß seine Zeit gekommen sey. Es hatte Lust, das polnische Preußen oder wenigstens das Stift Ermeland sich zu verdienen und zu dem Ende sich mit Polen zu vergleichen. Allein Augusts unglücklicher Rückzug aus Polen vereitelte die preußischen Pläne und im November — 1704 — kam Marlborough selbst nach Berlin, brachte den König zur Ruhe und bedeutete ihm, er solle den Krieg in Polen nur immerhin gehen lassen, da den Seemächten damit am besten gedient sey. Im folgenden Jahre vereinigten sich dann die Seemächte von neuem, Schweden gegen alle neue Feinde beizustehen, aber auch Dänemark und Preußen wider einen schwedischen Angriff zu decken d. h. Carl XII. in seiner blinden und unbesonnenen Wuth nicht stören zu lassen.

Wurde einmal die gefürchtete Gefahr wirklich drohend, so geschah es, als Carl — 1707 — in Sachsen stand und, wenn er dazu fähig gewesen wäre, statt mit der Leidenschaft eines kühnen Spielers fortzurasen, eine politische Rolle hätte übernehmen können. Wirklich suchte er eine dritte Parthei zu errichten. Mit Wolfenbüttel wird die Defensiv-Alliance auf 5 Jahre erneuert, von dem Czaar

hatte er durch den französischen Gesandten eine Charte blanche zum Frieden in Händen, zwischen Preußen und Carl und Stanislaus wird gleichfalls eine Defensiv-Alliance geschlossen, die corresspondirenden Fürsten erheben wieder ihr Haupt und bewerben sich um ein Bündniß mit Schweden, die Bayern ergriffen gegen den Kaiser die Waffen, Schlesien war wegen Religions-Beschwerden unruhig und schien leicht in Bewegung zu setzen zu seyn, Villars dringt in Schwaben ein, um den allgemeinen Aufstand zum Sturz der kaiserlichen Autorität zu unterstützen: es kam nur noch darauf an, daß die Dänen sich mit der französischen Flotte vereinigten, die in die Ostsee kommen und den Rücken und besonders die Communication mit Schweden in Verein mit der schwedischen Flotte gegen die holländische und englische Seemacht frei erhalten sollte. Dänemark widersteht und Marlborough gewinnt durch bedeutende Geldsummen den Grafen Piper, daß er seinem Herrn vielmehr die Fortsetzung des russischen Krieges anrathen solle; die Alliirten stellen außerdem das Vertrauen zwischen August und dem Czaar wieder her und Carl stürmt nach Rußland seinem Untergange entgegen.

Es war nun zwar weder einer Parthei im Reiche gelungen, den illusorischen Reichszusammenhang aufzuheben und eine neue Gliederung des Ganzen zu bewirken, noch war Frankreich im Stande gewesen, die Illusion zu vernichten — die Reichstruppen zogen noch, wenn auch nur

mechanisch und schläfrig in das Feld, um sich wegen der Frage, wer von den beiden im Grunde gleich blödsinnigen Menschen, ob Philipp oder der österreichische Carl in Spanien herrschen solle, fast unaufhörlich schlagen zu lassen — dafür wurde nun das Reich, nachdem Carl XII. von seinem Glück verlassen war, der Spielball einer Macht, die sich jetzt aus der Barbarei herauszuarbeiten begann, und eines diplomatischen Kopfes, der ein Genie genannt zu werden verdiente, wenn zum Genie nicht die Einheit eines gediegenen Gedankens gehörte. Beide, der roh und rücksichtslos zugreifende Barbar und die Feinheit des Diplomaten scheiterten aber zuletzt auch wieder an der Macht der Gewohnheit, die das Bestehende beschützte, und an dem Respect, den der bloße Schein des Reichszusammenhanges — denn mehr als Schein und die bloße Gewohnheit war nicht mehr übrig — noch einflößte.

Der Schauplatz ist wieder der Norden und der Knoten der Intrigue wird in Holstein geschürzt*). Herzog Friedrich — das ist zuvor zu bemerken — war seinem Schwager nach Polen gefolgt und bei Clissow gefallen, als sein Sohn Carl Friedrich kaum drei Jahre alt war. Der Bruder des Verstorbenen Christian August und die

*) Vergl. Hojer, ferner: Geschichte des holstein-gottorpischen Hofes unter Regierung Herzogs Friedrich IV. und dessen Sohnes Herzogs Carl Friedrich. Hamburg 1774; und: Eclaircissemens sur plusieurs faits rélatifs au règne de Pierre le Grand extraits des papiers du feu comte de Bassewitz, in Büschings Magazin für neue Historie und Geographie; Band 9.

Wittwe Hedwig Sophie hatten die Vormundschaft, Christian August die Administration der Herzogthümer übernommen.

Das Unglück der Schweden brachte die nordischen Alliirten wieder näher zusammen; der Czaar und Friedrich August machen Dänemark in einem Augenblick, wo sein Beitritt zur Alliance noch werthvoll war, Anträge, Friedrich IV. glaubte aber, die Ereignisse würden warten, bis er seine Lustreise nach Italien — er unternahm sie besonders um des venetianischen Carneval willen — angetreten und vollendet hätte, und schloß erst nach seiner Rückkehr den 28. Juni 1709 eine Defensiv- und Offensiv-Alliance mit Friedrich August. Obwohl sich nun der Czaar, der indessen bei Pultava die schwedische Armee im südlichen Rußland vernichtete, nach diesem Siege nicht mehr zu bedeutenden Leistungen verstehen wollte, so entschloß sich Dänemark dennoch zum Bruch und unternahm eine Expedition nach Schweden, die völlig scheiterte. Dieser unglückliche Feldzug nutzte Niemandem als dem Czaar: während die dänische Flotte und Armee den schwedischen Succurs abhielt und gleichsam die Netze hütete, nahm Peter Riga, die Dünamünder Schanze, Reval, Wiburg, Aboe und Oesel weg. Dänemark erhielt zum Dank außer 6000 Russen weiter nichts als ein armseliges Geschenk von Schiffsmaterialien und 300000 Rubeln, die aber nicht einmal eher als im folgenden Jahre — 1711 — ausgezahlt wurden und zwar erst nachdem Menzikoff durch Uebersendung des Elephantenordens wohl gestimmt war.

In dem Tractat zwischen Dänemark mit Friedrich August war dem Herzog von Holstein-Gottorp und den schwedisch-deutschen Provinzen eine völlige Neutralität gesichert, weshalb auch Preußen nur zu einer Defensiv-Alliance zu bewegen war, da es in einem Kriege nichts zu gewinnen hatte. Carl XII. verwarf aber die Neutralität seiner deutschen Besitzungen und die Alliirten benutzten diesen Starrsinn, durch die Eroberung der schwedisch-deutschen Provinzen Dänemark und Polen frei zu machen. Der Feldzug Friedrich's und August II. gegen Stralsund und Rügen hat aber wiederum einen kläglichen Ausgang, die dänische Flotte und Armee kehren nach Hause zurück und es blieben nur 3000 Pferde in Pommern, die mit den Sachsen vereinigt Stralsund von ferne beobachteten, bis das russische Hilfscorps eintraf. Außerdem aber, daß die Russen das Land auszehrten und Stralsund nebst Stettin eingeschlossen hielten, richteten sie auch Nichts aus und sie sollten Nichts ausrichten. Im May des folgenden Jahres (1712) rückt endlich Menzikoff mit 40000 Russen in Pommern ein, — um mit den Andern über die Eroberung von Stralsund und Rügen zu „deliberiren."

Der Umstand, daß der schwedische General Steenbock aus Mangel an Lebensmitteln — gegen hundert Transportschiffe mit Ammunition und Proviant waren von den Dänen Ausgang Septembers vor Rügen ruinirt und verbrannt — zu einem Winterfeldzug sich gezwungen sah, sein Sieg über die Dänen, die er bei Gadebusch am 26. December überraschte und schlug, ehe die Russen und

Sachsen zu ihnen stoßen konnten, der Fehler, den er beging, als er sich, statt sich nach Polen durchzuschlagen, nach dem Holsteinischen wandte — Alles das trug dazu bei, die Verwirrung des Nordens zu vollenden, und gab dem gottorpischen Minister Görz die Gelegenheit, die Großartigkeit seines diplomatischen Genies zu beweisen.

Sogleich nach der Schlacht bei Gadebusch — den 2. Januar 1713 — wartete der Baron dem Könige von Dänemark in Flensburg auf und gab ihm die feierliche Versicherung, daß der Herzog eine vollkommene Neutralität beobachten werde. Tags darauf aber mußte der Administrator dem Grafen Steenbock einen Glückwunsch schreiben und ausdrücklich bemerken, daß ihm seine unverbrüchliche Ergebenheit gegen Schweden nicht erlaubt hätte, damit bis nach erhaltener Notification vom Sieger zu warten. Er schickte an den General außerdem den Geheimerath Bannier, um über die schon vorher verabredete Einräumung der Festung Tönningen nähere Rücksprache zu pflegen. Da man besorgte, daß der Commandant Wolf dem Befehl des unmündigen Herzogs nicht gehorchen würde, so wurde verabredet, daß Bannier und Reventlow nach Tönningen reisen und Wolfen im Namen des Administrators die Uebergabe der Festung mündlich befehlen sollten, zu welchem Ende der Administrator ihm den 10. Januar eine Ordre zuschickte, daß er Allem, was die beiden Geheimeräthe ihm befehlen würden, genau nachzuleben habe. Den 21. Januar wurde hierüber zwischen dem herzoglichen Hause und Steenbock ein förmlicher Tractat aufgesetzt, nachdem der Herzog den 13. desselben

Monats einen Botschafter nach Copenhagen geschickt hatte, der mit den heiligsten Eiden die Beobachtung der Neutralität gelobte. Eine Ordre desselben Inhalts wurde — des Scheins wegen — vom Administrator dem Commandanten von Tönningen zugeschickt, ein gleiches fürstliches Schreiben an den Grafen Steenbock den 28. Januar abgesandt und mit Fleiß den Dänen in die Hände gespielt. Ja, zum Ueberfluß fand sich der Graf Reventlow auf seiner Reise nach Tönningen, — auf der Reise, die er unternahm, um dem Commandanten den Willen des Administrators bekannt zu machen — bei dem König zu Husum ein und versicherte nochmals schriftlich die genaueste Neutralität. Sofort, nachdem der Tractat mit Steenbock — den 23. Januar — abgeschlossen war, begab sich der Administrator nach Hamburg, um dem Erfolg der Intrigue von Ferne zuzusehen.

Görz, dem Bassewitz in seinem sonst ausgezeichneten Memoire sehr Unrecht thut, wenn er von ihm sagt, daß seine einzige Parthei das Glück war und daß er mit demselben die Partheien wechselte, Görz, der vielmehr, wenn die Angelegenheiten die schlimmsten Wendungen genommen hatten, sich in seinem Elemente fand, verzweifelte nicht und hoffte den Sturm, der jetzt unaufhaltbar scheinen mußte, noch zu beschwören. Die Häupter der Verbündeten waren in Husum versammelt, um mit Steenbock in Tönningen zu unterhandeln; Görz, der sich als Vermittler und Zwischenhändler einzuführen gewußt hatte, fliegt zwischen Husum und Tönningen hin und her; man schöpft aber Argwohn, die holsteinische Vermittlung wird zurückgewiesen und da die

Duplicität, die man gottorpischer Seits in Bezug auf Tönningen bewiesen hat, endlich bekannt wird, so läßt der König von Dänemark die herzoglichen Länder und Aemter durch seine Truppen sequestriren.

Von Husum zurückgewiesen begab sich Görz zum Czaar, der sich damals in Hannover für einige Tage aufhielt. Görz rühmt gegen ihn die Wichtigkeit der Einverständnisse, die er im Schwedischen Reichsrath unterhielte, setzt ihm auseinander, wie leicht es sey, Carl zu stürzen und den jungen Carl Friedrich, dessen Neffen, auf den schwedischen Thron zu erheben, und verspricht ihm, da er sein Verlangen nach einem Besitz im deutschen Reiche kannte, falls er den Herzog unterstützen wollte, einen Theil der holsteinischen Staaten. Der Czaar glaubte aber, die Umstände seyen noch nicht so beschaffen, daß er sich mit Görz stellen könne, und setzte die Reise nach Rußland fort, ohne sich mit ihm in Auseinandersetzungen einzulassen.

Menzikoff, dessen Entschließungen von zwei Gesichtspunkten bestimmt wurden und der es am liebsten sah, wenn er zu gleicher Zeit beiden folgen, d. h. die Macht seines Herrn vergrößern und sich selbst bereichern konnte, war vom Czaar in Deutschland zurückgelassen. Görz wandte sich nun an ihn, legte ihm den Plan eines Canals durch Schleswig vor, der die Russen der Fahrt durchs Categat überhöbe, und lockte ihn durch die Aussicht, daß er den Bau selbst übernehmen und mit dem ungeheuren Ertrag des Canals sein Vermögen vergrößern könne. Der Fürst wird gewonnen, läßt Görzen zu den Verhandlungen in Husum

2*

zurückrufen und faßt dagegen den Plan, den jungen Herzog von Holstein mit Anna, der ältesten Tochter des Czaaren zu vermählen.

Von der Ansicht ausgehend, daß man ihm keine Eroberung in Deutschland zugestehen würde und Dänemark und Sachsen hinreichten, um sich ihrer zu Schwedens Ruin zu bedienen, hatte der Czaar für jetzt auf einen Besitz im deutschen Reich Verzicht geleistet und sah er es gern, daß der König von Dänemark, der nach der Capitulation Steenbocks — am 16. May — die Belagerung Tönningens fortsetzte, sich in Holstein mit Geld und neuer Mannschaft bereicherte, weil er dadurch gegen Schweden um so stärker würde. Menzikoff dagegen statt nach dem Befehle seines Herrn die russische Armee zurückzuführen, ging in die entgegensetzten Pläne Görzens ein.

Dieser will die Neutralität der herzoglichen Länder schlechterdings noch durchsetzen, will zugleich in den Augen der Schweden das Verdienst haben, daß er ihre Provinzen über dem Meere gerettet habe, muß sie also zuvor in Gefahr setzen, treibt die Generale der Verbündeten dazu an, in dieselben einzufallen, verhandelt in Hamburg mit dem Grafen Welling, dem schwedischen General-Gouverneur von Bremen, Verden und Pommern, und gewinnt ihn für die Ansicht, daß diese Provinzen nur gerettet werden könnten, wenn sie neutralen Fürsten übergeben würden. Welling übergab Bremen und Verden wirklich an Hannover und giebt seine Zustimmung dazu, daß Wismar und Stettin holsteinischen Truppen anvertraut werden sollen. Da aber

dieselben noch im Sold der Generalstaaten waren und zur Besetzung dieser Festungen ohnehin nicht ausreichten, so sollte dem Administrator die Wahl des Fürsten, der die Besatzung zur Hälfte zu übernehmen habe, überlassen werden.

Anfänglich hatte Görz durch Bassewitz, seinen Botschafter, den neuen König von Preußen gewonnen: — der Vertrag mit Friedrich Wilhelm I. wurde am 22. Juni abgeschlossen. Da aber Meyerfeld, Commandant von Stettin, sich nicht auf die Ordres des General Welling freiwillig ergeben will, Gewalt also nothwendig war, trat Preußen zurück, mit der Entschuldigung, daß es lediglich zur Ruhe und Sicherheit des deutschen Reiches das Sequestrum zu übernehmen sich habe bereden lassen. Für Görz war es nun leicht, mit Flemming sogleich — den 20. August — einen neuen Vertrag zu schließen, wonach die Vortheile, die Preußen versprochen waren, auf Sachsen übertragen wurden. Aus Furcht, daß ihm Stettin, welches es im Gedanken schon zu besitzen meinte, entgehe, setzt sich Preußen bald darauf mit den Alliirten wieder in Einverständniß und will es sich dazu verstehen, daß die Festung von einer halb russischen und halb preußischen Mannschaft besetzt werde. Das Interesse von Holstein verlangte aber, daß Stettin nur den Preußen übergeben würde: doch Alles schien sich dagegen verschwören zu wollen. Flemming trachtet nach den Vortheilen, die ihm Görz versprochen; Menzikoff will sich für seinen Ungehorsam gegen die Befehle des Czaaren eine Entschuldigung gewinnen und beweisen, daß es nützlich und von ihm Recht war, die Armee in Deutschland zurück-

zubehalten: der verwegene Barbar beginnt sogar schon das Bombardement der Festung. Bassewitz, dem Görz während einer diplomatischen Reise nach Hannover die Leitung der Geschäfte überlassen hatte, sieht, daß er das Gewitter auf der Stelle beschwören müsse, geht zu Menzikoff, unterredet sich mit ihm und gewinnt ihn durch die Summe von 400000 Thlr., daß er Stettin den Preußen läßt. Bassewitz weiß nun auch den Commandanten der Festung zur Ueberzeugung zu bringen, daß Widerstand unmöglich sey, Meyerfeld erhält freien Abzug und Preußen — nachdem Flemming durch jene Gründe, welche bei den Diplomaten dieser Art am meisten gelten, beschwichtigt war — besetzt Stettin.

Preußen handelte schon nach seinem Versprechen und verwandte sich für das Haus Gottorp in Hannover, im Haag und in London, Anna und Georg neigten sich schon zu dem Bündnisse, da aber seine eigene Macht noch nicht hinlänglich gesichert und die Armee kurz nach der Thronbesteigung des jungen Fürsten noch nicht im besten Zustande war, konnte es nicht mit der reißenden Schnelligkeit handeln, die Görz im Interesse seiner Pläne fordern mußte. Dazu kam, daß der Czaar durchaus darauf besteht, Dänemark gegen Holstein zu unterstützen; — alle Pläne Görzens scheitern und im Anfange des folgenden Jahres mußte dieser die letzte Stütze der holsteinischen Macht — durch die Uebergabe Tönningens an die Dänen (den 7. Februar 1714) — fallen sehen.

Görz verzweifelte noch nicht. Menzikoff, der im De-

tober des vorigen Jahres mit einem bösen Gewissen aus Pommern aufbrach, hatte mit ihm die Abrede genommen, daß er Bassewitz als Unterhändler zum Czaar schicken solle. Während Görz zu gleicher Zeit dem Herzog Leopold von Mecklenburg, der mit seinen Landständen in Streit lebte, die Idee beibrachte, daß er sich um die Protection des Czaaren bewerben solle, und jene Verbindung einleitete, die bald nachher durch die Vermählung des Herzogs mit der Prinzessin Katharine, Nichte des Czaaren, befestigt wurde, schickte er mit Instructionen, die er wegen der Gefährlichkeit dieses Handels mit Fleiß ziemlich unbestimmt gehalten hatte, Bassewitz nach Rußland ab. War die Zweideutigkeit dieser Botschaft dem durchdringenden Blick des Czaaren an sich schon klar genug, so wurde die Stellung Bassewitzens noch viel gefährlicher, als indessen Tönningen von den Dänen erobert war, die Documente, welche das Benehmen Görzens in der Steenbockischen Angelegenheit bewiesen, den Eroberern in die Hände fielen und der Czaar von ihnen die Copieen erhielt. Bassewitz mußte nun die Anträge bestimmter formuliren — der Czaar garantirt dem Herzog die Erhaltung der Festungswerke von Tönningen und die Rückgabe der beiden Herzogthümer, verpflichtet sich, dem Herzog nach dem Tode Carls zur Besteigung des schwedischen Throns behülflich zu seyn, und soll dafür aus den eroberten schwedischen Provinzen nach Belieben wählen dürfen, wenn der Herzog auf den schwedischen Thron gelangt wäre — Peter hielt es aber noch für abentheuerlich, auf die Anträge

des einzeln stehenden Görz einzugehen und ließ seinem Abgesandten die Pässe geben.

Görz hatte indessen, während Bassewitz in Petersburg auf eigene Gefahr und um der Gefahr der sibirischen Gefangenschaft zu entgehen, mit bestimmteren Anträgen hervorgetreten war, seine Stellung völlig geändert. Die Einnahme Tönningens, die Auffindung der gefährlichen Documente und die Befreiung des alten Geheimeraths-Präsidenten Wedderkopp, der auf sein Betreiben in der Festung seit mehreren Jahren gefangen saß und nun seine Intriguen in Copenhagen enthüllte, hatte ihn allerwärts um seinen Credit gebracht. Nur Eine Zuflucht blieb ihm noch — Carl XII., dessen Ankunft aus der Türkei nahe bevorstand. So pflanzte er nun wirklich die Fahne dieses Fürsten auf und brach offen und rücksichtslos mit allen Höfen, die er bisher so lange Zeit hindurch geschont hatte. Die holsteinischen Truppen waren indessen aus Brabant in Pommern angekommen; er nahm sie augenblicklich in Schwedens Sold und ließ sie dieser Krone den Eid schwören. Bassewitz, auf dessen Untergang er gewiß rechnen zu dürfen glaubte, sobald die Nachricht von dieser neuen Wendung der Dinge nach Petersburg gekommen seyn würde, war zu seinem Glück schon auf der Rückreise begriffen und nicht mehr weit von der russischen Gränze entfernt, als der Czaar die neue Botschaft erhielt; Görz half sich nun damit, ihn zu desavouiren, um den Folgen seiner Kühnheit, daß er durch diesen Botschafter über die Nachfolge in Schweden mit dem Czaar unterhandelt hatte, zu entgehen.

Als nun Carl — Ende Novembers 1714 — in Stralsund ankam, war Görz Allen zuvorgekommen; Bassewitz klagt, Wedderkopp klagt, (diesen schätzte Carl, für jenen sprach sein Verwandter, der General Bassewitz), Carl las die Memoiren beider aufmerksam durch, erwidert aber kein Wort, — der Gedanke, daß er der Politik Görzens nöthig habe, daß nur Görz sein Mann sey, schien ihm alle Bedenken und Rechtsgründe zu überwiegen.

Nach der Eroberung Stralsunds und seiner Vertreibung aus Deutschland behielt Carl XII. die Spannkraft seines Geistes, nur scheint das Scharfe und Blitzähnliche seines früheren Hasses einer mehr düsteren Hartnäckigkeit Platz gemacht zu haben. Görz stand ihm treulich zur Seite und rieth ihm, sich mit dem mächtigsten der verbündeten Gegner zu vereinigen — dem Czaar, der gerade jetzt in seiner Gereiztheit gegen die Dänen, die seine Schritte mit Argwohn betrachteten, und gegen die Engländer, die seiner Absicht, einen Hafen an der Ostsee zu gewinnen, entgegen waren, ganz dazu gestimmt sey, auf den Plan einer völligen Veränderung der Politik einzugehen. Auf Menzikoff war sicher zu rechnen.

Zuletzt noch war der Czaar darüber erbittert, daß ihm Wismar, auf welchen Hafen er ein Auge gehabt hatte, entgangen war. Als die Dänen, Preußen und hannöverschen Truppen die schwedische Besatzung dieses Ortes — im April 1716 — zur Uebergabe gezwungen hatten und

die Stadt besetzten, näherten sich auch die drei russischen Regimenter, die unter dem Fürsten Repnin in Mecklenburg zum Schutz des Herzogs lagen, und verlangten wenigstens die Mitbesetzung der Festung. Obwohl es ihnen abgeschlagen wurde, wollten sie dennoch mit den andern Völkern eindringen und wichen erst, als die Hannoveraner auf sie Feuer zu geben drohten. Da ihm auf diese Weise die Stadt entgangen war, so bot nun der Czaar, im Namen des Herzogs von Mecklenburg — der an demselben Tage, an welchem Wismar überging, sich mit der russischen Prinzessin zu Danzig vermählte — große Summen für die Ueberlassung dieser Festung, fand aber weder bei König Friedrich noch bei Hannover Gehör. Der Czaar hatte sogar den kühnen Gedanken gehegt, Mecklenburg für sich zu gewinnen, er glaubte sich der Erreichung seines Lieblingswunsches — in Deutschland festen Fuß zu fassen — bereits zu nähern, als er auf Ansuchen des Herzogs 20000 Russen nach Mecklenburg schickte, die dem Vorgeben nach den Dänen bei ihrem Vorhaben auf Schonen zum Succurs dienen sollten, in der That aber nur es sich in Mecklenburg wohl seyn ließen — allein England und Dänemark wollten ihn nicht zum Nachbarn haben, so wenig wie der Kaiser — bei dem er schon vor drei Jahren um die Anerkennung als Reichsstand wegen Lieflands vergeblich angehalten hatte — nach der Ehre geizte, ihn zu seinen Reichsfürsten zu zählen. Die Verstimmung unter den Alliirten erreichte endlich den höchsten Grad, als der Czaar — in der Mitte des Jahres 1716 — mit 40000 Russen, um Dänemark bei dem

Angriff auf Schonen den versprochenen Beistand zu leisten, das dänische Gebiet betrat, aber die Landung auf Schonen vielmehr vereitelte und sich so aufdringlich benahm, daß seine Absicht, Copenhagen zu überrumpeln, kein Geheimniß blieb. Die Vorsichtigkeit der Dänen bewog ihn, seine Armee und Flotte wieder abzuführen.

Die Zeit für Görzens Plan war nun gekommen. Carl und der Czaar — dieß war der gigantische Plan — sollten sich vergleichen, der letztere alle Eroberungen bis auf Finnland behalten und Carl sich auf Kosten Dänemarks und Hannovers entschädigen; England sollte unschädlich, Georg gestürzt und der Prätendent auf den Thron gehoben werden. Görz reiste nach Paris, leitete die Verbindung mit den Anhängern der Stuarts ein und setzte sich sogar mit dem gleich kühnen Alberoni in Madrid in Einverständniß. Die Verschwörung wurde zwar entdeckt, Carl und Peter desavouirten den Abentheurer des Scheines wegen, gaben aber den Plan nicht auf und sannen nur darauf, ihm eine solide Basis zu geben. Der Czaar begab sich selbst nach Paris, um den Regenten für das Project zu gewinnen, unterredete sich darauf, da seine Schritte in Frankreich vergeblich waren, in Holland mit Görzen und legt mit ihm den Grund zu einem Particular-Frieden zwischen Schweden und Rußland — einem Frieden, über den zuletzt noch auf Ahland verhandelt wurde. Allein der Tod Carls XII., welchem die schmähliche Hinrichtung Görzens folgte, machte den Verhandlungen ein Ende.

Von der Thronfolge in Schweden ausgeschlossen und von Allen verlassen, warf sich Carl Friedrich von Holstein Bassewitz in die Arme. Der alte Wedderkopp wurde anfänglich auch in den Rath gezogen, aber seine peinlichen Berechnungen schienen dem Hofe, der sich in Hamburg niedergelassen hatte, nicht mehr zeitgemäß zu seyn. Man stellte dem Herzog vor: „Wedderkopp passe nicht zum Geheimenrath, noch zu dessen Präsidenten. Er wolle alles zehnmal überlegen, mit der Feder nochmals ausführen und durch Rechtsschlüsse behaupten, was jetzt ohne diese Weitläufigkeiten zu gewinnen sey; ein hurtiger Begriff von Mutterwitz unterstützt regiere jetzt die Welt, durch Geld, gute Freunde, beim Spiel und einem Glase Wein würden jetzt die Staatssachen viel leichter abgemacht als sonst durch juristische Deductionen. Der Herr von Bassewitz wolle durch seine Staatsklugheit den Unterschied in den Handlungen der alten und neuen Welt zeigen und einen so verdrießlichen Lehrmeister — (Wedderkopp hatte nämlich auch über die Lebensart des Hofes sein Mißfallen geäußert) — überflüssig machen. Man müsse jetzt handeln und Bassewitz getraue sich in drei Monaten eine unglaubliche Veränderung in den holsteinischen Angelegenheiten zu Wege zu bringen."

Der Hof tritt — 1720 — seine Reise an, die ihm um so leichter seyn mußte, da er ohne Land war. In Hannover wird er schnöde zurückgewiesen, in Berlin findet er Höflichkeit und Bewirthung im Tabacks-Collegium, sonst Nichts, in Dresden, wo man sich selbst nicht zu rathen wußte, konnte er Nichts erreichen, in Wien, wo er sich

darauf hinwandte, erhält man von dem Kaiser, daß Dänemark Holstein frei geben muß, in Bezug auf Schleswig, welches nicht zum Reich gehörte, war aber Nichts zu erlangen; im Winterquartier, welches in Breslau aufgeschlagen wird, entwirft Bassewitz den Plan, den Czaar zu gewinnen und die Schweden, die Carl Friedrich verworfen hatten, mit diesem zu schrecken; Bassewitz schreibt nun demgemäß nach Rußland, bettelt für seinen Hof um Reisegeld und schickt endlich, als der Czaar dieß Gesuch abgeschlagen, sonst aber die größten Dinge für den Herzog versprochen hatte, sein Ultimatum an den kaiserlichen Hof nach Wien. Die Antwort ließ lange auf sich warten und lautete, als sie eintraf, dahin, daß Seine Kaiserliche Majestät nach reiflicher Ueberlegung des eingereichten Memoire's es durchaus nicht mißbilligen könne, daß Seine Königliche Hoheit — ein Titel, den der Herzog auf Anrathen seiner Umgebung angenommen hatte — nach Rußland ginge, um sich um die Protection eines so mächtigen und großmüthigen Monarchen wie des Czaars zu bewerben.

So wurde der deutsche Reichsfürst — 1721 — nach Rußland gestoßen, wo er für seine Interessen zu spät, aber gerade noch früh genug ankam, um denen des Czaars zu dienen. Dieser versprach ihm zwar, nachdem Schweden in den Friedensunterhandlungen der Jahre 1719 und 1720 an Hannover Bremen und Verden, an Preußen Stettin und alle jenseits der Peene liegenden pommerschen Lande abgetreten und Dänemark den ewigen Besitz von Schleswig zu garantiren versprochen hatte, mit dem Feinde keinen

Frieden zu schließen, so lange ihm nicht die Thronfolge in Schweden gesichert wäre, aber vergaß ihn in dem Frieden, den er — zu Nystadt den 30. August 1721 — zum Theil durch die Drohung mit dem Thronbewerber erreichte und der ihm und seinen Nachfolgern Polen, Dänemark und Schweden preisgab.

Peter sagte einmal zu Bassewitz während dessen erstem Aufenthalt zu Petersburg: „euer Hof, durch die ungeheuren Pläne Görzens geleitet, erscheint mir wie ein kleines Boot, welches den Mast eines Kriegsschiffes trägt und von dem kleinsten Winde in die Seite gefaßt, untergehen muß." Das deutsche Reich war dagegen ein ungeheures formloses Wrack, dem jede Bewegung schwer fiel und dessen Mannschaft sich über elende Kleinigkeiten stritt, während das Ungeheuer von Schiff schon eine Beute und der Spott der Feinde geworden war.

§. 2.

Der Verfall des Reichs.

Nach dem Nymweger Frieden bestellte Ludwig die Reunions-Kammern, die untersuchen sollten, was vordem zu Toul, Metz und Verdün, der Landgrafschaft Elsaß und der Franche Comté gehört habe, und zwang die Reichsstände, die ihm durch den Spruch dieser Kammern zufielen, ihm zu huldigen. In denselben Ländern führte er zu Gunsten der katholischen Religion viele Neuerungen ein, welche der Norm des im westphälischen Frieden festgesetzten Entscheidungsjahres zuwider waren.

Indessen erhielt er eine andere Gelegenheit mit dem Reiche seinen harten Spott zu treiben. Der Churfürst von der Pfalz war ohne Erben gestorben und die Schwester desselben, die Herzogin von Orleans, machte auf seine Allodial-Verlassenschaft Ansprüche, — Ludwig ließ sie diese Ansprüche erweitern und erklärte, daß er dieselben unterstützen werde. Es kommt endlich zum Kriege, da die Franzosen — die Deutschen hätten sonst dem Spotte Ludwigs

bis ins Endlose ihre juristischen Protestationen entgegengestellt — 1688 ins Reich einfallen.

Der Kaiser verlangte nun, daß das Reich den Krieg erkläre; Chur-Brandenburg verlangte dagegen auf dem Reichstage*), der Kaiser und alle Reichsstände ohne Unterschied der Religion sollten erklären, daß sie dazu helfen würden, die evangelische Religion in den Stand des Entscheidungsjahres zurückzubringen. Allgemein zugestanden! Als Kriegsursache wurde die widerrechtliche Reformation in den Kirchensachen angegeben, als Zweck des Kriegs die Zurückführung des alten Zustandes auch in den geistlichen Dingen und als Joseph I. 1691 zum römischen Kaiser gewählt wurde, verpflichtete man ihn in der Wahlcapitulation auf einen Artikel, der eben dahin lautete.

Was aber alle Erklärungen und Verpflichtungen im deutschen Reiche bedeuteten, zeigte sich noch während des Krieges, da die katholische Geistlichkeit die feindliche Invasion benutzte, um unter dem Schutz derselben evangelische Kirchen sich anzueignen, und zeigte sich noch häßlicher im Anfange der Friedensunterhandlungen zu Ryßwick, wo der kaiserliche Gesandte den Evangelischen erklärte, die geistlichen Angelegenheiten gehörten nicht in die Verhandlungen mit einer auswärtigen Macht und seyen als eine rein einheimische Sache allein zwischen dem Kaiser und dem Reich zu vergleichen.

*) Ueber diese und die folgenden Verhandlungen, siehe: J. J. Moser, deutsches Staatsrecht. Buch I. Cap. 21. 22. 23.

Die Unterschrift des Friedens-Instruments stand noch bevor und die angesehensten evangelischen Gesandten hatten sich nach dem Haag begeben, um durch ihre „Explicationen, Protestationen, Reservationen" und dergleichen eine günstigere Redaction der unbestimmten Versprechen des Instruments zu bewirken, als der französische Gesandte den 19ten October 1797 in der Nacht halb zwölf Uhr verlangte, daß dem vierten Artikel, welcher die Restitution der eroberten Landschaften versprach, die Clausel beigefügt würde: „so jedoch, daß die römische Religion in den Orten, die restituirt würden, in ihrem gegenwärtigen Stande bleibe."

In dieser Gestalt wurde der Friedenstractat von dem Kaiser und den katholischen Ständen unterzeichnet und die Evangelischen müssen ihn auch ratificiren, da sie sich von ihrem Oberhaupt verrathen sehen. Sie leiteten nun zwar auf dem Reichstage Verhandlungen über diese Angelegenheit ein, da sie aber sahen, daß die katholischen Stände die französische Clausel durchaus zu ihrem Vortheil zu benutzen entschlossen seyen, so brachen sie die Verhandlungen im Sommer 1699 als unnütz ab. Ohnehin geriethen die Geschäfte des Reichstages um diese Zeit sogar völlig ins Stocken, da die Ligue der correspondirenden Fürsten auf Betrieb Dänemarks auf dem Fürstentage zu Goslar beschloß, vor erhaltener Genugthuung wegen der eigenmächtigen Errichtung der neunten Chur keinen Reichs-Deliberationen beizuwohnen.

Nur mit Mühe brachte es der Kaiser, nachdem er wegen der spanischen Erbfolge an Frankreich den Krieg

erklärt hatte, dahin, daß die Reichsverhandlungen wieder in Gang kamen. Als er die Stände durch ein Commissions-Decret auffordern ließ, den Krieg gegen Frankreich zu einem Reichskrieg zu machen, erklärten die Evangelischen dem Principal-Commissär, sie wären bereit, sich in Deliberationen einzulassen, müßten aber auch erwarten, daß sie zuvor von der kaiserlichen Commission und von den katholischen Ständen die Versicherung erhielten, daß alle Religionsirrungen beseitigt würden und der Ausgang des bevorstehenden Krieges nicht zum Nachtheil ihrer Religions-Freiheit ausschlagen solle. In der That erhielten sie von Seiten des kaiserlichen Commissärs sowohl als der katholischen Stände die schriftliche Versicherung, daß die Religionsbeschwerden sogleich in Angriff genommen und mit den jetzt vorliegenden Reichs-Geschäften in gleichem Schritt behandelt werden sollten. Als nun das kaiserliche Commissions-Decret in Sachen des Reichs-Krieges wirklich in Ueberlegung genommen werden sollte, gab Magdeburg sein Votum bestimmter dahin ab, daß Alles, was Frankreich von seinen letzten Eroberungen wieder abgenommen und zum Reich gebracht werden würde, sowohl in geistlichen als in weltlichen Dingen wieder in den Stand gebracht werden sollte, in dem es sich vor der französischen Occupation befand und wie es sich nach dem westphälischen Frieden gebühre. Die katholischen Stände wandten Nichts dagegen ein und ließen es bei ihrer vorigen Erklärung bewenden; da aber die Evangelischen sahen, daß sie in ihrem Votum auf die bestimmtere Forderung Magde-

burgs nicht eingingen, so bestanden sie darauf und erreichten es auch, daß in das Reichsgutachten vom 30. September 1702 jene nähere Bestimmung über die etwaigen Rückeroberungen aufgenommen wurde.

Sobald aber einmal von Seiten des Reichs der Krieg erklärt war, sahen die Evangelischen, als sie auf Erörterung der Religionsbeschwerden drangen, daß es den katholischen Ständen niemals Ernst gewesen, denselben abzuhelfen oder sich auch nur in eine Erörterung einzulassen. Sie erklären daher, daß sie an keiner Reichs-Deliberation Theil nehmen könnten, bevor nicht die Religions-Angelegenheiten auf dem Reichstage verhandelt würden. Die Katholischen weichen aus, machen Winkelzüge und illusorische Vorschläge — (im Anfange des Jahres 1703) —. Der Reichstag fällt dadurch während des ganzen Jahres 1703 in Unthätigkeit; alle Geschäfte sind gehemmt; in anderthalb Jahren kam es nicht einmal zur Conferenz.

Auf weiteres Andringen der Evangelischen erklärten endlich die Katholischen im Lauf des Jahres 1704, daß sie gar nicht gesonnen oder im Stande wären, den westphälischen Frieden als Regel für die Entscheidung der Religionsbeschwerden anzuerkennen.

Dieß veranlaßte den König von Preußen, unter dem 6ten December 1704 an die Regierungen seiner Landschaften, wo sich Katholiken befanden, den Befehl zu erlassen, sie sollten ihren Untergebenen, besonders aber der Geistlichkeit und den Klöstern bekannt machen, er werde sie eben so behandeln, wie die katholischen Regierungen die

Evangelischen behandelten, wenn die regensburgischen Religionsverhandlungen nicht den erwarteten Erfolg hätten: sie möchten sich daher nur bei Zeiten an die katholischen Obrigkeiten wenden und die Abhülfe der Beschwerden veranlassen. Im Juli 1705 ordnete Preußen wirklich eine Administrations-Commission ein und richtete so viel aus, daß Pfalz wegen seiner evangelischen Unterthanen mit ihm einen Vergleich schloß.

Zu Regensburg aber erfolgte Nichts dergleichen, ja die katholischen Stände traten endlich offen mit der Behauptung auf, wenn der westphälische Frieden als Richtschnur angenommen würde, so müßte mit dem ryßwicker Frieden dasselbe geschehen. Nach vergeblicher Auswechslung von Repliken und Dupliken gaben die Evangelischen die Hoffnung auf und beschlossen, nicht mehr mit den Katholischen zu unterhandeln.

Nachdem die Sache bis zum Jahr 1709 liegen geblieben war, lebte sie bei den beginnenden Friedens-Unterhandlungen wieder auf. Die Evangelischen hielten nämlich bei der Königin von England und bei den Generalstaaten darum an, daß die Religions-Sachen in die Friedens-Präliminarien aufgenommen würden. Die Katholischen werden besorgt und verhandeln wieder; es erfolgen aber nur unnütze Repliken, Dupliken, Tripliken, es kommt sogar bis zu einer katholischen Sextuplik, worauf die Evangelischen von neuem den Beschluß fassen, sich mit den Katholischen nicht weiter einzulassen.

Nach Abbruch der Friedensunterhandlungen machte

Frankreich den Verbündeten neue Vorschläge — im Jahr 1710 — und geht darauf ein, daß die Clausel des vierten ryßwicker Artikels gestrichen werde. Die Besorgnisse der Katholischen nehmen zu und sie wollen nun auf einmal die Religionssache als eine rein einheimische betrachtet und behandelt wissen. Die Evangelischen erinnern sie an ihre frühere Zusage — ohne allen Erfolg.

Der unerwartete Tod Kaiser Josephs — 1711 — und die Erwählung Carls VI. ließ die Sache wieder zur Sprache kommen. Im vierten Artikel der Wahlcapitulation, die Carl beschwört, heißt es: „er solle und wolle keinen Frieden schließen ohne der Churfürsten, Fürsten und Stände Zuthun und Einwilligung und insonderheit darauf sehen, daß das von dem Feinde im Reich Occupirte in den alten, den Reichs-Fundamental-Gesetzen und Friedensschlüssen gemäßen Stand restituirt würde.“ Die Evangelischen wollten unter der Rubrik dieser Friedensschlüsse den ryswicker nicht mit einverstanden wissen, die Katholischen aber diesen Vorbehalt an seinem Orte ausgestellt seyn lassen.

Durch den Wechsel des Ministeriums in England kam es zu den Friedensunterhandlungen, deren Eröffnung der Kaiser unterm 15ten März 1712 dem Reiche meldete. Eine Reichs-Deputation konnte aber nicht zu Stande kommen, da die Katholischen, als der Widerpart an die Zusagen von 1702 erinnert, darauf bestehen, daß die Religions-Angelegenheit als eine rein einheimische behandelt werde. Die Evangelischen und die Katholischen

schicken daher zu den Friedensverhandlungen besondere Gesandtschaften, jede mit entgegengesetzten Instructionen.

Alle Böswilligkeit der Katholischen und ihre Intriguen schienen bereits ohne allen Nutzen gewesen zu seyn, da die Königin von England ihre Gesandten darauf anweist, auf die Annullation der vielbesprochenen Clausel zu dringen, als im Augenblick der höchsten Gefahr der Pabst den Pater Le Tellier, Beichtvater Ludwigs, beschwört, bei dem König Alles anzuwenden, daß er die Clausel nicht cassiren lasse. Der bigotte König, der ohnehin den von ihm dictirten ryßwicker Frieden nicht gern aufgab, war leicht gewonnen.

Die katholischen Stände und der kaiserliche Gesandte in Utrecht benutzten diese neue Wendung der Angelegenheit, gaben den evangelischen Gesandten immer nur zur Antwort, die Hände seyen ihnen gebunden, und schoben Alles auf die Entschließung des Königs von Frankreich.

Es erfolgt nun der Friedensschluß zwischen England und Frankreich am 11ten April 1713, wonach der westphälische Friede als Norm für die Angelegenheiten in Deutschland gelten soll; auf derselben Grundlage wird an demselben Tage der Friede zwischen Frankreich und Preußen abgeschlossen; dasselbe ist der Fall mit dem gleichzeitig abgeschlossenen Tractat zwischen Frankreich und den Generalstaaten. —

Evangelischer Seits, da man immer behauptet hatte, daß mit dem westphälischen Frieden die ryßwicker Clausel nicht bestehen könne, setzte man nun voraus, daß die letztere außer Kraft gesetzt sey; der Kaiser aber, der mit Frankreich

noch kriegte, ließ sich dazu gebrauchen, die entgegengesetzte Auslegung rechtskräftig zu machen. Im rastatter Frieden wurde zwischen ihm und Frankreich festgesetzt, daß der westphälische, nymwegische und ryßwicker Frieden in weltlichen und geistlichen Dingen pünktlich vollzogen und heilig geachtet werden sollten.

Die Evangelischen klagten nun bei aller Welt, beim Kaiser selbst, bei England, Preußen, den Generalstaaten; der Kaiser geht aber auf Nichts ein und verhöhnt und verspottet endlich die Querulanten in einer Weise, die ihm zwar keine Ehre macht, aber in Bezug auf die Stände auch nicht ungerecht genannt werden kann. Die Aufhebung der Clausel, erwidert er ihnen, stehe weder in seiner Macht, noch im Willen Frankreichs. Wie der Krieg geführt, so sey der Frieden. Er, der Kaiser, würde sich zum Abschluß desselben wahrlich nicht genöthigt gesehen haben, wenn man die von ihm zum öftern zeitig genug geforderten Anstalten im Reich mit gesammter Hand getroffen hätte, seinen reichsväterlichen Ermahnungen rechtschaffen gefolgt wäre und mit und neben ihm gleich andern guten Patrioten ein Jeder dem Vaterlande seine Liebe und Schuldigkeit bewiesen hätte.

Als endlich der Kaiser in Baden — den 7ten September 1714 — den Frieden für das Reich schloß, bestand das ganze Friedenswerk darin, daß das bloße Formular des rastatter Friedens umgeändert und auf das Reich angepaßt wurde. Die Evangelischen protestiren wieder, aber der Kaiser kehrt sich nicht daran und weist das Reichs-

kammergericht dahin an, den Badner Frieden in allen Stücken zu beobachten.

Die nächsten Friedensjahre benutzten die Evangelischen zur Fortsetzung ihrer Querelen, bis die Zeit und Ermattung auch diesen ein Ende machte.

Sie mußten es daher ordentlich als ein Glück betrachten, daß Frankreich, als es wegen der neuen polnischen Königswahl 1733 dem Kaiser den Krieg angekündigt hatte, Kehl wegnahm und der Kaiser das Reich daran zu erinnern hatte, daß es Frankreich gleichfalls den Krieg zu erklären habe. Erhielten sie doch nun wieder Gelegenheit, statt zu handeln, vielmehr zu deliberiren!

Wirklich bezeichnen sie dem Kaiser, als die Deliberationen wieder in Gang gekommen waren, den 2. Dec. 1733, als die erste Bedingung der Mithülfe zur Bekämpfung des Reichsfeindes die unbedingte Anerkennung des westphälischen Friedens; die Weigerung des Kaisers, diese Anerkennung zu verbürgen und zu gewähren, gibt wieder die erwünschte Gelegenheit zu Beschwerden, zu Repliken, Dupliken, Tripliken und zu einer Quadruplik; endlich vereinigte man sich zu dem Reichsgutachten vom 16. Februar 1734, daß Alles, was sowohl in den Landen, die man unter göttlichem Beistande wieder zu erobern hoffe, oder auch sonsten auf Anlaß der vorigen Kriege mit Frankreich in geistlichen und weltlichen Dingen geändert sey, in den alten den Reichs-Fundamental-Gesetzen gemäßen Stand wieder hergestellt werde.

So kam es nun zu jenen zwei elenden Campagnen,

die für Kaiser und Reich so höchst unglücklich ausfielen und die Schande beider vor der Welt vollendeten. In aller Stille schloß der Kaiser am 3. October 1735 die Wiener Friedens-Präliminarien, in denen er Bar und Lothringen an Frankreich aufopferte. Der Religions-Beschwerden und der ryßwicker Clausel ward im Friedens-Schluß nicht einmal gedacht.

Es erfolgten zwar Protestationen von Seiten Schwedens, Schweden bewegt die Generalstaaten, auch zu protestiren, desgleichen die evangelischen Stände in Regensburg überreichen der kaiserlichen Commission ein Promemoria, auch Dänemark übergibt in Paris eine Protestation; Frankreich weist aber die Höfe mit ihren Beschwerden sehr kurz ab, der Kaiser hält nicht einmal eine Antwort für nöthig, als die Gesandten der evangelischen Mächte in Wien ein Memoire einreichten, und die evangelischen Stände in Regensburg sehen sich endlich darauf beschränkt, an die Könige von England, Schweden, Dänemark und Preußen und an die General-Staaten für ihren guten Willen ein Danksagungsschreiben zu erlassen.

Diese Schlaffheit und Miserabilität könnte vielleicht auffallend scheinen, wenn man daran denkt, daß einige der bedeutendsten gemeinsamen Reichsinstitute, z. B. die beständige Reichsversammlung, erst in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zu Stande gekommen waren. Wie war aber auch der Ursprung dieser beständigen Tagsatzung

beschaffen! Nur deshalb konnten die Gesandten der Stände endlich nicht mehr auseinandergehen, weil die Gegenstände, die von den westphälischen Friedensunterhandlungen auf einen spätern Reichstag verwiesen waren, auf demselben (1652—54) nicht erledigt werden konnten und die Verhandlungen auf dem nach Regensburg berufenen Reichstag vom Jahre 1663 sich in eine endlose Länge zogen, bis die Reichskriege mit Frankreich eine beständige Deliberation erforderten.

Die Kriegsverfassung war eben so jungen Ursprunges. Das Reichsheer, welches nach der Matrikel von 1521 aus 24000 Mann bestand, ward im Jahre 1681 auf 40000 Mann gebracht und 1702 ward endlich durch einen Reichsschluß bestimmt, daß davon beständig das Duplum, in Kriegszeiten das Triplum unterhalten werden solle. Was halfen aber diese Bestimmungen und die Berechnung des einzelnen Kriegsmannes, die eines halben Mannes oder des dritten Theiles eines Fußgängers oder Reiters bis auf Heller und Pfennig, wenn jeder der kleinen und großen Stände in dem Anschlage, der seine Leistungen bestimmte, zu hoch abgeschätzt zu seyn meinte! Was konnte ein Volk ausrichten, wenn seine Angehörigen mitten im Kriege um Pfennige feilschten und stritten! So ließ die Stadt Frankfurt 1705 bei Kaiser und Reich eine Schrift einreichen, in welcher sie über die Höhe ihres Anschlages klagte — er betrug 800 Gulden —; sie will 500 Gulden abgeschrieben haben, meint aber es sey nicht zu viel, wenn zwei Drittel, nämlich 533 Gulden 20 Kreuzer ihr abgeschrieben würden!

Wäre es möglich, daß man Nichts verliert, wenn man Nichts wagt, dann hätten die Franzosen dem deutschen Reiche die besten Gränzprovinzen nicht abgewinnen können. Der Verlust dieser Provinzen kann nur ein nothwendiger genannt werden; die Extremitäten starben bei dem herannahenden Tode zuerst ab und ein Glück war es für diese Gränzposten, daß sie durch die Aufnahme in ein feurigeres Volksleben vor der Fäulniß noch bewahrt wurden.

Man deliberirte und entzweite sich auf dem Reichstage über die Einrichtungen, die man in den — „unter göttlichem Schutze" — wiederzuerobernden Landschaften treffen wolle, und wenn die Reichsarmee mit genauer Noth auf die wiederholten Mahnungen und Vorwürfe Marlboroughs und der Generalstaaten gestellt wurde, so verstand es sich von selbst, daß immer nur kaum der fünfte Theil des vorgeschriebenen Contingents im Felde eintraf; sie kam früh zusammen, wenn es im Juni geschah, und während sie mißliebig und mürrisch marschirte, klagten in ihrem Rücken die Kreise, daß ihr Anschlag viel zu hoch berechnet sey.

Wenn das Elend, wie z. B. in dem Augenblicke des Erbfolgekrieges, als der Churfürst von Hannover an die Spitze der Reichsarmee zu treten sich bewegen ließ, zu offenbar wurde, kamen wohl Reformations-Vorschläge zur Sprache, die in jedem andern Reich als heilsam und nothwendig angenommen und befolgt worden wären; aber nur in Deutschland dürfte man das nicht erwarten. „Allerwärts anders nur im deutschen Reiche nicht wäre dergleichen möglich gewesen"; „allerwärts anders hätte man eine Aende-

rung und einen durchgreifenden Entschluß erwarten können, nur in Deutschland nicht" — das ist das Thema, dessen Durchführung durch alle mögliche Variationen sich das Reich während des spanischen Erbfolgekrieges einzig und allein angelegen seyn ließ.

Während die Kreise im Südwesten über die Höhe ihres Reichs-Matricular-Anschlags lamentirten oder wie der schwäbische und fränkische nach Entschädigung für ihre mißliebigen Bewilligungen und nach einem Antheil an den bayerischen Landen schrieen, die der Kaiser wie erobertes Gut behandelte und zum Theil für sein Haus in Beschlag nahm, zum Theil an seine Günstlinge verschenkte, kam der niedersächsische Kreistag während des spanischen Erbfolgekrieges nicht einmal zu Stande. Die kaiserlichen Minister querulirten immerfort — noch im Jahr 1709 — obwohl Dänemark in Folge der Defensiv-Alliance für Subsidien Hülfsvölker schickte, daß König Friedrich sein niedersächsisches Reichscontingent für Holstein weder an die Reichsoperationscasse noch zur Reichsarmee schickte. Friedrich erklärte sich beständig, auch noch 1709, dazu bereit und willig, sobald das Kreis-Directorium in dieser Sache einen Kreistag würde halten lassen; dazu war aber die schwedisch-bremische Regierung nicht zu bewegen, weil sie fürchtete, daß widrige Vorschläge vorgebracht werden würden, besonders daß man auf Ueberlassung des Directoriums an Magdeburg und auf eine Kreisoberstenwahl bringen würde, die gewiß nicht auf Schweden gefallen wäre. Erst zu Ende des Jahres 1709 willigte Schweden in einen Kreistag, allein zu der Zeit hatten sich

die Verhältnisse geändert und begannen die Unruhen, welche den Norden Deutschlands in seinen eigenen Privat-Interessen beschäftigten.

Wie die kaiserliche Autorität nur noch zu mißliebigen Intriguen Macht besaß, zu wirklichen Schöpfungen aber weder ausreichte noch Lust hatte, wie an der Reichsarmee nur das bewundernswerth ist, daß sie nicht immer schon, ehe sie vor den Feind geschleppt wurde, vor Ekel gegen sich selbst auseinanderlief, so diente das eine der beiden höchsten Reichsgerichte nur dazu, den Kaiser mit Proceß-Anekdoten und mit dem leeren Schimmer seiner oberstrichterlichen Macht zu unterhalten, und an dem Beispiel des andern bemühte man sich, den Beweis zu führen, wie lange sich die elendesten Zustände in Deutschland hinschleppen können.

Der westphälische Friede gab dem Reichshofrath die früher bestrittene concurrirende Gerichtsbarkeit; aber alle von ihm vorgeschriebene Beschränkungen: Erhaltung der Religionsgleichheit bei Besetzung der Stellen, Geltung der Kammergerichts-Ordnung, daß Revision der Acten gefordert werden könne und geschehen solle durch Räthe einer gleichen Zahl von beiden Religionen und zwar solche, die an der Abfassung des Urtheils keinen Theil gehabt oder nicht Referenten in derselben Sache gewesen waren, daß Chur-Maynz die Visitation zu jeder Zeit frei stehen solle, Alles unterblieb. Die Räthe waren vom Kaiser abhängig,

von ihm allein ernannt und besoldet und die Proceß-Ordnung von ihm vorgeschrieben.

Das Beispiel von dem Verfahren des Reichshofraths, welches wir anführen werden, wird hinreichen, um dasselbe überhaupt zu charakterisiren: ein Gerichtshof, der eines solchen Benehmens fähig war, mochte in tausend andern Fällen gegen diesen Einen dem Buchstaben des deutschen Staatsrechts nachkommen und Genüge leisten — sein legales Verfahren, darauf ist zu rechnen, wird doch in den meisten dieser tausend Fälle eine Chicane und unverständige Verletzung der wirklichen Verhältnisse gewesen seyn.

Gottorp und Dänemark stritten sich über die Lübeckische Coadjutor-Wahl; die gottorpische Parthei wählt den Prinzen Christian August, die dänische den Prinzen Carl und beide Partheien schickten nach Wien Abgesandte, um ihre Wahl bestätigen zu lassen (im Jahr 1701). Görz, der gottorpische Abgesandte, fängt sein Geschäft damit an, daß er mit dem Reichshofrath zuerst über die gleichfalls streitige Dom-Dechanten-Wahl in Verhandlung tritt, und bald konnte er seinem Hofe melden, er habe mit den Reichshofräthen so genau gehandelt, daß er nicht mehr als Eine Stimme über die Hälfte erkauft habe *).

Durch diesen Erfolg ermuthigt, bringt Görz die Coadjutor-Wahl zur Sprache und gewinnt den Referenten mit 6000 Gulden, der Präsident des Hofraths setzt aber diesem Referenten einen unbestochenen Coreferenten zur Seite und die

*) Hojer, I. 57.

Sache wird zu Gunsten des dänischen Prinzen entschieden. Allein Schweden und die lüneburgischen Häuser hatten dem gottorpischen Prinzen das Stift Lübeck zu garantiren versprochen: Hannover und Gottorp reclamiren, Carl XII. — der schon diesseits der Weichsel steht — droht, der Kaiser wird bedenklich und zum Glück für ihn war der alte Reichs-Vice-Canzler, Graf Kaunitz, durch Erweise der hannöverschen und gottorpischen Erkenntlichkeit, besonders durch die seit 3 Jahren von Gottorp erhaltenen 40000 Gulden so gefesselt, daß er die förmliche Ausfertigung des Reichshofraths-Votum in eine bloße Relation verwandeln ließ. Der Kaiser ließ sich sodann von dem Grafen mit leichter Mühe dazu bereden, die Sache bis auf gelegnere Zeit liegen lassen. —

Für das Reichskammergericht zu Wetzlar hatte der westphälische Friede die Zahl der Beisitzer auf 50 bestimmt, aber es blieb auch nur bei dieser Bestimmung: — die Stände, deren Beitrag durch die Kammergerichts-Matrikel festgesetzt war, gaben nicht einmal so viel her, daß die Hälfte jener Anzahl angestellt werden konnte. Die Käuflichkeit der Beisitzer ging so weit, daß um das Jahr 1687 zwei frankfurter Juden sich rühmen konnten, das Gericht zu beherrschen und seine Entscheidungen nach ihrem Wohlgefallen zu bestimmen. Eine Visitation, mit welcher der Kaiser Maynz und Trier beauftragte, unterblieb, weil Sachsen und Brandenburg über Verletzung der Religions-Gleichheit klagten. Mißhelligkeiten, die später, nach dem Anfang des neuen Jahrhunderts zwischen den beiden Präsidenten

des Gerichts ausbrachen, trieben die Unordnung zu einer solchen Höhe, daß das Reich zum ernstlichsten Einschreiten sich gezwungen sah.

Nachdem man am Reichstage ein halbes Jahr über die Sache wirklich deliberirt hatte, kam den 15ten October 1704 das Reichsgutachten heraus, welches eine Visitation verordnete. Man beschloß, die Angelegenheit dießmal sehr eilig zu betreiben: — in zwei Monaten sollte die Deputation an Ort und Stelle sein. Man hatte sich aber verrechnet, denn die kaiserliche Ratification des Gutachtens ließ bis zum 4ten April 1705 auf sich warten. Nachher erforderten die in jedem Falle nothwendigen Streitigkeiten zwischen den Katholischen und Evangelischen über die Zusammensetzung der Deputation auch ihre gehörige Zeit; obwohl man wissen konnte, daß das Visitations-Geschäft unendlich lange währen würde, stritt man sich außerdem noch über die Frage, ob das Gericht schon vor der Visitation wieder eröffnet werden sollte, und der kaiserliche Hof benutzte diese Saumseligkeit und Uneinigkeit der Stände, um indessen die Macht des Reichshofraths zu vermehren. Es erfolgt ein neuer Beschluß der Reichsversammlung (vom 23sten Juli 1706), daß die Visitations-Deputation binnen zwei Monaten — vom Tage der kaiserlichen Bestätigung des Reichsgutachtens an gerechnet — in Wetzlar seyn solle. Die Bestätigung wurde wirklich bereits unterm 22sten Februar 1707 ausgefertigt, aber die Angelegenheit wäre immer noch viel zu schnell in Gang gekommen, wenn die Deputation jetzt sogleich abgereist wäre und die Reichsversammlung

nicht mehrere Umstände entdeckt hätte, die noch eine längere Ueberlegung forderten. Endlich wurde der 20ste Juni als der unveränderliche Termin für den Anfang des Visitations-Geschäfts anberaumt. Neue Hindernisse! Neuer Aufenthalt! Der Abt von Kempten, der zum kaiserlichen Commissär ernannt war, der Markgraf von Baden und Würtemberg lehnten wegen der Verwirrung, die der Einfall der Franzosen im Südwesten Deutschlands angerichtet hatte, ihre Aufträge ab und Kaiser und Reich mußten einen neuen Commissär und neue Subdelegirte wählen. Am 20. October erfolgte nun der Anfang der Visitation, am 28. Januar 1711 ward das Gericht wieder geöffnet und im December 1713 die Visitation beendigt — erfolglos wie alle Reichsverhandlungen. Die Stände zahlten nachher so wenig wie vorher, die Anzahl der Beisitzer erreichte nicht einmal das Minimum — fünf und zwanzig, welches 1719 festgesetzt war. Die Geschäfte geriethen wieder ins Stocken und wurden zuletzt nur noch durch die Intriguen der Juden, Jesuiten und Frauen aller Stände und Religionen, die sich der Leitung der Reichs-Justiz wieder bemächtigten, im Gang erhalten.

Das Elend des öffentlichen Zustandes wurde noch durch eine systematisch durchgeführte Eifersucht der Stände gegen einander gesteigert. Die Reichsritterschaft und die Städte lagen in Zwist mit den Fürsten, die Fürsten wollten die Vorrechte der Churfürsten nicht anerkennen und diese such-

ten die Gewalt des Kaisers zu beschränken, der wiederum das allgemeine Mißtrauen unterhielt, um seine, d. h. seines Hauses Autorität — denn an Deutschlands Ansehn dachte er so wenig wie die Reichsstände — zu befestigen.

Der Kaiser nahm sich der Reichsritterschaft an, um die Fürsten zu schwächen, diese suchten dagegen dem Adel seine Privilegien zu rauben und die Art von Abhängigkeit, der er sich doch nicht entziehen konnte, zu einer gesetzlichen zu machen. Der Haß zwischen beiden Partheien ging so weit, daß der Hofprediger eines Fürsten das Lied: „o heiliger Geist, kehr bei uns ein" nicht mehr durfte singen lassen, wegen der verdächtigen Verse: „laß uns dein edle Salbungskraft empfinden und zur Ritterschaft dadurch gestärket werden."

Seit der Wahl Carl V. übten die Churfürsten das Recht aus, die Kaiser vor der Krönung durch eine Wahlcapitulation zur Beobachtung gewisser Punkte zu verpflichten — ein Recht, welches durch den westphälischen Frieden förmlich anerkannt wurde. Die Fürsten hatten schon vorher darüber geklagt, daß die Churfürsten in der Entwerfung der Wahlcapitulation einseitig verführen, und verlangten nun, daß ihnen ein bestimmter Antheil an diesem Geschäft gewährt würde. Sie fanden zwar mit ihrem Gesuch Unterstützung, allein auf dem Friedens-Congreß wurde noch Nichts darüber entschieden und die Entwerfung einer beständigen Wahlcapitulation mit Zuziehung aller Stände auf den folgenden Reichstag verschoben. Auf diesem wurde aber natürlich Nichts ausgemacht und eine Einigung war,

wie man nicht anders erwarten kann, immer noch unmöglich, als die Arbeit an dem Entwurf 1663 auf dem Reichstage zu Regensburg wieder aufgenommen wurde.

Nach dem Tode Josephs und vor der Wahl Carl VI. drang ein großer Theil der Reichsstände von neuem auf die Vollendung des Entwurfs einer beständigen Wahlcapitulation und die Fürsten namentlich, die ihre Kränkung durch die vermeintlich eigenmächtige Errichtung der hannöverschen Chur noch nicht vergessen hatten, wollten es als ein pragmatisches Gesetz in die Capitulation eingerückt wissen, daß künftig keine neue Churwürde ohne Einwilligung aller Reichsstände errichtet werden solle.

Welchen Erfolg aber konnten sie sich versprechen — selbst da noch, als sie vor der Wahl die Sache durch ihre Gesandten in Frankfurt besonders betreiben ließen — oder war es zu verwundern, daß die Churfürsten nach dem von ihnen eingereichten Plan einer Capitulation sich nicht vollständig richteten, wenn sie selbst sich hartnäckig widersetzten, als auch die Reichsstädte verlangten, daß man sie gleichfalls bei der Einführung neuer Fürsten in den Fürstenrath befragen solle?

Wenn endlich die Churfürsten während der Capitulations-Arbeiten vom Jahre 1711, um der gefürchteten Umwandlung des deutschen Wahlreichs in eine Erbmonarchie so wie dem weiteren Uebergreifen der kaiserlichen Macht entgegen zu arbeiten und „die Hoheit des gesammten Reiches" zu sichern, Bestimmungen darüber trafen, wann zur Wahl eines römischen Königs zu schreiten sey, sich selbst

aber mit Ausschluß der andern Stände die Entscheidung über die Nothwendigkeit einer solchen Wahl vorbehielten: — was bedeutete und half da ihr Gerede von der Sicherung ihrer und der reichsständischen „Vorrechte, Befugnisse, Gerechtsame, Privilegien und Freiheiten"? Es blieb die Zerstückelung und Entzweiung der Vorrechte und der Argwohn, mit dem sie einander quälten und beobachteten, gab dem Ansehen der kaiserlichen Majestät die einzige Art von Bedeutung, die es jetzt noch haben konnte.

Die gegenseitige Eifersucht war zuletzt fast allein noch das, was man die Seele des Reichs nennen könnte. Der reinste Ausdruck für ihre kleinlichen Berechnungen und ihr angemessenster Nahrungsstoff war die Etikette, die zugleich die wahre Reichsreligion genannt werden kann — und die verschiedenen Bekenner dieser Religion ließen es auch nicht an Kriegen fehlen, die sie um ihretwillen führten.

Der Prinzipal-Commissär am Reichstage*) beehrte keinen reichsständischen Gesandten, auch die churfürstlichen nicht ausgenommen, mit einer Gegenvisite oder mit dem Titel Excellenz. Gab er einem churfürstlichen Gesandten eine Audienz, so stand sein Stuhl unter einem Baldachin, der sich als Himmel über dem Bilde des Kaisers wölbte, und auf dem Teppich, mit welchem ein Theil des Fußbodens vor dem Allerheiligsten belegt war, durften nur die vorder-

*) Siehe Keyßler's Reise, II., 1249 ff.

sten Füße des Stuhls ruhen, der für den churfürstlichen Gesandten bestimmt war. Der Stuhl hingegen, den die kaiserliche Majestät einem fürstlichen Gesandten bei der Audienz noch gönnte, mußte auf dem bloßen Boden des Zimmers stehen — Grund genug zu ewigen Zwistigkeiten zwischen den fürstlichen und churfürstlichen Gesandten. Die ersteren protestirten regelmäßig gegen das oberste Reichsgesetz — gegen das Gesetz der Etikette — wenn ein neuer kaiserlicher Gesandte nach Regensburg kam: — ihre Protestationen wurden aber eben so regelmäßig in Wien ruhig zu den Acten gelegt. Sie kamen fast nie zu Hofe, um ihre Würde sich nicht zu vergeben; endlich erreichten sie mit ihren Lamentationen so viel, daß die vordersten Füße ihres Stuhls wenigstens noch auf die Franzen jenes Teppichs fortgerückt wurden.

In die Unruhen wegen Errichtung der neunten Chur wurde auch die Angelegenheit des Reichsceremoniells hineingezogen. Der Kaiser wollte nämlich an Hannover auch ein Erzamt verleihen, man sann hin und her und fiel endlich auf das Erzpanieramt. Ein Protest durfte aber auch nicht fehlen: — Würtemberg trat für die beleidigten Fürsten ein und berief sich darauf, daß es seit dem vierzehnten Jahrhundert eine Reichssturmfahne als Reichslehen besitze. Es entstand nun die große Frage, ob diese Fahne bloß schwäbische Provinzialfahne oder wirklich eine allgemeine Reichssturmfahne sey. Leibnitz — im Interesse des hannöverschen Hofes — behauptete das Erstere, der würtembergische Professor und Geheimerath Kulpis das Letztere.

Aber weder die Gelehrten noch ihre Höfe konnten sich einigen und die Sache mußte zuletzt dahin ausgeglichen werden, daß Hannover auf ein Erzreichsamt d. h. auf eine besondere Charaktermaske für die frankfurter Maskerade Verzicht leistete.

Wenn es einer Reichsceremoniellfrage galt, so konnten sich ein Leibnitz und ein Faßmann für dieselbe mit gleicher Lebhaftigkeit interessiren. Jener verfaßte Aufsätze und Bedenken im Interesse der Fürsten, dieser gab als Geschichtschreiber, was das Volk von ihm erfahren wollte. Für ihn ist es z. B. gleich wichtig, wie sich sein Held Friedrich August II. im Feldzug gegen die Türken benahm und wie er am kaiserlichen Hofe behandelt wurde, als er durch Wien reiste, um den Oberbefehl über die Armee des Kaisers zu übernehmen. Friedrich August war so eben zum erstenmale als Churfürst an der kaiserlichen Tafel gewesen und die Gesellschaft hatte sich bereits in die Retirade begeben. Als nun der große Augenblick kam, daß der Churfürst sich hinwegbegab, „begleitete ihn der Kaiser fast bis an die Thür der Retirade, der römische König aber einen Schritt weiter und doch nicht völlig bis an die Thür; alle aber blieben in der Retirade stehen, so daß der Churfürst ganz allein herausging *).“ „Weil aber dem Churfürsten auf gewisse Manier war hinterbracht worden, daß er das erstemal im Punkte der Ceremonie zu wenig gethan, indem er, als ihm der römische König zugetrunken, sitzen geblieben, so hat man,

*) Leben Fr. August II., p. 49—51.

berichtet der Geschichtschreiber weiter, observiret, daß er nunmehro, als er das zweitemal an der kaiserlichen Tafel war und der römische König ihm zugetrunken, sich vom Stuhl erhoben, aber nicht ganz in die Höhe gestanden als wie beim kaiserlichen Trunk, sondern so lange als der römische König trank, gebückt und niederhangend, fast wie man sagen möchte, auf den halben Mann gebeugt stunde. Als er aber des römischen Königs Gesundheit selber trank, verrichtete er es sitzend wie das erstemal."

Solche Dinge hielt man der Beachtung, der gründlichsten und gelehrtesten Berathung — als Friedrich Wilhelm I. 1732 durchaus den Kaiser in Böhmen besuchen wollte, waren der Hof zu Wien und die kaiserlichen Minister in Furcht und Angst über die unberechenbaren Folgen, die nothwendig daraus hervorgehen würden, wenn der Kaiser bei der Zusammenkunft dem Könige von Preußen die Hand reichen sollte — man hielt sie auch des bittersten Streits für werth: so war der sogenannte „Fracturstreit" eine der bedeutendsten Episoden in dem Zerwürfniß zwischen Holstein und Dänemark. Der Gottorpische Hof klagte darüber, daß in den gemeinschaftlichen Regierungspatenten der Name des Herzogs Carl Friedrich nicht mit ebenso großer Fracturschrift gedruckt würde wie der des Königs, er verweigerte endlich die Mitversiegelung des Landgerichts-Patents, welches nach dem Tode Friedrichs im Jahre 1702 erneuert werden mußte, und trug kein Bedenken, die gemeinschaftliche Justiz in den Herzogthümern und die Eröffnung der Landgerichte

acht Jahre hindurch zu hindern und fast alle europäische Höfe in Allarm zu setzen, bis er endlich, nachdem Schweden für Dänemark furchtbar zu seyn aufgehört hatte, 1710 im hamburgischen Vergleich auf die Gleichheit der Fractur Verzicht leistete *).

---

*) Hojer, I., 71, 72.

§. 3.

Die theologische und polizeiliche Bewachung des Lebens.

Es ist nicht richtig, wenn man sagt, die innere Zerspaltung des Reichs in katholische und evangelische Stände — eine Zerspaltung, die unter Anderm so weit ging, daß die letzteren bis zum Jahre 1700 lieber sich einer falschen Zeitrechnung bedienten und seit dem Jahre 1582 mit den Katholiken um zehn Tage differirten, ehe sie sich entschließen konnten, den gregorianischen Kalender anzunehmen — habe die Entwickelung eines allgemeinen deutschen Staatslebens so gut wie unmöglich gemacht. Die Sache lag vielmehr daran, daß die Deutschen noch nicht wußten, wozu sie überhaupt in der Welt da seyen, und dieser Mangel eines allgemeinen Selbstgefühls, ein Mangel, der die Menschen immer sich selbst und Andern zur Last fallen läßt, trieb sie dazu an, die Prätensionen des religiösen Bekenntnisses über Alles zu setzen und eben diese Ansprüche als

das sicherste Mittel zu benutzen, sich gegenseitig das Leben sauer zu machen. Die allgemeine Unfreiheit, Beschränktheit und Entfremdung hatte im religiösen Fanatismus ihren classischen Ausdruck und dieser Fanatismus, so sehr er sich auch zuweilen höchst polizeiwidrig Luft zu machen suchte, war wiederum der natürliche Bundesgenosse der Polizei, welche die Regung und Veröffentlichung freier Gedanken zu verhindern und zu unterdrücken suchte.

Vereinigungsversuche dienten nur dazu, den Eifer der Confessionen zu beleben und den Beweis zu liefern, daß auch diejenigen, die den religiösen Haß zu stillen suchten, von einem Friedensschluß ohne Hilfe der Polizey noch keine Ahndung hatten. In Berlin und Hannover interessirte man sich schon seit längerer Zeit für eine Vereinigung der Reformirten und Lutheraner und im Jahre 1721 wurde sogar auf dem Reichstage zu Regensburg an einer Union gearbeitet. Allein Weimar, Eisenach, Gotha erklären sich dagegen, an letzterem Orte predigte der Hofprediger Cyprian gegen falsche Vermittelungsversuche und Neumeister in Hamburg beweist in zwei Schriften, „daß das ganze Vereinigungswesen mit den sogenannten Reformirten dem ganzen Katechismo zuwiderlaufe" und Nichts als ein gefährlicher Anschlag der „calvinischen Arglistigkeit" sei. Der hamburger Pöbel unterstützt ihn bei seinen Ausfällen gegen die Calvinisten und Friedrich Wilhelm I. sammt dem corpus evangelicorum glauben dagegen der guten Sache der Union einen Dienst zu leisten, wenn sie bei dem Magistrat zu Hamburg auf Bestrafung des Neumeister dringen.

Die Menschenfeindlichkeit, welche jede Confession in ihrem Benehmen gegen die andere als ihr wahres Princip bewies, nahm um diese Zeit noch jede mögliche Form an: die Form der souveränen Willkühr — so vertrieb Firmian Eleutherius, Erzbischof von Salzburg, durch einen Machtspruch die Schaaren der Protestanten aus seinem Bisthum — die Form der kleinlichsten Quälerei und des pöbelhaften Faustrechts. In Frankfurt z. B. hatten die Reformirten das Recht des öffentlichen Gottesdienstes trotz aller Bitten und Beschwerden vom lutherischen Magistrat nicht erhalten können: aber nicht genug, daß sie nun in Bockenheim — im hanauischen Gebiete — ihren Gott verehren mußten: der Magistrat suchte es ihnen recht sauer zu machen, ehe sie den Ort ihrer Andacht erreichen konnten, indem er das Thor, welches nach Bockenheim führt, Sonntags erst um neun Uhr öffnen ließ, während die andern bereits um sechs Uhr geöffnet wurden.*)

Große Bewegung im deutschen Reich verursachte es, als den Reformirten in Heidelberg — 1719 — der bis dahin gestattete Gebrauch der Kirche zum heiligen Geist zu Gunsten der Katholiken genommen wurde. Friedrich Wilhelm I. sah sich endlich, da — wie gewöhnlich — alle Vorstellungen beim Reichstag und Kaiser nichts halfen, zu Repressalien in seinen Landen gezwungen und ließ einige katholische Kirchen schließen.

---

*) Keyßler, neueste Reisen II. 1314. Blainville, Reisebeschreibung. Deutsche Uebersetzung. I, 160.

Der hamburger Pöbel verschaffte seiner Erbitterung gegen die Katholiken in einer roheren Weise Genugthuung. Der kaiserliche Resident in Hamburg hatte sich nämlich — 1719 — in seinem Hause eine ordentliche katholische Capelle einrichten lassen. Die Prediger hielten dieß für eine Entweihung des hamburgischen Zion und da der Magistrat ihnen zu nachsichtig schien, brachten sie den Pöbel auf, der die Capelle zerstörte und das Haus des Residenten plünderte. Natürlich verlangte der Kaiser Satisfaction. Endlich muß der regierende Bürgermeister mit einem Rathsherrn und zwei Ober-Alten — 1721 — nach Wien gehen, dem Kaiser im Namen der Stadt auf den Knieen Abbitte leisten, allen Schaden vergütigen, das Haus und die Capelle des Residenten wieder herstellen und außerdem dem Kaiser 100,000 Rthlr. Strafgelder zahlen.*)

Wenn in der protestantischen Kirche selber Reformationen versucht wurden, so mußten diese Versuche bei der Dumpfheit des Volks und seiner geistlichen Führer von oben ausgehen und die Polizei war die einzige Gottheit, welche die Collision zwischen dem Reformator und der Leidenschaft der Masse lösen konnte.

Das Volk und seine Geistlichen waren unfrei, die den Fortschritt wollten, waren es nicht weniger, sie waren nicht einmal frei genug, um es ertragen zu können, daß Andere Kleinigkeiten eine wesentliche Bedeutung beilegten und ihre Aufrechterhaltung zur Gewissenssache machten: na-

---

*) Hojer, König Friedrich IV. II, 32.

türlich, da sie nur in andern Kleinigkeiten das Wesen ihres Lebens sahen. Und was hieß in dieser Zeit für den Fortschritt kämpfen? Verlangen, daß z. B. auf dem Altar keine Lichter angezündet würden und daß der Geistliche den Segen, mit dem er die Gemeinde entläßt, nicht mehr singe. So erließ Friedrich Wilhelm I. den 25sten Februar 1733 ein Reglement, wie es in der — nach dem Brande — neu aufgebauten Petri-Kirche in Berlin gehalten werden sollte: er forderte Abschaffung der an den Katholicismus erinnernden Ceremonien und der Privat-Beichte. Ein gleiches Reglement wurde für die lutherische Kirche im Herzogthum Magdeburg erlassen. Der Erlaß erregte außerordentliche Unzufriedenheit, die Gemeinden im Magdeburgischen kommen in Bewegung, da sie hörten, daß der Segen vom Pfarrer nicht mehr gesungen werden solle, die Geistlichen wollen „die Religions-Freiheit" gegen die Polizei gesichert wissen, protestiren gegen den königlichen Befehl und erhalten ihre Entlassung, wenn sie darauf bestehen, aus den Ceremonieen eine Gewissenssache zu machen. Der König ließ sich durch alle Protestationen von seinem Plan, den lutherischen Gottesdienst einfacher zu machen und dem reformirten anzunähern, nicht abbringen.*)

Von Reformen dieser Art, die nicht aus dem reinen Wohlgefallen an freier Menschlichkeit, sondern nur aus einem religiösen und kirchlichen Interesse unternommen wurden, ließ sich allerdings nicht viel für die Bildung erwar-

---

*) Faßmann, Leben Fr. Wilhelm I. II, 745—769.

ten. Die Wurzel des Uebels ließen sie unberührt, weil ihre Urheber dieses Uebel selbst noch für das höchste Gut hielten. Die dogmatische Befangenheit und der Eifer für die Rechtgläubigkeit — der Eifer, der den Ketzern und Freigeistern den Scheiterhaufen wünschte, — blieben, wenn auch die Lichter nicht mehr auf dem Altar brannten.

Das Haupt-Organ für den Ausdruck und die Belebung dieses Eifers waren die „unschuldigen Nachrichten," ein theologisches Journal, für welches sich die bedeutendsten lutherischen Eiferer vereinigt hatten und dessen erster Jahrgang 1701 erschien. „Der Herr unser Gott weiß es, wimmern die Herren in der Vorrede zu dem ersten Jahrgange*), und aufrichtige Christen werden es uns leicht glauben, wie sehr uns der jetzige jammervolle Zustand unsers evangelischen Zions zu Herzen geht, wie mancher herzinnigster Seufzer deswegen zu unserm himmlischen Vater abgeschickt wird." „O wie glückselig waren wir vor zwanzig Jahren, da man von solcher Licenz in Deutschland wenig oder Nichts wußte: wir hörten mit Grausen von einem Spinoza, Acosta, Hobbes und ihren Schriften reden;" jetzt aber sey es in Deutschland ärger geworden, als es jemals in Holland war. Nach diesem Seufzer folgt ein anderer über Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie und Dippels Schriften, darauf ein neuer Seufzer, daß die Obrigkeit die Censur verabsäume, und endlich ein Prospect der Leistungen, zu denen sich die „unschuldigen Nachrichten" verbind-

*) pag. 2.

lich machen: sie werden unfehlbar beweisen, daß die Religionsspötter närrische und mehr als zu wunderliche Köpfe gewesen, die aus reinem Eigensinne nur die Absicht gehabt hätten, sich von allen andern ordentlichen Menschen zu unterscheiden; 2) daß sie sämmtlich Sceptici gewesen und mit Einem Worte gar Nichts mehr für wahr gehalten; 3) daß es die unglückseligsten Leute gewesen, so in großer Melancholie gelebt und ein unglückseliges Ende genommen haben; 4) daß ihr Absehen auf Rebellion, Zerstörung guter Ordnung und allgemeines Unheil, oder gefährliche große Veränderungen gesetzt war; 5) daß sie als Betrüger von Haus aus wider ihr eigenes besseres Wissen schrieben und wissentlich ihre Schriften andere zu betrügen einrichteten; 6) daß sie, indem sie Gott und seinem Wort nicht glauben wollten, indessen die lächerlichsten Absurditäten und augenscheinliche Thorheiten aus verblendetem Herzen für wahr hielten; 7) daß sie meistens von rechtschaffener gründlicher Erudition oder Gelehrsamkeit wenig gewußt haben."*)

Wenn die seufzende und jammernde Gemeinheit der „unschuldigen Nachrichten" uns an die thränenden Augen unserer heutigen Kirchenboten und an die demüthige Haltung der evangelischen Kirchenzeitungen erinnert, so fehlte es in jener Zeit auch nicht an den Repräsentanten der Gemeinheit jener Eleganz, die sich kein Gewissen daraus macht, mit ein Paar oberflächlichen Redensarten oder mit einem ekelhaften Witze Angelegenheiten zu entscheiden, für welche ihre

*) pag. 21.

Kräfte nicht ausreichen und ihrem Geiste sowohl der nöthige Ernst wie die erforderliche Heiterkeit fehlt. Was diese eleganten Herren für Ernst gehalten wissen wollen, ist lächerliche Oberflächlichkeit, was sie für heitern Spott ausgeben, ist die Ausgeburt ihrer Angst.

Mosheim, der es werth ist, daß er als das Musterbild dieser Elegants anerkannt wird, nimmt in seinen „heiligen Reden"*) sehr häufig Gelegenheit, gegen „die elende Thorheit der Religions-Spötter" zu Felde zu ziehen oder sie seinen andächtigen Zuhörern als lächerlich darzustellen. „Was heißt spotten?" fragt er einmal. „Dinge, ist seine Antwort, mit einander vergleichen, die nicht zusammen gehören, um eines durch das andere lächerlich zu machen; einer Sache ihr natürliches Kleid ausziehen und sie mit fremden Farben anstreichen, die zu andern Dingen gehören." Für den Theologen nämlich gibt es zwei Reihen von Dingen, in die eine Reihe stellt er diejenigen, denen er die Mönchskutte angelegt hat, in der andern befinden sich die weltlichen Dinge, die er mit Füßen in den Staub tritt. Jene stellt er zur Anbetung aus, diese, verlangt er, soll Jeder verachten und verspotten. Die Ordnung dieser Reihen hält er für ewig und unveränderlich: „Keine Spötterei, ist sein Trumpf, mit dem er die Atheisten zu Boden schlägt, kann machen, daß die Sachen sich ändern oder die Natur und Beschaffenheit derselben verwandelt wird." Er sieht nicht und sieht trotz allen Spottes, trotz aller Kritik

*) Sechs Bände. 1726—1739.

nicht, daß die Mönchskutte, die er den Dingen der obern Reihe angelegt hat, nur sein Werk ist, daß die Dinge der untern Reihe, die er in den Staub tritt, nur für ihn zu Staub werden. Die Spötter, die Mosheim angreift, thun nichts Anderes, als daß sie jene obern Dinge, die der Theologe verehrt, der Mönchskutte entkleiden und in ihrer Weltlichkeit bloßstellen und die Dinge, die der Geistliche in den Staub zu treten meint, als das Ewige und Geistige in ihrer Erhabenheit über alle Angriffe der Mönche zur Anerkennung bringen. Wie gehaltvoll und welches edle Menschenwerk ist also dieser Spott! Wie widerlich und unwürdig ist dagegen der Spott des Kanzelredners! „Ist was lächerlicher, spottet er über die Spinozisten, als im Ernste zu sagen, diese Welt sey Gott? Dieser Staub, den wir mit Füßen treten, gehöre zu Gottes Wesen? Hasen, Hunde, Mücken wären Glieder Gottes? Ist was lächerlicher?" Ja wohl! Ist was lächerlicher als die Vorstellung, die Welt sey Nichts, als der Staub, den der Theologe in seinem Eifer aufrührt? Ist was lächerlicher als die Vorstellung, für welche Hasen, Hunde und Mücken die Hauptbewohner der Welt sind? Ist was roher?

Mit diesen Rohheiten wurde die deutsche Jugend auf den Universitäten unterhalten. Die Professoren sahen es als ihren Beruf an, jede Regung eines freieren Gedankens niederzuhalten, jeden Fortschritt zu verdammen und die Kritik der hergebrachten Uebel bei den Regierungen zu verklagen.

Ja! Die Universitäten haben auf unser Volk einen außerordentlichen Einfluß gehabt, aber nur nicht den, um dessentwillen die Unwissenheit und Sentimentalität sie bisher gerühmt haben!

Man muß nur daran denken, wie die protestantischen Universitäten, die nach der Reformation gestiftet sind, nur deshalb entstanden, weil jeder kleine Fürst wo möglich seine eigene Winkel-Universität haben wollte und die Geistlichkeit nicht genug Katheder zur Vertheidigung der Orthodoxie erhalten konnte, wie dem Kaiser das Privilegium für neue Universitäten immer nur mit Mühe abgedrungen wurde und die Erlaubniß zur Einrichtung einer theologischen Facultät oft viele Jahre nachher erst nachkam, nachdem die andern Facultäten bereits im Gange waren, man darf also nur an diese beschränkten Interessen denken, um sich die Bornirtheit der Institute zu erklären, denen sie die Entstehung gaben. Nicht die Forschung, nicht die Wissenschaft waren der Zweck dieser Anstalten, sondern die Theologie, die Rechtgläubigkeit, im höchsten Falle die Gelehrsamkeit. Gelehrte, wie sie Holland und Frankreich aufzuweisen hatten, hat aber Deutschland nicht einmal hervorgebracht.

Dem Herrn von Geusau, welcher um das Jahr 1740 die Grafen Reuß und Lynar auf Reisen führte, erklärte Peter Burmann in Holland, „daß die Kritiker in Deutschland um deswillen selten wären, weil die Leute gleich Theologen würden und sich also keine gründliche Kenntniß der

schönen Wissenschaften erwerben könnten, die den ganzen Mann erfordern *)."

Als Friedrich II. im Jahre 1745 bei seinem Besuch in Halle die Professoren der Universität die Aufwartung machten und sich bei dieser Gelegenheit nach der Rangordnung der Facultäten aufgestellt hatten, mißfiel ihm die Parade, weil die Theologen, die er noch mit einem andern Ehrentitel bezeichnete, obenan standen *).

Ihr Vorrang war aber nicht nur Ceremonie, sondern in der That von furchtbarer Bedeutung. Ihre Facultät war der classische Ausdruck für die privilegirte Zunftweisheit, die überhaupt auf den Universitäten gelehrt wurde; das Monopol, welches sie für ihre Lehre in Anspruch nahmen, der Schutztitel und die Sanction für das Zunftwesen, welches die ganze Anstalt aufrecht erhielt; ihre lateinische Barbarei beschützte den Latinismus der andern Facultäten; ihre Entfremdung von der Welt bewirkte, daß die Universitäten überhaupt dem Leben fremd blieben oder ein Volksleben gar nicht einmal aufkommen ließen; ihr Haß gegen die Kritik bewahrte ihre Neben-Facultäten vor jeder Beunruhigung durch neue Ideen.

Eine Folge und Ergänzung der geistigen Rohheit und Barbarei der Lehrer war das rohe und ausschweifende Leben der Schüler. Die jungen Leute, die auf den Universitäten keinen Gedanken fanden, der sie innerlich beschäftigt

---

*) Büsching, Beiträge zur Lebensgesch. denkwürd. Personen, 4, 203.

*) Ebend. 5, 79.

oder erhoben hätte, suchten im gehaltlosesten Muthwillen, in gedankenlosem Spiel Genugthuung. Wachten die Lehrer über der hierarchischen Ordnung der Facultäten, so hielten die Schüler die Aufrechterhaltung ihrer zwecklosen Verbindungen für ihre wichtigste Angelegenheit. In einer Anstalt, wo die Lehrer dem übrigen Theil der Nation wie Wesen einer fremden Welt gegenüberstanden, mußten auch die Schüler sich das Ansehen geben und selbst das Gefühl haben, als seyen sie ganz andere Wesen als das übrige Volk — kurz, der Hauptgewinn, den die Schüler von diesen Anstalten mit nach Hause brachten, war die Gewißheit, daß sie besonders monopolisirte und privilegirte Wesen seyen.

Die Pietisten predigten auch gegen das Universitätsleben sowohl der Schüler als der Professoren. Was hatte aber vorzüglich ihre Galle gereizt? Die Weltlichkeit der Universitäten! Als ob es nicht vielmehr nöthig gewesen wäre, die Klosterzellen zu zersprengen! Und was schien ihnen an den Universitäten zu weltlich? Die Beschäftigung mit dem Alterthum und der Philosophie! — Ob die Forschung und Wissenschaft von der Orthodoxie oder vom Pietismus unterdrückt wurden, die Knechtschaft und Barbarei blieb dieselbe, die Rohheit der Schüler wurde nicht geschwächt und verband sich höchstens mit einer noch gefährlicheren Heuchelei. Dieselben jungen Leute, die im Waisenhause den Kopf hingen und eine traurige Gestalt annahmen, führten in den Wirthshäusern vor den Thoren von Halle ein Leben, welches an wüster Rohheit das

gewöhnliche Studentenleben noch übertraf *). Die Pietisten vollendeten nur die Möncherei der Universitäten, also auch die Rohheit der Schüler. — — Die Stunde, die den Corporationen für immer schlagen wird, meinen die herrlichen Leute, die um unsere Erziehung für ein recht frisches, freudiges und wackeres Leben wunder wie besorgt sind und denen es nie um menschliche Würde und Mannhaftigkeit zu thun war, mit der süßen Phrase aufzuhalten, daß die Corporationen das Gefühl der Selbstständigkeit sichern und stärken. Im Gegentheil! Menschen, die man ganze Männer nennt, haben sie von jeher unmöglich gemacht! Wenn diejenigen, die für ihre Privilegien fochten oder sonst eine Schurkerei ausüben wollten, keine Advocaten und Helfershelfer fanden, so waren ihnen ihre Werkzeuge auf den Universitäten gewiß. Eines von den vielen Beispielen! Als man dem Geheimen-Raths-Präsidenten von Wedderkopp ans Leben wollte, fand man endlich an Schöpfer in Rostock den Mann, der Geschicklichkeit und Gewissenlosigkeit genug besaß, um Mittel und Wege zu finden, wie man dem alten Manne an den Leib kommen könne. Für ein Responsum, welches den Wünschen der Feinde Wedderkopps entsprach, ward er Justizrath und erster Rechtslehrer in Kiel. Sein Gutachten half aber diesmal Nichts, da die Gegenparthei muthig auftrat und die Stimmen gleich wurden, so daß man erst jener List bedurfte, mit der man Wedderkopp von Hamburg nach Gottorp lockte, um ihn nach Tönningen zu bringen.

*) Siehe z. B. Büsching, a. a O. 6, 21.

Schöpfer war indessen 1712 nach Kiel gegangen, als die Zwistigkeiten Carl Leopolds von Mecklenburg mit seinen Ständen ausbrachen. Da Pettekum, erster Minister Leopolds, nicht rabulistisch genug war, wurde Schöpfer als die nothwendige Creatur wieder zurückberufen und zum Director des Justiz-Collegium und des Consistorium ernannt. Er wurde nun das Orakel Leopolds, bereiste — da er seine Leute kannte — die Universitäten Helmstädt, Halle und Wittenberg und brachte von den Juristen-Facultäten die Responsa mit, nach welchen gegen die Ritterschaft und die Stadt Rostock peinlich verfahren werden sollte. Auf seinen Anschlag wurden die Russen ins Land gerufen und 1716 wurde er selbst nach Petersburg zum Czaar geschickt, um die Ausführung des Plans zu bewirken. Als aber bei der Ankunft der kaiserlichen Executions-Commission Leopold selber floh, wurde Schöpfer abgedankt und gab man ihm zu verstehen, daß er am besten thäte, wenn er sich aus dem Lande zurückzöge *).

Die Universität, die am Schluß dieses Zeitraums gestiftet wurde, die Universität der Grafen, der Compendien und der Professoren, die würdig gewesen wären, das Kastenwesen zu erfinden, wenn sie es nicht zu ihrem Glück — denn in Erfindungen waren sie doch nicht besonders stark — bereits vorgefunden hätten; Göttingen, die Universität der bloßen Nützlichkeit und Brauchbarkeit, wurde gestiftet, um der Barbarei der alten Universitäten den Anstrich einer

*) Moser, patr. Archiv, 9, 408, folgd.

roheren und geistloseren Eleganz zu geben. Sie hat ihre Aufgabe redlich erfüllt und wir können ihr Wesen nicht besser schildern als mit den Worten eines mecklenburgischen Edelmanns, der von einem Hannoveraner aufgefordert war, sein Möglichstes zu thun, um die Frequenz der neuen Anstalt zu befördern. „Ich kann aber nicht verhalten, schreibt er im Jahr nach der Einsegnung der adlichen bejahrt geborenen Dame, 1738 — daß es hier in Mecklenburg einige Leute gibt, welche die göttingischen Werke allzu trocken und für eine unter so viel alten Universitäten neu angehende nicht brillant genug geschrieben halten, auch daher glauben wollen, daß den Herren Professoribus die Hände gebunden seyn möchten, neue Wahrheiten zu entdecken oder frei genug zu sentiren. Man will auch dafür halten, daß den Grafen ein gar zu großer Vorzug vor dem Adel, wie auf fast keiner einzigen deutschen Universität geschiehet, eingeräumet werde, wie solches sich auch sogar darin gezeiget, daß bei der Inauguration nur allein die Grafen gewürdigt wurden, mit des Herrn von Münchhausen Exc. zu speisen *)."

Was das Majestäts-Verbrechen der Entdeckung neuer Wahrheiten betrifft, so hat Göttingen seinen Namen allerdings rein zu erhalten gewußt; die Erfindung der Grafenbank ist sein vornehmstes Verdienst und im Uebrigen ist es den Grundsätzen seines edlen Stifters treu geblieben. Meine erste Pflicht ist es, erklärte der Herr von Münchhausen Büschingen, als dieser (1756. 1757) durch seine biblische

*) Büsching, Magazin, 19, 322.

Theologie Anstoß erregte und gezwungen wurde, auf einen theologischen Lehrstuhl Verzicht zu leisten, es ist meine Pflicht, darauf zu sehen, daß der Universität kein übler Name gemacht und der Fleck einer Neuerung in theologischen Sachen nicht aufgebürdet werden möge.*)

In diese Periode, in welche die unschuldigen Nachrichten mit einem Seufzer über die Milde der Censur eintreten, in welcher die Theologen die Obrigkeit zur Strenge gegen die „Religions-Spötter" auffordern und ein Ludovici „die allgewaltige Hand des großen Gottes" verehrt, welche „den Königl. Polnischen Churfürstlich Sächsischen Kirchenrath in Dresden dazu geneiget, daß derselbe das wertheimische Bibelwerk als ein höchst anstößiges und ärgerliches Buch confisciren ließ,"**) in dieselbe Periode, in welcher Ausschweifung und Verschwendung aller Art an den Höfen herrschte und Alles darauf ankam, daß die Masse aus ihrem Anstaunen der gedankenlosen Hofpracht nicht herausgerissen würde, fällt die Zeit, in welcher für das moderne Censurwesen der Grund gelegt wurde. Mitten unter seinen Hoffesten, Carnevals-Lustbarkeiten, in den Armen seiner Maitressen und während seiner planlosen Kriege fand Friedrich August II. die Zeit dazu, Erlasse über Erlasse gegen die Presse ausgehen zu lassen. So ward an die Univer-

*) Büsching, Beiträge 6. 302.

**) Historie der Wolfischen Philosophie I. 179.

sitäten und Consistorien den 14ten Juli 1711 der Befehl gegeben, daß sie genau darauf Acht haben sollten, daß den frühern Edicten wegen Vereidigung der Drucker und Censur der Bücher unverbrüchlich nachgelebt würde und in Zukunft „so unzuläßliche, besonders aber Ihro Majestät hohe Jura antastende Charteken" — würdige Ausdrücke von dieser Art finden sich in allen diesen Erlassen — „alsofort confiscirt würden."*) Den 14ten Februar 1716 erging an die Universität Leipzig der königliche Befehl, daß sie die dortigen Lehrer „von allen verdächtigen Meinungen und neuerlichen Arten zu reden und zu schreiben, abhalten sollte."*) Den 24sten April 1717 wiederum ein neuer Befehl an die Universität und Bücher-Commission zu Leipzig, „mehrere Aufsicht zu haben, daß keine Schrift ohne Censur gedruckt oder von anderwärts her eingeschleift, die Censur auch sorgfältiger verrichtet, ingleichen die Buchführer dahin ebenfalls alles Ernstes bedeutet, die Buchdrucker aber nach einer gewissen Notul vereidet werden sollten."**) Auch die schlechte Presse der Zeitungen hatte die Ehre, die Aufmerksamkeit Friedrich August II. auf sich zu ziehen. „Nachdem seither, geruhten der Freund der Königsmark und der Orselska den 31sten August 1726 zu decretiren, „sich allerhand Leute angemaaßet, von Sachen, die den Staat angehen, Zeitungen zu schreiben und durch deren Versendung viele unwahre mit anzüglichen und zur Verbitterung der Gemü-

*) Faßmann, Leben Fr. Aug. II. p. 596.
**) Ebend. p. 736.

ther gereichenden Ausdrücken angefüllte Nachrichten auszustreuen, ingleichen von den auswärtigen Nouvellen, worin viel widrige Räsonnements enthalten, Auszüge zu geben und hierdurch das Volk zu mancherlei falschen Impressionen zu verleiten, solle sich dergleichen weiter hinführo Niemand unterfangen, sondern dessen männiglich enthalten, bei Strafe des Gefängnisses, Verweisung oder Festungbaues."*)

In Sachsen hatten die Furcht der Orthodoxie und der Argwohn eines entarteten Hofes sich zur Unterdrückung der Presse vereinigt; in Preußen dagegen arbeiteten die Scheelsucht der Pietisten und die bürgerliche Beschränktheit einander in die Hände, um das Censurwesen gesetzlich zu ordnen. „Höchst mißfällig, heißt es unter Anderm in einem Edicte Friedrich Wilhelm I. vom 31sten Februar 1727, und zu unserm nicht geringen Verdruß vernehmen wir, daß seither allerhand mit atheistischen Principien angefüllte Bücher in unsern Landen debitiret, verkauft, ja wohl gar durch öffentlichen Druck publicirt werden" — solchem Unwesen soll mit Nachdruck gesteuert werden. In diesen Befehl werden unterm 13ten März 1727 Wolfen's metaphysische und moralische Schriften einbegriffen und unter demselben Datum in einem besondern Erlaß an sämmtliche Universitäten geboten, daß über diese Schriften keine Vorlesungen gehalten werden sollen.**)

Männer, wie Dippel und Edelmann, welche die Mau-

---

*) Ebend. p. 882.

**) Ludovici, a. a. O. III. 133—136.

ern dieses fürchterlichen Gefängnisses zu zersprengen sich berufen fühlten, wären unter diesen Umständen sehr in Verlegenheit gerathen, wenn sie nicht Freunde gefunden hätten, die ihre Schriften auf ihre Kosten in heimlichen Druckereien zur Presse gegeben hätten. Doch klagt einmal Edelmann, als seine Freunde in Berleburg, welche die ersten zwölf Bände seiner unschuldigen Wahrheiten hatten drucken lassen, aber scheu wurden, als sich sein Haß gegen die hergebrachte Lehre immer bestimmter entwickelte, er wisse keinen Menschen mehr, der die Bücher auch nur zu beherbergen sich getraute, wenn er nur halbwege merkte, daß die Feinde der Wahrheit durch dieselben aufs neue gereizt werden würden, geschweige, daß er eine Druckerei finden könnte, die seine Schriften fernerhin zu drucken wagen sollte.*) Sein Glaubensbekenntniß, einen nicht unbedeutenden Quartband, mußte er auf eigene Kosten drucken lassen, doch fand er später wieder Freunde, die seine immer entschiedener antireligiös gewordenen Schriften im Norden Deutschlands drucken ließen.

Nicht nur die Kritik, sondern auch die bloße Gelehrsamkeit und der Sammlerfleiß hatten bei dem Argwohn gegen jede Art von Oeffentlichkeit zuweilen einen schweren Stand. J. J. Moser z. B., welcher dazumals den Charakter eines preußischen Geheimenraths trug — einen Charakter, den er aber nachher abzulegen für gut fand — fragte in Berlin an, als er bei seiner Ausarbeitung des

*) Edelm. Göttl. d. Vern. p. 162.

Particularrechts der deutschen Reichsstände an Chur-Brandenburg kam und dessen Staatsrecht darstellen wollte. Friedrich Wilhelm I., der außerdem noch die Sache so auffaßte, als wolle Moser „ein sogenanntes Staatsrecht seines Königlichen Hauses" darstellen, bedeutete ihm in einem scharfen Rescript — vom 2ten April 1740 — wenn er seine schwere Ungnade und unausbleibliche Ahndung vermeiden wolle, so solle er sich hüten, Dinge durch den Druck bekannt zu machen, die sich für die Oeffentlichkeit keineswegs paßten.*)

Für ein Leben, in welchem die geistliche und polizeiliche Censur über die Ordnung wachten, wurde der Deutsche schon von Kindheit auf erzogen. In „Modestie und Stille" wachsen die Kinder auf**), Modestie und Stille bilden den Grundzug ihres Characters und dieselbe Zaghaftigkeit und Schüchternheit wird ihnen sogar durch die Umgebung ihrer Spielplätze eingeflößt, da es damals keinen Ort gab, in welchem Gespenster und Geistererscheinungen zu den Seltenheiten gehört hätten.

In der Schule werden sie von hypochondrischen Lehrern gequält, die sich in kläglichem Selbstgefühl ihrer Unwürdigkeit vor Gott und Menschen abmarterten, oder sie wurden von rohen Gesellen gemißhandelt.

---

*) Patriot. Archiv. 11, 355.

**) Siehe z. B. Semlers Beschreibung seiner Kindheit — er war 1725 geboren — I. 25.

Die Ruthe, der Stock, der Prügel waren das vorzüglichste Instrument der Kindererziehung — man hoffte von ihrer Zauberkraft, daß sie den Reiz der Erbsünde am sichersten schwächen würden. Was der Stock nicht that, leistete der Mechanismus des Unterrichts — von dem ersten Schuljahre an wurden die Kinder durch gedankenloses Auswendiglernen und durch die Ueberhäufung mit Declinations- und Conjugations-Arbeiten an eine solide Einschränkung gewöhnt.

Die Unwissenheit, die sich mit der Erhaltung des „historisch Gewordenen" groß thut und nichts weniger kennt, als die Historie, hat sich neuerlich wieder für die Mauern der Klosterschulen enthusiasmirt und sich nicht entblödet, dieselben als idealisches Beispiel für die nothwendige Einschränkung unserer öffentlichen Verhältnisse und der wissenschaftlichen Forschung zu preisen. Man werfe aber nur einen Blick in die Biographieen des vorigen Jahrhunderts, um über die Verworfenheit, Barbarei und den Jammer, den diese Mauern einschlossen, zu schaudern. In Schulpforte waren alle Lehrer, als z. B. Bahrdt hier seine Marterjahre verlebte*), moralisch invalide; ihre barbarische Rohheit wurde nur von der noch größeren der Aufseher übertroffen, die aus den Schülern der obern Klassen gewählt wurden. Die Lehrer prügeln, die Aufseher prügeln, alles prügelt, die Lehrer prügeln, wenn die Schüler gegen die Syntax fehlen, die Aufseher prügeln, wenn ihre jüngern

*) Bahrdt, Geschichte seines Lebens I, 90.

Cameraden ihnen nicht schmeicheln oder sich zur Befriedigung ihrer rohen Lüste nicht hergeben wollen. Laster wurden von diesen Mauern eingeschlossen, wie sie nur in den Klöstern des Mittelalters zu finden waren. Dieselbe wüste Unordnung, Mißhandlung der Schwächeren und Ruchlosigkeit gegen die stilleren Schüler fand Büsching in Glaucha vor, auf der lateinischen Schule, deren Mauern sogar vom Pietismus bewacht wurden.

Wenn die Schwungkraft der Seele durch Schule und Erziehung so weit gelähmt war, daß es dem Deutschen als eine bedenkliche und gefährliche Neuerung gelten mußte, wenn man diesem oder jenem Hausgeräth in seiner Wohnung eine andere, vielleicht bequemere Stelle hätte anweisen wollen, so trat er in ein Leben, wo ihn überall „geheiligte historische Erinnerungen" umgaben, Erinnerungen, die er nun mit religiöser Pietat pflegte. Es hätte sich nur Jemand z. B. unterstehen sollen, den Alttorfern den Thürmer zu nehmen, der immer noch eben so wie in den unsichern Zeiten des Faustrechts eine kleine Glocke anschlug, so oft Jemand zu dem Thore von Nürnberg hereinkam,*) es wäre so viel gewesen, als hätte man ihnen ihr täglich Brot nehmen wollen. Die Frankfurter würden die Messe für unmöglich gehalten haben, wenn nicht immer noch wie im Mittelalter am Geleitstage ein Paar Reiter zum Thore hinausritten und mit den Husaren der zum Geleit berechtigten Reichsstädte, die sie an einer gewissen Stelle vorfanden, am Abend in die Stadt wieder einzogen.

*) Semler's Leben I, 166 flgd.

Man rühme diese Ueberlieferungen so viel man will als Mittel, „den historischen Sinn" zu unterhalten und die Gegenwart mit einer ehrwürdigen Vergangenheit zu verbinden: sie bleiben doch nur Frazzen, geben dem ganzen Leben den Anstrich der Lügenhaftigkeit und verrathen nicht selten in einer grellen Weise, daß sie selber nichts als eine Lüge sind.

In Nürnberg z. B. war es eine alte Sitte, daß ein vereidetes Weib die Juden, die in der Stadt Geschäfte verrichten wollten, begleiten mußte; im achtzehnten Jahrhundert leistete das Weib immer noch seinen Eid und ließ dessenungeachtet nach ein Paar Minuten die Juden allein gehen, wohin sie wollten.

Das gemüthliche Leben innerhalb solcher Frazzen hat allerdings in mancher Beziehung seinen Vortheil, für diejenigen nämlich, welche die Dumpfheit der Masse zur Befestigung ihrer Herrschaft benutzen. Ein Volk, welches eine schmerzhafte Lücke in seinem Leben empfinden würde, wenn es nicht täglich jenen Thürmer hören und einen Juden ohne die Combination mit jenem vereidigten Weibe sich denken sollte, ist auch dazu geschaffen, den Druck jedweder Herrschaft als etwas sich von selbst Verstehendes zu betrachten. In Nürnberg waren es kaum neunzehn Geschlechter, welche die Stadt als ihr Eigenthum ansahen und behandelten; nur aus ihrer Mitte wurden die 34 adlichen Rathsherren gewählt, die sich die Väter des Vaterlandes nannten und nur bei besondern Gelegenheiten acht Handwerksleute als stummen Beirath zu Beisitzern nahmen: sie waren Alles in

der Stadt, alle einträglichen Aemter wurden mit ihren Leuten besetzt und die Bürgerschaft durften sie aussaugen, ohne zu irgend einer Rechenschafts-Ablegung verpflichtet zu seyn. Neben dem gedrückten und widerlich höflichen Bürger machten sich aber auch diese Landesväter mit ihrem aufgeblasenen Stolz, in ihren spanischen Mänteln, mit ihren mächtigen Halskrausen und Spitzhüten vor jedem gebildeten Reisenden verächtlich und zum Gelächter *).

Höher konnte unter diesen Umständen ein „Unterthan" nicht taxirt werden, als es z. B. in dem Testamente Herzog Eberhard Ludwigs von Würtemberg geschieht, in welchem er seinem Erben mitten unter den Pferden, Schafen und Steuern und Gehölzen auch die Unterthanen als „Zubehör" der Städte, Märkte, Schlösser und Festungen zuweist**) — der Erblasser ist derselbe Eberhard Ludwig, der seine Ehre, seine Gemahlin und sein ganzes Land einer häßlichen Maitresse, der Grävenitz, als Opfer preisgab und schaamlos genug war, einen Circularbefehl (vom 10. Sept. 1713), wonach er seinen Unterthanen verbot, von seinem „Thun und Lassen unnöthig und ungebührlich zu urtheilen", von den Canzeln und in allen Rathshäusern verlesen zu lassen. Der Befehl wurde sogar — die Grävenitzische Wirthschaft hatte nämlich indessen immer noch nicht ihr Ende erreicht — unterm 11. Juni 1731 wiederholt***).

Eines von den vielen würdigen Gegenstücken zu diesem

---

*) Blainville, Reise, I., 229.

**) Patr. Archiv. 3, 61.

***) Ebend. 11, 365.

Erlaß ist der Befehl des Herzogs Ernst August von Sachsen-Weimar, in welchem er seinen Unterthanen, die über die Leistungen für seine unverhältnißmäßig vermehrte Militairmacht unzufrieden wurden, bei halbjähriger Festungsstrafe alles „Räsonniren" verbot: „maaßen das Regiment von uns, nicht aber von den Bauern abhängt und wir keine Räsonneurs zu Unterthanen haben wollen" *).

Die Unterthanen eingeschüchtert, niedergedrückt und von den Geistlichen um alles Selbstgefühl gebracht, in den Raths-Collegien nur Leute, die lieber Ehre, Wahrheit, Recht, Gewissen und jegliche Verpflichtung hintansetzen, ehe sie sich der Gefahr eines trocknen Gesichts des Herrn und seiner Günstlinge aussetzen, auf jeder Universität Ueberfluß an Professoren, die für ein winziges Geschenk und aus lauterem Respect gegen den gnädigsten Befehl aus dem Naturrecht, den Landesgesetzen und den Pandecten den Beweis führen, daß ein Mann, der es ja einmal gewagt hat, aus dem Geleise der Menschenfurcht und Augendienerei herauszutreten, ungehört Unrecht habe **) — wo konnte man da auch nur die Spur von dem finden, was den Namen „Volk" verdient hätte! Dennoch wurde nirgends mehr von Freiheit gesprochen als damals in den zahllosen Actenstücken, die zwischen Wetzlar, Regensburg, Wien und den deutschen Höfen verfahren wurden. „Wann Gott wird ein Volk strafen wollen, sagt C. F. v. Moser ***), so wird er es künftig

*) Ebend. 7, 494.

**) Ebend. 2, 279., folgd.

***) Der Herr und der Diener, 1759. 2, 212.

mit deutscher Freiheit heimsuchen." Dazu kam, daß selbst die kleinsten Fürsten das Soldaten-Regiment in ihren Landen einführten und von der Entdeckung des Geheimnisses, wie die eine Hälfte des gemeinen Mannes die andere ernähren kann, um sich vermittelst derselben in gehöriger Ordnung halten zu lassen, so viel wie möglich Vortheil zu ziehen suchten.

Die Haltungslosigkeit des ganzen Lebens wurde endlich durch den übergroßen Reichthum des deutschen Reiches an Patrioten vermehrt. Es gab nämlich nur zu viel Arten von Patrioten und Patriotismus, — so viel als es souveräne Herren gab und deren waren bekanntlich mehrere Hundert vorhanden. Wer hier als ein Patriot galt und besoldet wurde, galt etliche Meilen weiter als ein Feind und Verräther des Vaterlandes. Die Patrioten waren so vielerlei als die Landesmünzen; ein Conventionsfuß und die Berechnung, wie viel Patrioten auf die Mark fein gehen, war noch nicht gefunden und der Wunsch Mosers *), die Deutschen sollten doch auch einmal an diese Berechnung denken, ist ein frommer Wunsch geblieben.

„Ein deutscher Patriot, sagt daher derselbe Ehrenmann, der sich auf sein Volk verstand **), muß bei der tiefsten Kenntniß der Gesetze, bei den feurigsten Wünschen eines edlen Herzens, bei den redlichsten Gesinnungen für sein Vaterland niemals vergessen, daß er ein Deutscher ist. Die

*) Ebend. II., 154.
**) Ebend. II., 170.

Canzleiformel von der deutschen Freiheit darf ihn nie irre machen. Unsere Freiheit ist der Stein der Weisen, man sagt, daß er wirklich in der Welt sey, unsere Väter haben ihn gesucht und sind darüber gestorben und zum Theil verdorben, wir suchen ihn auch, und es wird uns wohl nicht besser gehen als jenen. Wer ihn aber gefunden zu haben meint, der halte sich so verborgen wie ein Adept, er verschenke seine Tinctur, wo er kann und will, wird aber sein Geheimniß durch seine Schuld verrathen, so wandere er mit Böttgern auf die Festung und mache statt Gold wenigstens Porzellan."

„Wir leben zwar im römischen Reich, aber ohne die rostra der Römer; ja in unserm Hause der Gemeinen hat man oft eher die Erlaubniß zu schweigen als zu reden. Doch nein! laßt uns reden, so lange uns die Gesetze nicht schweigen heißen und noch zur Zeit haben sie es nicht gethan."

Sie hatten es aber schon damals gethan.

§. 4.

Die Jesuiten im südlichen Deutschland.

Wenn die protestantischen Theologen die Befreiung des Menschen von der Erbsünde und von der Welt als Zweck der Erziehung betrachteten, so war es die Absicht der Jesuiten Kirchendiener und Geistliche, wenigstens Devote zu erziehen. Bei diesem Erziehungswerk theilten sie mit den Protestanten den Glauben an die wunderthätige Kraft der Ruthe; sie war das vorzüglichste Mittel der jesuitischen Erziehung, die Panacee gegen alle Folgen der menschlichen Erbkrankheit, mit der Ruthe straften die Jesuiten die Fehler in den lateinischen Exercitien wie in der sittlichen Aufführung.

Den Vorzug haben die Jesuiten vor den protestantischen Geistlichen, daß sie nach der Art der katholischen Geschäftigkeit wirksame Formen erfanden, die es ihnen möglich machten, die Welt sich wirklich zu unterwerfen, während ihre protestantischen Brüder oft nur auf Declamationen

über die Selbstverläugnung und Ueberwindung der Welt angewiesen waren. —

Der bayrische Herzog, auf dessen demüthiges Flehen 1559 die ersten Jesuiten nach Bayern gekommen waren, vertheidigte sie, als das außerordentlich schnelle Wachsthum ihrer Macht Neid erregt hatte, in folgender Weise gegen den Vorwurf, daß sie am Hofe zu sehr herrschten: „die Herstellung einer guten Policey sey überhaupt sein erstes Geschäft; da er aber nach der Policey oder Religion sein Volk regieren wolle, so wähle er sie, die Jesuiten, in dieser Art seiner Regierung zu seinen Ministern. Wie leicht könne es geschehen, daß er in so weit ausgebreiteten Gebieten irre und daß seine übrigen Minister irren? Wer würde dann seinen Fehlern begegnen, wer sie wieder gut machen? Wer, wenn sie nicht? *)"

Eines der bedeutendsten Mittel zur Begründung ihrer Herrschaft über alle Stände und alle Verhältnisse des Lebens hatten die Jesuiten in ihren marianischen Congregationen erfunden. Anfangs schien diese Erfindung ein bloßes Kinderspiel zu sein. Ein unbedeutender Magister der untersten Classe in Rom — der in seiner dumpfen Unfähigkeit wahrscheinlich um so fähiger dazu war, eine der fürchterlichsten Consequenzen des jesuitischen Princips in seinem Gehirn auszubrüten — Johann Löw, ein Niederländer, versammelte nach der Schulzeit die empfänglichsten seiner kleinen Schü-

---

*) Anton von Buchers sämmtliche Werke, herausgegeben von Klessing. München 1819. I, 16. 17.

ler um sich und unterhielt sie mit geistlichen Spielereien; allmählig ward daraus eine förmliche Sodalität von Kindern, die unter bestimmten Gesetzen sich selbst regierte, zu besonderen Andachten verpflichtet war und im Jahr 1564 von ihrem Stifter unter den Schutz der Jungfrau gestellt wurde*). Noch vor dem Ausgange desselben Jahrhunderts hatten sich die marianischen Congregationen nach einem umfassenderen Plane, nach welchem Jedem, der sich der christlichen Demuth befleißigen und dem Dienst der Jungfrau widmen wollte, der Beitritt gestattet wurde, umgestaltet und ihr Netz auch über Bayern ausgebreitet. Sie haben erst die Christianisirung Bayerns vollendet und München den Ruhm verschafft, daß es das deutsche Rom genannt werden durfte.

Der Zweck der marianischen Gesellschaften ist „die Vollkommenheit des christlichen Lebens" — eine Vollkommenheit, die nur durch außerordentliche, das Maaß der gewöhnlichen kirchlichen Forderungen übersteigende Uebungen erreichbar sey. Der bürgerliche Sodale glaubt daher, — wie bei den Protestanten der Pietist — der Gottesdienst seiner Congregation sey weit verdienstlicher als derjenige, welchem die gesammte Gemeinde beiwohnt. Er hält sich für etwas Besonderes, trachtet nach Besonderem und verläßt die gewöhnlichen Andachten und Religionsübungen, um seinen außerordentlichen, marianischen nachzugehen.

Sein erstes Gesetz ist die Verehrung und Nachfolge der

---

*) Ebend. I, 92 flgd.

Maria in der Unschuld des Lebens, die Verrichtung zahlloser Andachten, Abtödtung des Fleisches und die Tugend der Demuth, die sich auch im Gehorsam gegen den Präses der Congregation bewähren muß.

Diese Tugend zu erwerben, sagt Pater Lechner in seiner Anweisung für Sodalen, wird am sichersten gelingen, wenn man immer vor Augen hat, daß man aus Nichts entstanden und wieder in sein Nichts zurückkehre, wenn man nach dem Grundsatz lebt, daß alles Wissen und menschliche Thun eitel sey, und wenn demnach der Mensch sich selbst verachtet und in seine Niedrigkeit und in das Unvermögen, welches sein wahres Wesen ist, zurücksinkt *).

Was in den Augen dieser Welt Schönheit ist, muß gemieden werden; wer es besitzt, muß es entstellen, wie jener Junker that, der sein Gesicht mit Koth besprützte und im Bettleranzuge — obwohl er sehr reich war — nach Allmosen ging. Ein bayrischer Jesuit stellte sogar den Satz auf, es sey gefährlich, wenn ein junger Mensch seinen nackten Arm oder seine Waden ansehe.

Die Jesuiten verstanden sich darauf, die richtigen Consequenzen von der Verehrung der himmlischen d. h. der chimärischen Jungfrau zu ziehen. Jenen jungen Menschen, der in der Küche wegfraß, was schon vor drei Tagen ins Spülicht geworfen war, priesen sie mit Recht als Musterbild für diejenigen, die sich der Demuth befleißigen und die Keuschheit bewahren wollen.

---

*) Ebend. I. 103.

Unsern heutigen Künstlern, die nicht Einen ordentlichen Heiligen mehr auf die Leinewand pinseln können und bis zur Schwärmerei von der erfrischenden Kraft des Symboldienstes eingenommen sind, können sie auch in diesem Punkte nähere Auskunft geben.

Unter den Sodalen der marianischen Congregation war nämlich die Verehrung eines Heiligen, der ihnen monatlich durchs Loos zufiel, eine der ersten Pflichten. Wie erheiternd, erfrischend und belebend war nun dieser Dienst! In einem Buche vom Jahr 1752 „Gesetze und Statuten der marianischen Congregation" heißt es darüber: „der Sodalis empfängt dieses Bild aus der Hand des Präses mit eben der Ehrfurcht, als wenn es ihm die göttliche Vorsehung selbst zugesandt hätte; Früh und Abends und in allen Angelegenheiten seines Lebens wird er sich seinem Monatheiligen empfehlen und jederzeit seine Tugend nachahmen, an seinem Namenstage beichten, communiciren und besondere Tugenden verrichten; wenn der Monat zu Ende ist, wird er den Heiligen um Verzeihung für alle Fehler bitten, die er sich in Bezug auf seine Verehrung hat zu Schulden kommen lassen; die Bilder wird er aufbewahren und sich aus diesen Monatheiligen — d. h. aus den Unterschriften ihrer Abbildungen — eine eigene Privat-Litanei machen und dieselbe öfters singen oder beten; auf dem Sterbebette endlich soll er alle diese Heiligen um sich versammeln, sie zum Beistand auffordern und befehlen, daß seine Todtenbahre mit ihnen ausgeschmückt und der ganze Chor derselben mit ihm begraben werde."

Ein paar Züge werden hinreichen, die Jesuiten uns auch als Erzieher und Beichtväter der Fürsten zu charakterisiren. Der Jesuit Stadler, den Maximilian von seinem Vater, Kaiser Karl VII. zum Erzieher erhalten hatte, suchte in seinem Zögling von früh an allen Wissenstrieb zu ersticken; aus dem Triebe zur Arbeitsamkeit und Beschäftigung machte er eine Gewissenssache und jeden Augenblick benutzte er, um dem Erbprinzen förmliche Ordensgrundsätze einzuimpfen und ihm die christliche Maxime, daß er sich das Zeitliche ja nicht angelegen seyn lassen dürfe, zur Lebensregel zu machen *). Zum Glück für sich und für sein Land erhielt Maximilian auf Empfehlung des Grafen Stadion an dem Würzburger Rechtslehrer Ickstadt noch einen weltlichen Erzieher und als er zur Regierung kam, wußte er die Verdienste des wackern Stadler um seine Ausbildung so richtig zu würdigen, daß er ihn augenblicklich aus seinem Reiche verwies.

In Bayern hatten die Jesuiten alle Consequenzen ihres Systems am fleißigsten und rührigsten ausgearbeitet, in Wien war ihre Herrschaft so sorglos, als verstände sie sich von selbst, in der Pfalz aber, weil es hier zugleich darauf ankam, die zahlreiche protestantische Bevölkerung zu unterdrücken oder ihre Wachsamkeit zu täuschen, mußten sie alle Künste ihrer List anwenden, um ihre Herrschaft zu behaupten. Mit dem Vorgänger Carl Theodors war es

---

*) Maximilian III, von Bayern, von Rothhammer. 1785 pag. 9.

ihnen vortrefflich gelungen, seitdem sie ihm die Ueberzeugung beigebracht hatten, daß sie seine Seele aus der Hölle gerettet hätten. Vermittelst dieser Ueberzeugung von ihrem Verdienst um seine unsterbliche Seele regierten sie ihn und seinen Hof so unbeschränkt, daß er Nichts ohne ihre Erlaubniß that, seinen Nachfolger ihnen zur Erziehung gab und keinen Hofcavalier duldete, der seine Kinder nicht gleichfalls von ihnen erziehen ließ. Was der Glaube an ihre Macht über die Hölle nicht bewirkte, ersetzten sie durch ihren Einfluß auf die Maitresse des Churfürsten und auf seinen Leibarzt, durch bigotte Andachtsbücher, die sie ihm durch einen Officier in die Hände zu spielen wußten, durch Spione, die allgegenwärtig waren, oder sie halfen selbst täglich nach, wozu sie Gelegenheit genug hatten, da ihr Pallast in Mannheim dicht neben dem churfürstlichen Schlosse stand *).

In einem Aufsatze, welchen der Marquis d'Itter, Erzieher und Minister Carl Theodors für diesen im Jahre 1742 aufgesetzt hat **), sind die Grundsätze, nach welchen ein von Geistlichen geleiteter katholischer Fürst leben soll, ziemlich unumwunden angegeben. Der vornehmsten Grundsätze, die er als Regent zu befolgen hat, erster besteht „in der Gottesfurcht, auferbaulichem Lebenswandel und Beförderung der heiligen katholischen Religion." Auf die Frage, „was er eigentlich zu thun und zu lassen habe, wenn er

*) Bucher, II. 131.

**) Götting. histor. Magazin von Meiners und Spittler. I, 649 flgd.

sein eigen Gewissen rein erhalten will," folgt die Antwort: „solches übergebe man den zur Direction des churfürstlichen Gewissens bestellten geistlichen Personen." Gegen die lutherische und reformirte Kirche muß die katholische Religion in jedem Fall in Vortheil gesetzt und ihre Ausbreitung befördert werden, aber „in glimpflicher" Weise, damit die große Zahl der ketzerischen Unterthanen nicht gereizt werde. Als die besten Mittel, jenen Zweck zu erreichen, schlägt dann der churfürstliche Rathgeber größere Sorgfalt bei Besetzung der katholischen Pfarreien und Schuldienste vor — man solle nämlich vorzugsweise tüchtige und fähige Leute anstellen und wie sich von selbst versteht, die protestantischen Kirchen- und Schulämter im entgegengesetzten Sinne behandeln — sodann die Stiftung einer Convertiten-Casse von jährlich zehntausend Gulden und die Maxime, kein ketzerisches Subject außerhalb der Aemter, die ihnen als rein kirchlich oder wegen ihres Zusammenhanges mit den kirchlichen Angelegenheiten zukommen, zu irgend einer churfürstlichen Bedienung zuzulassen.

Die vermeintliche Gutmüthigkeit des Süddeutschen, die viel mehr die Lust am Augenblick und Unbekanntschaft mit den Freuden des Geistes als wirklich hingebendes Wesen und Humanität ist, macht das religiöse Polizei-Regiment des Katholicismus möglich und vielleicht auch als Surrogat für die gemeinsamen Interessen der Kunst, Wissenschaft und Literatur nothwendig. Das Haus Bayern z. B. hatte in Augsburg einen besondern Religions-Agenten, der von den bayrischen Unterthanen die Beichtzettel

zu sammeln und an den geistlichen Rath in München einzusenden hatte; eben so hatte der Bischof von Augsburg an dem katholischen Bürgermeister seinen Religions-Agenten, der ihm die Beichtzettel sammeln mußte.*) Wo für Geist und Seele von der geistlichen und weltlichen Obrigkeit so genau gesorgt wird, bleibt dem Untergebenen nichts mehr übrig, als der Genuß des Augenblicks und sind die Mönche mit dem Ausdruck der Dummheit und Hartherzigkeit in ihrem stumpfen Gesichte die Ideale des Lebens.

Der Katholicismus, sagt man, heiligt alle Verhältnisse des Lebens: — jeder Blick in das Leben, das er beherrscht, lehrt uns aber nur die Oberflächlichkeit seiner Einwirkung kennen. Unter seinem Einfluß ist es nur in diesem Grade möglich,. daß z. B. die marianische Ascetik und die Wollust dicht neben einander bestehen können. Neben dem üppigen Badehause, welches Maximilian Emanuel im nymphenburger Garten erbaute, ließ er die düstre Clause zu geistlichen Betrachtungen erbauen, für welches Spielwerk der Churfürst von Cöln selber den Altar weihte, bei welcher Gelegenheit die fromme Gesellschaft sich so lustig machte, daß sie für 200 Thlr. Trinkgläser zerbrach.**) Im nymphenburger Schloß sah noch Nikolai in zwei Zimmern die Bildnisse von sechszehn Mätressen des Churfürsten Max Emanuel und des Kaiser Carls VII.***) und derselbe Carl

*) Nikolai, Reise, 7, 130.
**) Keyßler, Reise, I. 78.
***) Nik. a. a. O. 7, 6.

Albert, der für die Ehre der Maria eiferte, die Schutz-Patronin Bayerns durch seinen Eifer für das Dogma ihrer unbefleckten Empfängniß seinem Lande geneigt machte, mit seiner Gemahlin zu Fuß nach Alt-Oetting pilgerte, Kirchen, Klöster, Wallfahrts-Orte beschenkte, kann keine Armee auf die Beine bringen, als er die Rechte seines Hauses gegen Maria Theresia vertheidigen wollte, bettelt in Paris um Subsidien, die er für kleinlichen Luxus verschwendet, und erklärt in einem Bittschreiben dem Cardinal Fleury, daß er den König von Frankreich immer als seine Stütze betrachten werde und nur ihm die Würde eines Kaisers von Deutschland verdanken wolle. —

Wir wenden uns zu der weltlichen Hierarchie, um in ihrem Treiben, ihren Ansprüchen und dem heuchlerischen oder gewaltsamen Kampf des einen Vorrechts mit dem andern denselben Mangel eines wahrhaft menschlichen Mittelpunktes, dieselbe Unklarheit und Haltungslosigkeit — nur in einer andern Form — zu erblicken.

§. 5.

Die Landstände und der Adel.

Noch in dem Jahre 1682 konnte derselbe Fürst, der seines Souveränität-Rechts in dem Grade sicher zu seyn glaubte, daß er den Widerstand seiner Landstände verspottete und gegen ihren Willen eine neue Steuer-Ordnung einführte, mit eben denselben Landständen über die Grundlagen seiner Macht und seines Rechts disputiren. Im Jahre 1686 zwang Herzog Ernst August von Hannover seine Landstände, den Licent, d. h. die General-Consumtions-Accise anzuerkennen; auf dem Landtage vom Jahr 1683, wo die Verhandlungen über die neue Steuer-Ordnung begannen, eröffnete der Vice-Kanzler, der den Widerstand, den er finden würde, kannte, die Berathungen mit den Worten des Jesaias: „eure Gedanken sind nicht meine Gedanken, eure Wege nicht meine Wege.“ Dennoch waren die ersten und allgemeinsten Begriffe des christlichen Staatsrechts noch so unsicher, daß dieselben Landstände 1682 in einer Beschwer-

deschrift über die Anmaaßungen der Regierung den Herzog über den Ursprung seiner Rechte zu belehren suchten und dieser es nicht verschmähte, ihrer Deduction eine andere entgegenzusetzen.*) In seiner Gegenschrift gibt er den Landständen zu bedenken, ob seine Vorfahren unter Anderm nur durch die Freigebigkeit des Kaisers — Heinrich IV. — zu ihrer Macht und zu ihren Landen gekommen seyen, oder vielmehr durch die in dem Werth des Empfängers begründete Erkenntlichkeit desselben; ob nur schlechtweg, wie die Landstände die Sache dargestellt hatten, durch Heirathen, oder durch die Tapferkeit und das hohe Ansehen, durch welches sie zu hohen Heirathen gelangt seyen; ob durch Waffen oder ob sie „durch Tapferkeit in den Waffen sich hoher Landes-Regierungen würdig" erwiesen haben; ob rein durch göttliche Gnade, wie die Landstände behauptet, oder ob nicht vielmehr Gott durch Mittel-Ursachen d. h. durch die Verdienste des Fürstenhauses gewirkt habe.

Der Unklarheit der Vorstellungen über die ersten Grundbegriffe des Staats-Organismus entsprach die Verwirrung des öffentlichen Zustandes im Reiche, indem in einigen Ländern die Landstände kaum noch der Form nach vorhanden waren und diejenigen, die in andern Ländern für die Freiheit zu streiten vorgaben, in der That nur für ihre beschränkten Privilegien kämpften oder nur dazu dienten, die Entwickelung des Volkslebens aufzuhalten und jede Kraftäußerung unmöglich zu machen.

*) Götting., hist. Mag. von Meiners und Spittler. 3, 294. flgdd.

In Oestreich waren die Spaltung der Landstände in Betreff der Religion und der Argwohn, mit dem die eine Seite der andern gegenüberstand, für die Regierung Anlaß und Mittel gewesen, ihre Einwilligung zur Erhebung der Steuern im Lauf des dreißigjährigen Krieges zu einer bloßen Formalität zu machen.

In Bayern und in Brandenburg hatte die Erschlaffung, die dem dreißigjährigen Kriege folgte, die Aufhebung der Landstände zur Folge. Dort wurde 1669 der letzte Landtag gehalten, hier im Jahre 1653. In beiden Ländern wurde seitdem ein landschaftlicher Ausschuß eingerichtet, der im Grunde nur einen untergeordneten Nebenzweig der Verwaltung bildete und nur höchstens in einzelnen Fällen gutachtlich gehört wurde. Bei den Huldigungsfeierlichkeiten in den verschiedenen Provinzen gelobte Friedrich Wilhelm I. „die Rechte der Stände aufrecht zu erhalten", es war aber bereits so weit gekommen und die fürstliche Gewalt setzte sich so entschieden durch, daß die Landstände nur noch bei Gratulationen zur Geburt eines Prinzen oder einer Prinzessin als Corporation auftraten und Gehör fanden.

Bekannt ist es, wie Friedrich Wilhelm I. sogleich nach seinem Regierungsantritt daran dachte, die große Menge verschiedener Abgaben in Ostpreußen zu vereinfachen, und den Beschluß faßte, an ihre Stelle einen General-Hufen-Schoß einzuführen, wie Graf Dohna im Namen der Stände diesen Schoß als landesverderblich darstellte, der König aber, höchst ungnädig über diese Eingabe an den Rand derselben bemerkte, nicht das Land sondern „die Junkers ihre

Autorität", ihr polnisches Veto werde ruinirt werden, er aber „stabilire die Souveränität wie einen Felsen von Bronce." Ohne daß ein Landtag befragt worden wäre, wurde 1719 der General-Hufen-Schoß eingeführt. Mit derselben eingreifenden Entschiedenheit, nur nicht eingreifend genug, da der Adel dem neuen indirecten Steuersystem sich immer noch zum Theil entzog, hob der König die Lehnbarkeit des Adels auf und verwandelte er den Ritter-, Lehn- und Roßdienst desselben in eine Geldleistung, so daß das Ritterpferd der Summe von 50 Rthlr. gleich geschätzt wurde. Die Steuern zur Erhaltung des stehenden Heeres fielen bisher auf die nicht-adligen Stände, während der ritterschaftliche Adel seine ritterliche Brauchbarkeit verloren hatte und sich zu Pferde nur lächerlich machte, wenn er einmal z. B. bei der Parade fürstlicher Heimführungen als Corporation repräsentirte. Meinte aber der König die „Autorität der Junker" zu stürzen, indem er sich zum Oberhaupt der Verwaltung machte und die Güter des Adels zum Theil in das neue Steuersystem hineinzog, so täuschte er sich, so lange dem Adel Sinecuren, Exemtionen, Vorzüge und Vorrechte genug gelassen wurden, um sich als eine besondere Kasse zu fühlen. Die Verbesserungsversuche, die man zu jener Zeit in den gesellschaftlichen Verhältnissen vornahm, waren noch rohe Experimente, die aufs gerade Wohl vorgenommen wurden und denen jeder Gedanke an ein System — den noch ungebildeten Instinct des fürstlichen Interesse's ausgenommen — fremd war. Desto besser! werden diejenigen

sagen, denen das System ein Gräuel oder eine lächerliche Chimäre ist.

In jedem Falle waren aber diese Experimente besser als der träge Widerstand der Landstände in den Fürstenthümern, wo sie sich noch erhalten hatten und wie z. B. in Würtemberg in den Zeiten der Gefahr jeden Entschluß hintertrieben und in Friedenszeiten den Fortschritt hemmten. Als z. B. der Administrator — während der Minderjährigkeit Eberhard Ludwigs — in den Reunions-Kriegen gegen Frankreich zu den nöthigen Anstrengungen aufforderte, wollten die Landstände, nur der guten alten Zeit eingedenk, weder von außerordentlicher Erhöhung der Steuern hören noch von einem stehendem Heere. Statt einen geringen Mehrbetrag zu bewilligen, sahen sie lieber nachher ruhig zu, wie der Erbfeind des Reichs mehr als das Hundertfache ihnen unter Sengen und Brennen abpreßte. Wenn die Stände auch nur die gewöhnlichen Abgaben bewilligten, so thaten sie es mißliebig, widerwillig und regelmäßig mit weitschweifigen und abgeschmackten Protestationen. Was zum Bestehen des Ganzen nothwendig war, hielten sie für rein persönliche Forderungen und Bedürfnisse des Regenten, so wie Männer wie Friedrich Wilhelm I. in dem Bedenken ihrer Kammern oder Landstände eine Verletzung „ihres höchsten Interesses" sahen *). Landstände, die die Angelegenheiten des Staats — wenn unter solchen Verhältnissen über-

*) Siehe z. B. das Rescript von Fr. W. I. an den Minister von Ilgen. Patr. Arch. 5, 525.

haupt von einem Staatswesen die Rede seyn könnte — aus einem so engen Gesichtspunkt ansahen und nur an ihre egoistischen Interessen dachten, hatten dann freilich auch nicht die Kraft, an das Ganze zu denken und für dasselbe einzutreten, wenn es vollständig auf das Spiel gesetzt wurde, wie es in Würtemberg während der Herrschaft einer Maitresse wie der Grävenitz oder des Juden Süß geschah. Es gab noch kein Ganzes.

Auch im Churfürstenthum Sachsen schwiegen die immer noch mächtigen Stände, als das Land durch die Maitressen-Herrschaft, durch die planlose Wirthschaft der Günstlinge und den Leichtsinn des Oberhauptes zu Grunde ging. Höchstens bekämpfte in ihren Reibungen mit der Regierung ein Egoismus den andern; daß es ein Volk gebe, daran wurde nicht gedacht und konnte auch deshalb nicht gedacht werden, weil wirklich noch keines vorhanden war. Nach einem Kampfe von dreißig Jahren — von 1699, wo zuerst die Revision der Landtagsordnung beantragt war, bis 1728 — gelang es endlich der Regierung, die Bestimmungen, die den Fürsten zu willkürlich einschränkten, aufzuheben, so daß der Churfürst unbeschränktes Recht erhielt, den Landtag zu schließen, und dem Ausschusse das Recht der willkührlichen Versammlung genommen wurde; daß aber damit der Noth des Landes nicht abgeholfen war, lehrt die Alleinherrschaft eines Brühl.

Es gehört einmal zur sparsamen Oekonomie der Geschichte, daß sie ein Privilegium durch das andere aufreiben läßt, bis die Sache so weit vereinfacht ist, daß die unprivi-

legirte Begeisterung der Freiheit in dem letzten sie alle stürzen kann. Derselbe Aufsatz, der uns bereits oben eine willkommene Fundgrube war, jenes Memoire, welches der Marquis D'Ittre für Carl Theodor im Jahre 1742 aufsetzte, enthält auch die Grundsätze, die ein Churfürst von der Pfalz seinen Ständen gegenüber zu befolgen habe. In den churfürstlichen Landen waren seit fast zwei Jahrhunderten keine Landstände mehr vorhanden, „daher ein Churfürst zu Pfalz, wie sein frommer Rathgeber sagt, darinnen so viel Schatzungs-Gelder ausschreiben kann, als seinem hochvernünftigen Ermessen nach die Kriegs- und gemeinen Landes-Nothdurften erfordern und die Kräfte seiner Unterthanen, ohne daß selbige hierdurch allzu stark gedrückt werden, erlauben." Auch im Herzogthum Neuburg waren seit langer Zeit die Landstände außer Wirklichkeit gesetzt und erst vom Jahre 1721 an wieder in einem engeren Ausschuß berufen worden; sie geben aber, tröstet der Minister, zu Klagen keinen Anlaß. Dagegen seyen die Ritterschaft und die Städte in Jülich und Berg „Querulanten". Nach längerer Reibung war nämlich zwischen ihnen und dem Churfürsten Wilhelm 1672 ein Vergleich zu Stande gekommen, wonach ihnen das freie Einwilligungsrecht zwar zugestanden, zugleich aber ausdrücklich ausbedungen war, daß die Einwilligung „erklecklich" seyn müsse, da aber die Uneinigkeit hiermit noch nicht gehoben war, hatte eine kaiserliche „Provisional-Entscheidung" diese Durchschnittssumme auf 600000 Rthlr. festsetzen müssen: — der Marquis räth demnach dem Churfürsten, „gegen sie immer noch auf der Hut zu seyn,

daß sie sich nicht unterstehen, ihm nach dem Regierungsstab zu greifen und ihre Privilegien zu erweitern.“

Wäre es dabei nicht so barbarisch hergegangen und hätte es nicht sogar dazu Anlaß gegeben, daß moskowitische Horden als Hülfsvölker eines deutschen Fürsten sein Land verwüsten halfen, so könnte man die Tollheit, mit der Carl Leopold von Mecklenburg seine Edelleute und die Bürger von Rostock zur Anerkennung seines ausschließlichen Privilegiums zwingen wollte, fast komisch nennen. Abentheuerlich war der Gedanke, die allmächtigen Edelleute seines Landes zur Aufopferung ihrer Privilegien zu zwingen, gewiß; aber rührend naiv ist es, wie der Herzog in einem Schreiben an den Kaiser — unterm 20. Sept. 1721 — sich darüber bitterlich beschwert, daß seine Edelleute Gehör finden, indem sie sich „anmaaßlich auf sogenannte Assecurationen, Reversale und Verträge berufen, die ihnen von den Vorfahren in seiner Regierung ertheilt seyn sollen, er dagegen ohne Hülfe bleibe, indem er sein aus uralter grauer Antiquität herstammendes ihm angeborenes Vorrecht vertrete“ — ein Recht, gegen welches die Privilegien seiner erbunterthänigen Landsassen „in gar keine Vergleichung kommen könnten.“

Der tolldreist zufahrende Herzog, der durchaus nur sein Privilegium auf Unkosten aller andern gelten lassen wollte, wußte nicht, wie man im eigenen egoistischen Interesse Vorrechte schonen muß, bedachte nicht, wie empfindlich die Herren vom Herrenhofe sind, und hätte von Ernst August in Hannover lernen sollen, wie Neuerungen eingeführt und die reizbarsten Seiten des Adels doch zugleich geschont werden

können. Als der Herzog von Hannover 1686 die General-Consumtions-Accise einführte, behielt das Grundeigenthum der Ritterhöfe seine völlige Freiheit und wurden die Lasten in der Art vertheilt, daß noch hundert Jahre später die gemeine Seele des Göttinger Professors und Lobredners der Adelsherrschaft begeistert ausrufen konnte, der Stein der Weisen sey nun endlich entdeckt und das Geheimniß gefunden worden, daß „wir — zweideutiges „wir"! — viel zahlen konnten, ohne viel gedrückt zu werden." „Die Rechte des Adels, bemerkt Spittler voller Freude über die große Entdeckung, wurden so viel wie möglich geschont, die Geistlichkeit blieb ungekränkt, der Landmann und Bürger wurde durch überstrenge Vollziehung des neuen Gesetzes wenigstens nicht laut gemacht"*). „Nur ein Theil der Last wurde dem reichen Mann zugeworfen, da dasjenige, was allein nur an Accise für Brotkorn und Schlachtvieh einging und von dem ärmeren Mann vorzüglich entrichtet wurde, jährlich mehr als die Hälfte der Summe betrug, die der Kriegskasse als alter festgesetzter Beitrag geliefert werden mußte." „Frei blieb dem Adel Alles, was auf seinen Gütern selbst hervorgebracht in seinem eigenen Haushalt verzehrt ward, frei blieb ihm Alles, was selbst auch noch auf allen Landgütern aufging, die er auf seine Rechnung administriren ließ. Er allein — man sehe den Declamator, wie er sich in die Brust wirft, um sich bald darauf vor dem bewunderten Ritter in den Staub zu werfen! — er allein, der Mann

*) Hannöversche Geschichte 2, 344.

auf seinem Ritterhofe ißt sein Brod völlig frei, er bezahlt Nichts von dem Bier, das er selbst gebraut"*) — der gemeine Mann benetzte sein Brod mit Thränen und trank das elende Gebräu, von welchem sein Herr „auf dem Ritterhofe" den besten Gewinn zog.

Dabei verschmähte es aber der Adel nicht, sich an den Höfen wegzuwerfen und zu ruiniren, um die protestantischen und katholischen Domcapitelstellen zu betteln und mit der Ueberfüllung der katholischen Stifter und protestantischen Klöster zu beweisen, wie precär jetzt schon seine Herrschaft war, und wie sie bei den Fortschritten der Bildung des Volks und bei dem wachsenden Reichthum desselben immer precärer werden mußte. Gaben ihm die zahlreichen Höfe Gelegenheit, ein gedankenloses Leben zu führen, dessen einziger Zweck die Demonstration war, daß es eine Gattung von höheren Wesen als die denkende und arbeitende Menschen-Classe gebe, so erlaubten es ihm dieselben Höfe, sich in seiner ganzen Miserabilität darzustellen und das würdige Gegenstück zu dem Volke zu liefern, welches dieses Leben noch anstaunte und durch seine Dichter sogar besingen ließ. Wie erhebend ist z. B. die Beschäftigung der gräflichen und freiherrlichen Kammerherren, die an den weltlichen und geistlichen Höfen die Speisen ihres Herrn in Empfang nehmen, in großer Anzahl um den Tisch desselben während der Mahlzeit umherstehen und für eine Unterhaltung sorgen, deren Gewichtigkeit auf die Verdauung gewiß nicht nach-

*) Ebend. 2, 354. 346.

theilig wirkte. Wie würdig ist es, wenn der Troß der adligen Kammerherren in der Gesellschaft der zwanzig adligen Pagen, der Heiducken und Schweizer und der Leibwache vor dem Wagen des Churfürsten in Düsseldorf einhergeht, Weg und Wetter mögen seyn, wie sie wollen*). Alles das ist gleich pauvre und kümmerlich wie der Trost des Adligen, der in Ruhe sterben zu können glaubt, wenn er seine weibliche Nachkommenschaft in dem katholischen oder protestantischen Kloster geborgen weiß, wo sie eine „sichere und anständige Retraite"**) gefunden hat, wo die edlen Fräulein „in Ruhe in ihrem eigenen Hause wohnen und an ihren eigenen Tisch gehen, wo ihnen die Gesellschaft mit ihres Gleichen nicht fehlt, wo sie selbst glauben — (denn sie darben, damit der ältere Bruder adelig glänzen könne) — noch etwas zu ihres Landes Besten mit beizutragen" und der Gefahr, daß sie die äußerste Armuth zu einer „unanständigen Ehe" zwingen könnte, entrissen sind.

*) Blainville, Reise, I., 71.
**) Büsching Magazin, 9, 577 flgd.

§. 6.

Die kleinen und mittleren Höfe.

Die große Anzahl der kleinen und mittleren Höfe verschaffte den Deutschen das Glück, daß nur wenige von ihnen ihren Geburtsort zu verlassen brauchten, wenn sie eine Ansammlung von reichen, hochmüthigen, kriechenden und armen adligen Herren sehen d. h. ein Schauspiel, welches ihnen das großartigste zu seyn schien, anstaunen wollten. Der Vortheil, den die Zersplitterung Deutschlands in mehrere hundert souveräne Herrschaften für die Bildung unsers Volkes gehabt hat, besteht vor Allem darin, daß die Kriecherei und Menschenfurcht an recht vielen Orten als ein Erbübel sich fortpflanzen konnten.

In welchen engen Gesichtskreis mußten die Unterthanen dieser Herrschaften eingeengt werden, wenn sie die Angelegenheiten, die ein Paar Meilen rings um ihre Heimath hinaus vaterländische hießen, als fremde und oft als die Angelegenheiten eines Feindes betrachten mußten!

Wie verbreitet mußte die Augendienerei seyn, wenn die Höfe, die alle wie der Hof Ludwig XIV. glänzen wollten, nur um wenige Meilen auseinanderlagen! Welche Menschenfurcht, welche Verdumpfung und Beschränkung des Geistes war die Folge, wenn die Günstlinge der kleinsten Höfe asiatischen Gehorsam forderten und bei den ärmeren Leuten, die sich einen größeren Herren oft nicht einmal vorstellen konnten, wirklich fanden. Lebte der gemeine Mann, was man so zu nennen pflegt, glücklich, so war der einförmige Verlauf seiner Tage nur deshalb so sorglos, weil er Nichts höheres kannte als die Angelegenheiten seiner Hauswirthschaft und höchstens der Zunft, der er angehörte.

Wir würden den Höfen immer noch zu viel Ehre anthun, wenn wir sagen wollten, sie hätten die Zweck- und Gedankenlosigkeit des allgemeinen Lebens unterhalten: sie bestanden vielmehr nur durch die Zwecklosigkeit, zu der sich die Masse selber verdammte, sie waren Nichts als der Ausdruck dieser Gehaltlosigkeit des Lebens, welches sie beherrschten, so wie ihre große Anzahl — bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, wo endlich das Primogenitur-Recht allgemeine Geltung erhalten hatte — zum Theil auch daher kam, daß die Fürsten über Land und Unterthanen wie über Privat-Eigenthum verfügen, Land und Leute unter ihre Kinder willkürlich vertheilen konnten, weil es noch keine Völker gab, die Selbstgefühl genug besessen hätten, um sich nicht wie Heerden vertheilen und an die nachgeborenen Prinzen verschenken zu lassen.

An den kleinen Höfen, die in so gedankenloser Weise

entstanden waren, war natürlich an ein politisches System, oder überhaupt an ein System, an Ordnung, an Einheit in den Grundsätzen, an einen Zweck nicht zu denken. Der Zufall hat das Ganze gebildet, der Zufall unterhält es, läßt aus denselben Geschlechtern die Generationen der Herren und Diener hervorgehen und sich in dem alten Schlendrian fortschleppen, bis derselbe Zufall einmal die fürstliche Seitenlinie, um derentwillen der Hof entstanden war, aussterben läßt und Land und Leute an die Hauptlinie zurückbringt.

Wenn einmal einer dieser kleinen Fürsten, der vielleicht sogar den Telemach gelesen hat und mit Citaten aus demselben seine Umgebung langweilt, von Grundsätzen zu sprechen wagt, so ist er unfehlbar ein Pedant und die Festigkeit, mit der er seinen Leuten imponiren will, artet in jedem Augenblick in Schwäche aus, weil sie sich nur auf Dinge steifen kann, die einer festen Entscheidnng oder eines Vorsatzes nicht einmal werth sind. Die Selbstständigkeit, die er seinem Hofstaat und Beamtenheer gegenüber behaupten will, ist nichts als zwecklose Härte, argwöhnisches Wesen, Mißtrauen — nothwendige Folgen der Unsicherheit des Charakters, die den kleinen Größen, die größer thun wollen, als sie sind und thun dürfen, immer eigen ist. Die kleinen Größen können sich am Ende der Herrschaft ihrer Umgebung und ihrer Räthe doch nicht entziehen, suchen dann im Deckelglas und auf der Jagd das sicherste Mittel gegen das Gefühl ihrer Unlust und diejenigen von ihnen handeln am klügsten und fallen den Ihrigen am wenigsten zur Last, die

von vorn herein darauf Verzicht leisten, Etwas seyn zu wollen, ihren Räthen und Dienern die Geschäfte überlassen und den mehr oder weniger rohen Genuß, von der Schwärmerei für die Musik an bis zur Völlerei des Trinkens als ihre Lebens-Aufgabe betrachten.

Männer von Bildung wurden entweder Sonderlinge oder zogen es vor, statt in ihrem Ländchen mit den Räthen sich zu zanken, auf Reisen oder an größeren Höfen zu leben. So war der Graf Friedrich Christian von Lippe, ein Kenner der Philosophie, Mathematik, Musik und Malerei während seiner langen Regierung — seit dem Jahre 1681 — fast immer auf Reisen und wenn er einmal auf kurze Zeit zu Hause war, trieb er mit seinen Unterthanen Muthwillen, schoß den Leuten Töpfe und andere Gefäße vom Kopfe, wenn sie vor seinem Jagdhause vorbeigingen, oder zwang sie eine Flasche auf ihren Kopf zu stellen und ihm als eine Art von Zielscheibe zu dienen*).

Eine merkwürdige Form der Herrschaft finden wir in der Mitte der Periode, die uns gegenwärtig beschäftigt, in Merseburg. Hier herrschte nämlich über das frühere Bisthum eine Baßgeige. Der Herzog, dessen Geschäfte allein in Essen, Trinken, Spazierengehen, Spielen und Schlafen bestanden, hatte nur eine Leidenschaft — die Baßgeige, von welcher er ein so großer Liebhaber war, daß er sie selbst in der Schloßkirche unter dem Gesang, ja auch oft unter der Predigt strich und mit ihr die Declamation des Pfarrers

*) Büsching, Beiträge 3, 167—169.

begleitete. Er hatte Baßgeigen von allen Größen, unter andern eine von so ungeheurer Größe, daß sie ihm, wenn er aufs Land ging, auf einem großen Leiterwagen nachgefahren werden mußte. Mit der Baßgeige war Alles bei ihm auszurichten. Als die Herzogin mit einer Tochter ins Wochenbett kam, wollte er in seinem kindischen Blödsinn das Kind nicht annehmen; man sagte ihm, es habe eine kleine Baßgeige mitgebracht, da war Alles gut. Einmal sollten der Herzogin zwei Güter als Allodium übergeben werden; um ihn nun zu dieser Handlung zu bewegen, schickte man seine Baßgeige voraus und dieser folgte er mit Vergnügen. *) Den Herrn von Pöllnitz, als dieser einmal den Merseburger Hof besuchte, führte er mit demselben Stolze, mit welchem andere Fürsten hohen Reisenden ihre Regimenter vorführen, in einen Saal, der mit Baßgeigen so angefüllt war, wie ein Arsenal mit Zschako's und Cürassen.

Wenn wir uns aus dem Schlosse in die Stadt begeben, wo eine Regierung, die etwa eine halbe Million jährlicher Einkünfte zu berechnen hat, ihre Experimente verrichtet, „so können wir kaum aus einer Gasse in die andere treten, ohne einem betrübten Staats-Gläubiger oder einem nicht weniger niedergeschlagenen Cammer-Rath zu begegnen. Das Heer der Beamten, aus einem Cammer-Präsidenten, einem Cammer-Director, einem Paar Geheimen-Cammerräthen, einem Dutzend Hofräthen bestehend, sammt einem

---

*) Ebend. 1, 285. 286.

halben Dutzend Beisitzern, eben so viel Einnehmern und Cassirern, mit der Schaar der Secretaire, Registratoren, Canzellisten, Boten, Aufwärtern und Cammer-Husaren könnte sich noch manchen guten Tag machen, wenn es ein Königreich zu regieren hätte,*) aber die planlosen Experimente, deren einziges Ergebniß immer der Satz ist, daß der gnädigste Herr mit seinen Einkünften unmöglich auskommen könne, daß die Einkünfte um ein Paar hundert tausend Thaler erhöht oder um eine gleiche Summe Schulden gemacht werden müssen, beschäftigen diese Leute Jahr aus Jahr ein und strengen ihren Kopf in dem Maaße an, daß sie zuletzt stumpf und dumm werden. Am Ende muß ein Abentheurer aus der Belegenheit helfen, ein Mensch, der die alten gebeugten Räthe sämmtlich für Ignoranten erklärt und die Mittel und Wege ausfindig macht, wie Ehre und Credit am gewissesten aufgeopfert und die Einnahme vermehrt werden könnnen. An die Zukunft wird nicht weiter gedacht, als nur bis dahin, daß die Sache nicht zu gefährlich werde, ehe der Abentheurer oder sein Herr das Zeitliche segnen."

Daß solche Natur-Genies über die unfähigen, charakterlosen und unwissenden Räthe immer sehr bald Herr werden und sie bei Seite schieben, daß sie die Leitung aller Geschäfte sich aneignen, die Finanzen verwalten, die Regierung lenken, im Consistorium befehlen und den Fürsten selbst sich unterwerfen, ist unter diesen Umständen sehr na-

*) Moser, der Herr und der Diener. I. 211.

türlich. Ein treffliches Bild von dem Schrecken, mit welchem diese Leute regierten, hat uns Bahrdt*) in seiner Schilderung eines Hofraths Rühl, der den Fürsten von Leiningen-Dachsburg und sein Ländchen beherrschte, gegeben. Dieser fürchterliche Mensch, der aus einem Theologen fürstlicher Hofrath in Türkheim geworden war, hatte sich alle Theile der Regierung unterworfen, die Räthe des Fürsten zitterten vor seiner Wuth, deren Ausbrüche schrecklich waren, Niemand wagte ihm zu widersprechen, das ganze Land, selbst der Fürst fürchtete sich vor ihm. Wenn er seine Ehre einmal verletzt glaubte und einen seiner Wuth-Anfälle hatte, so gerieth das ganze Land in Erschütterung, kein Mensch wagte laut oder öffentlich von dem Ereigniß zu sprechen und Alles war in stummer und ängstlicher Erwartung des Ungewitters, welches der Donnerer über den Gegenstand seiner Wuth und beiläufig zugleich über das ganze Land würde ausbrechen lassen. Stolz und Eigenliebe ließen seiner Seele keine Ruhe, seinem Ansehen opferte er jede Rücksicht und seiner Hartherzigkeit in der Betreibung der Steuer- und Confiscations-Sachen konnte Nichts widerstehen. Der Widerspruch, daß diese Leute vom Triebe des Weiterstrebens gestachelt werden und ihn bei der Kleinheit aller Verhältnisse nicht befriedigen können, macht ihre Erscheinung noch fürchterlicher — der allmächtige Rühl verfluchte z. B. nicht selten in seinen Wuthanfällen sein

*) In seinem Leben 3, 26. flgdd.

Schicksal, daß er nur der unbedeutende Hofrath eines unbedeutenden Fürsten sey.

Fast jedes Land hatte in dieser Weise seinen Laquai, der die Zügel der Herrschaft in den Händen hielt, oder seinen genialen Freiherrn, dessen Genie einzig und allein darin bestand, daß seine Impertinenz sich über alle Rücksichten erhob und sein Streben darauf gerichtet war, ein Brühl oder ein Flemming zu werden. Einen besonderen Namen hat unter den letzteren der Herr von Dehn durch seinen Prozeß gegen den Präsidenten von Münchhausen erhalten. Als Page am Hofe Anton Ulrichs von Braunschweig hatte dieser holsteinische Edelmann sich bei dem Erbprinzen August Wilhelm so einzuschmeicheln gewußt, daß er, als dieser in Wolfenbüttel nachfolgte, erster Minister und vertrautester, d. h. allgebietender Liebling des neuen Herzogs wurde. Dieser verschaffte ihm durch sein Ansehn die reichste Parthie im Lande, den Grafentitel in Wien und stellte ihm das Geld und die Einkünfte des Landes zur Verfügung. In Wolfenbüttel hätte der hochstrebende Geist seine Talente nicht hinlänglich entwickeln können, sein Herr schickte ihn daher als seinen Gesandten an die bedeutendsten Höfe Europas, wo seine Geschäfte allerdings nur darin bestehen konnten, sich den Namen des leichtsinnigsten Verschwenders zu erwerben. In Blankenburg regierte der Bruder des Herzogs, Ludwig Rudolph, welcher die Anwartschaft auf die Nachfolge in Wolfenbüttel hatte — ein Umstand, der es auch zum Theil erklärt, daß ein Fürst, weil er der Zukunft seines Landes

nicht die geringste Theilnahme schuldig zu seyn glaubte, leichtsinnig und gewissenlos darauf los lebte und seinen Lieblingen das Mark des Landes – zur Verfügung stellte. Der Cammerpräsident Münchhausen, der an die Zukunft dachte und dem Nachfolger auch noch Etwas erhalten wollte, erklärte sich in einigen Briefen nach Blankenburg gegen die Pagen-Herrschaft, wird aber, als diese Briefe nach zehn Jahren in Wolfenbüttel bekannt wurden, aus dem Lande vertrieben; er begiebt sich nach Blankenburg und in den Dienst des dortigen Herzogs. Der Herr von Dehn sucht ihn auch hier zu stürzen, indem er die Gerichte und die Professoren in Helmstädt — unter ihnen den Pandecten-Leyser — gegen ihn losläßt, Ludwig Rudolph hält ihn aber und konnte ihm vollständige Genugthuung geben, als er 1731 seinem Bruder in Wolfenbüttel folgte. *)

Sehr bezeichnend für das, was man damals Würdigung des Menschen und Abfindung mit den gesellschaftlichen Verpflichtungen nannte, ist das launische und nicht selten äußerst barocke Wesen, mit welchem auch sonst ehrliche Minister ihre Untergebenen und Umgebung behandelten. An der Tafel des Minister von dem Busch in Hannover waren die Mineral-Wasser aus allen berühmten Brunnen Europas zu finden, sogar spanische und italienische. Der Herr Geheimerath hatte nun unter Anderm eine besondere Abneigung gegen den Kirchenbesuch und

*) Patr. Arch. II.

konnte sich nicht dazu bringen, dem Gottesdienst beizuwohnen. Um den Eifer der Geistlichen zu beschwichtigen, hatte er es zwar stadtkundig werden lassen, daß er keine Orgel hören könne und deshalb die Kirchen meiden müsse, da er aber damit dem Frieden noch nicht traute, so vertheilte er alle Vierteljahre — wenn die neuen Sendungen eintrafen — den Rest von dem fremden Wasser mit eben so viel Flaschen Wein unter die Geistlichkeit von Hannover, damit sie wenigstens auf den Kanzeln Nichts gegen seine Lebensart sage.*)

Was die Mätressen-Wirthschaft betrifft, so waren es die Unterthanen so sehr gewohnt, daß ihr Herr eine — ihm oft selbst angetraute — Neben-Gemahlin besaß, daß Carl Friedrich von Moser dem ehrlichen Bürger einer Hauptstadt, der an dem Vater und Großvater des neuen Regenten diese Lebensart schon gewohnt war und mit seinen Leuten einmal das junge fürstliche Paar an seiner Werkstatt vorbeifahren sah, den Ausdruck patriotischer Rührung in den Mund legen konnte: nun fehlt unserm lieben Fürsten Nichts mehr als eine schöne Mätresse!**)

Eine Mätresse zu haben, galt so sehr als Vorrecht der Fürsten, daß Eberhard Ludwig von Würtemberg die Grävenitz, ein mecklenburgisches Fräulein, welches ihm der Graf von Zollern zugeführt hatte, sich neben seiner Gemahlin nicht nur antrauen, sondern auch die Trauung

---

*) Büsching, Beiträge, I, 310.

**) Der Herr und der Diener, I, 43.

durch einen herzoglichen Befehl allen Landes-Collegien publiciren ließ. Dieses Weib repräsentirte als Herzogin, wurde von dem kriechenden Hofadel, während die Gemahlin des Herzogs in der Zurückgezogenheit trauerte, als solche anerkannt und trieb ihr Wesen so gewaltsam, daß der Kaiser sich endlich in die Sache mischen mußte. Sie floh zwar — gewiß aber, um ihre Herrschaft nachher desto fester zu gründen — nach der Schweiz, der Herzog reiste ihr aber nach Genf nach, führte sie zurück und gab ihr unter Formen, die weniger zu Klagen Anlaß zu geben schienen, das Scepter über sein Land wieder in die Hände. Zum Schein wird sie einem Grafen von Würben angetraut, dieser Elende erhielt den Titel Landhofmeister, damit die Grävenitz als Landhofmeisterin Excellenz die Regierung führen könne, ihr zu Gefallen richtete der Herzog ein geheimes Cabinet ein, in welchem sie den Vorsitz führte und ihr Neffe und Bruder die wichtigsten Mitglieder waren; endlich, nachdem sie in Wien als Gräfin von Urach zur Reichsgräfin erhoben war, wurde Ludwigsburg erbaut, damit sie auch eine besondere Residenz habe. Ihrem Schrecken unterwarf dieses habsüchtige und egoistische Weib Alles im Lande, wer der Gefahr, ihr verdächtig zu werden, entgehen wollte, mußte sie unbedingt anerkennen und zu ihren Erpressungen entweder behülflich zu seyn oder wenigstens schweigen. Nach einer mehr als zwanzigjährigen Herrschaft wurde sie endlich zwar, nachdem sich der König von Preußen auf seiner Reise nach dem Rhein für die verstoßene Herzogin verwandt hatte, im Jahr 1731 entlassen, aber ihre Creaturen

blieben noch im Besitz der Regierung. Karl Alexander, der bald darauf Eberhard Ludwig nachfolgte, that, als wollte er die Tugend und „gutes Christenthum", das er auch in seinem Testamente vom Jahr 1737 seinem Sohn und Nachfolger dringend anempfiehlt, auf den Thron heben, aber das Mittel, welches er anwandte, um der Grävenitzischen Wirthschaft ein Ende zu machen, war übel genug gewählt. Der Jude Joseph Süß Oppenheimer, den er mit ins Land gebracht hatte, handelte mit der Grävenitz und ihren Genossen, kaufte ihnen ihre Ansprüche und Besitzungen mit Geldsummen ab, die immer noch sehr bedeutend waren, und betrachtete das Land, während der Herzog sich in Vergnügungen verlor, denen ihn nach ein Paar Jahren 1737 eine plötzliche Erstickung entriß, als eine Beute, die er nicht schnell genug in Geld umsetzen könne. Alle Aemter und Bedienungen wurden nur von ihm vergeben, für eine Professur in Tübingen mußten ihm z. B. 1000, für die Stelle eines Regierungsrathes 5000 Gulden entrichtet werden und ein ganzes Land war gefühllos, wenigstens feige genug, sich einer solchen Herrschaft zu unterwerfen. Was half es da, wenn der Nachfolger in der Regierung an diesen Geschöpfen Rache nahm oder auch wohl das Volk an der Strafe, die seine Peiniger traf, sich weidete? Die Willkühr änderte nur die Form und die Masse fiel nach der Befriedigung ihrer rohen Rache wieder in ihre Indolenz und Feigheit zurück.

Um die Kläglichkeit der damaligen Herren von einer andern Seite kennen zu lernen, haben wir noch einen

der verarmten Höfe, deren es bei der Kleinheit der Länder und der Lebensweise ihrer Herren nicht wenige gab, ins Auge zu fassen. Georg Herrmann von Leiningen=Westerburg z. B., regierender Graf zu Grünstadt, war so verschuldet und verarmt, daß sein Amtsschösser, der seine Regierung, sein Consistorium und seine Rentkammer in Einer Person vorstellte, die Gelegenheiten, Geldstrafen aufzulegen, auf das sorgfältigste in Acht nehmen mußte. Wenn die Bußgelder eingetrieben wurden, ging eine Magd dem Gerichtsdiener nach, um die kleine Summe in Empfang zu nehmen und sogleich Fleisch oder andere Bedürfnisse einzukaufen. In diesem Zustande fand den Grafen seine zweite Gemahlin, eine Gräfin Pappenheim, als sie 1724 mit ihrer Mutter in Grünstadt einzog. Sie nahm sich der Regierung und Haushaltung an und verstand es, beide zu verbessern.*)

Auch fromme Höfe gab es — einen streng pietistischen werden wir nachher kennen lernen; — der Hof Heinrich XXIV. von Reuß war eine Schule für gottselige Grafen und Edelleute, die von den Ihrigen ihm zugeschickt wurden, um eine christliche Erziehung zu erhalten. Unter andern waren die Lynars und der Herr von Bogatzky, der sich den Frommen durch seine Schriften bekannt machte, unter seinen Augen gebildet. Er führte Listen von gottseligen Personen seiner nicht unbedeutenden Bekanntschaft und hatte ein ordentliches Empfehlungs=Com=

*) Büsching, Beiträge, 2, 19.

toir eingerichtet, welches die Bedürfnisse derjenigen befriedigte, die fromme Prediger, Lehrer und Informatoren brauchten. Viele tausend Personen hatte er in dieser Weise bis zu seinem Tode 1748, untergebracht. Für die Strafgelder, die bei seinem Gericht einkamen, ließ er Bibeln, Arndts wahres Christenthum, Gesangbücher und andere erbauliche Schriften anschaffen, welche den Bemittelten für den Einkaufspreis überlassen, den Armen geschenkt und den Bestraften, die um Erlaß eines Theils der Strafe baten, an der Stelle desselben gegeben wurden. Er bekümmerte sich um die Verbesserung der Gefängnisse, behandelte die Gefangenen wenigstens fromm und gütig, ließ sie lesen oder ihnen vorlesen, natürlich nur Sachen, die „zu ihrer Besserung dienten." Bei aller Frömmigkeit aber, bemerkt ein Augenzeuge,*) suchte dieser Hof sein reichsgräfliches Ansehen so sehr zu verwahren, daß z. B. die jungen Grafen eine adlige Dame, der zu dienen sie doch nachher, wenn sie in die Welt kamen, sich zur Ehre rechnen mußten, nicht zur Tafel führen durften.

An den geistlichen Höfen herrschte — mehr brauchen wir hier über sie nicht zu sagen — Pracht, Luxus und Aufwand, wogegen die weltlichen Höfe oft hätten zurückstehen müssen, die kirchlichen Aufzüge gaben den Fürsten Gelegenheit, mit einem Pomp aufzutreten, den ein Pöllnitz „wahrhaft königlich" nannte, und die Gedankenlosigkeit, welche die Schaar der adligen Domherrn brüderlich ver-

---

*) Bei Büsching, a. a. O. 2, 13.

einigte, machten eine Völlerei zur Tagesordnung, die selbst der genannte Edelmann bei seinen Besuchen dieser Höfe barbarisch fand.

Wir wenden uns jetzt zu dem Hofe, der sich zum Ideal des damaligen Hoflebens machte und am vollständigsten gezeigt hat, wohin dieses Wesen führt, wenn es seine rücksichtslose Entwickelung erhält.

§. 7.

Der Verfall Sachsens.

In der Zeit, wo die deutschen Staaten, die eine Art von Zukunft hatten, auf Vergrößerung dachten und ihren Einfluß auf die benachbarten reichsunmittelbaren Stände auszudehnen suchten, hatte Sachsen schon den richtigen Augenblick versäumt und sich selbst geschwächt. Als durch den westphälischen Frieden Magdeburg nebst dem ganzen Saalkreise an Brandenburg überlassen wurde, war es so gut, als würde ihm sein rechtes Auge ausgerissen. Durch die Verschleuderung der Stadt Erfurt an Maynz 1666 verlor es seinen rechten Arm und als es die Schutzgerechtigkeit über Nordhausen aufgab und das Stift Quedlinburg aufopferte, gab es allen Einfluß auf die ihm verwandten Stämme preis.

Seine innere Verfassung versprach für seine Zukunft eben so wenig wie seine Haltung nach außen.*)

---

*) Siehe das anonyme Mémoire: „Das sich selbst nicht ken=

Der Landadel war weichlich, hochmüthig, träge, hatte wenig Lust zu studiren, desto mehr zu brutalisiren. Die Adeligen, die in Bedienungen standen, legten die Arbeit auf die Schultern der Bürgerlichen und kannten von ihrem Amte meistens nur die Einkünfte, die sie für sich nahmen.

Die Landstände hatten durch ihre berathende Stimme noch sehr viel Gewicht; aber wie benutzten sie ihre Vorrechte!

Die Bevollmächtigten der Städte wurden nicht von der Commune, sondern vom Rath allein legitimirt. Die Diäten, welche die Ritter und die Abgeordneten der Städte erhielten, waren beträchtlich: der im Jahr 1699 bis ins folgende Jahr hinein gehaltene Landtag kostete fast drei Tonnen Goldes, der darauf erfolgte Ausschußtag beinahe zwei Tonnen und der Landtag vom Jahre 1704 nicht weniger. Dieß Geld bezogen die Deputirten aus der Steuerkasse, für deren Füllung sie selber Sorge zu tragen hatten. Aber wohl zu merken: sie selber, die Landstände zahlten fast keinen Pfennig; die Lasten fielen nur auf den armen Bürger und Landmann. Die Ritterpferde der Ritterschaft waren durch Zeit und Alter zu wahren Chimären geworden, der Rath in den Sädten zahlte nichts, der Herr Bürgermeister aber und die versammelten Väter hatten alsdann einen Vetter oder Gevatter, der auch nothwendig frei ausgehen mußte. Der Geistliche endlich, ein Magister, ein Doctor wollen auch frei seyn und werden es.

---

nende Sachsen", welches ums Jahr 1706 aufgesetzt ist. Patriot. Archiv, im achten Bande.

Bald nach seinem Regierungs-Antritt errichtete Friedrich August II. wegen Regulirung der Abgaben ein General-Revisions-Collegium. Die Landstände aber, die jede Untersuchung fürchteten, ermüdeten den König so lange, bis er das Colleginm aufhob. Sie willigten dafür ein, in zwanzig Jahren eine Million Gulden zu zahlen, diese Summe wurde natürlich auf das Land repartirt und da der König das Geld zusammen haben wollte, mußte man eine Schuld contrahiren, deren Zinsen das Land lange Zeit hindurch zu bezahlen hatte.

Der Handel war durch Monopole gedrückt und was das Handelsmonopol nicht that, that die Intoleranz der Geistlichkeit. So war es ein großer Staats-Fehler gewesen, daß man die vertriebenen Hugenotten nicht aufnahm. Die Geistlichkeit hatte sich unter Johann Georg III. gegen die Aufnahme erklärt und die Stände hatten mit ihr gemeinsame Sache gemacht. Sie fürchteten für ihre Monopole und ihre Gemächlichkeit, die Geistlichen für ihre Theologie und ihre symbolischen Bücher.

Den Ruhm, das Mutterland der Reformation zu seyn — der wie aller geschichtliche Ruhm nach zwei Jahrhunderten den Werth eines Rechenpfenniges hatte und immer nur schadet, wenn er als ein todter Schatz bewahrt wird — hat Sachsen mit allen nachtheiligen Folgen der Intoleranz erkauft. Die übelste Folge ist aber die Unduldsamkeit selber. In Dresden hatten es die Reformirten nicht dahin bringen können, daß ihnen ein öffentlicher Ort zum Gottesdienste gestattet würde. In Leipzig erhielten sie unter Jo-

hann Georg IV. und August II. die Erlaubniß, sich niederzulassen und ihren Gottesdienst zu verrichten, wozu ihnen eine Stube in Auerbachs Hofe bewilligt ward, die Geistlichkeit und der Pöbel ruhten aber nicht, bis ihnen dieser Ort wieder entrissen wurde.

Friedrich August war nicht der erste, der den Alp, von welchem sein Land gedrückt wurde, durch das Maitressenwesen noch schwerer machte. Sein älterer Bruder Johann Georg IV. war von einer so unmäßigen Leidenschaft zur Gräfin Rochlitz, der Tochter einer gewissen Neitsch, besessen, daß das Volk einen Zauber im Spiele glaubte. Die Neitsch selber, durch deren Gunst bei Hofe ihr Mann Obrister wurde, war eine Buhlschaft Johann Georg III. gewesen, und die Rochlitz, eine Tochter dieses Churfürsten, von ihr geboren, als ihr Ehemann schon seit Jahr und Tag von ihr abwesend war. Beide Brüder hatten noch bei Lebzeiten ihres Vaters mit der jungen Neitsch Umgang gehabt, der ältere aber trug als regierender Churfürst über seinen Bruder den Sieg davon und trieb die Verschwendung für seine Neben-Gemahlin so weit, daß er in den vier Jahren seiner Regierung den von seinem Vater hinterlassenen Kammerschatz nicht nur erschöpfte, sondern auch mit Schulden beschwerte. Als der Churfürst seiner Geliebten, von der er die Blattern geerbt hatte, in den Tod folgte, geschah, was in solchen Fällen immer zu geschehen pflegt: Friedrich August, sein Nachfolger, thut, als müsse er in ausgesuchter Weise die beleidigte Tugend rächen, er läßt — rein zur

Qual und um den Proceß in die Länge zu ziehen — die alte Neitsch auf die Folter bringen, sodann ins Gefängniß werfen und verbannt sie endlich auf ein entlegenes Dorf*) — — und doch war er es gerade, der seine Maitressen in einer Weise zur Schau stellte, die den letzten Rest von Schaam vertilgte, und sie mit einer Freigebigkeit beschenkte, die man fast unbegreiflich finden müßte, wenn man nicht bedächte, daß der Hofstaat des Fürsten zum öffentlichen Hofstaat der Favoritin geworden war und jedes Mittel, die Pracht desselben zu erhöhen, für erlaubt galt. Von den Maitressen Friedrich August's erwähnen wir nur die letzte bedeutende, die Gräfin Orselska; sie war des Königs eigenes Kind von der Frau eines Schenkwirths in Warschau, eine Heroine, die es liebte, in Mannskleidung zu erscheinen — so z. B. auch bei dem Besuch am berliner Hofe — sie trank und rauchte Taback in den großen Gesellschaften und schenkte ihrem Vater und Geliebten noch bei dessen Lebzeiten ein Kind von dem Grafen Rutowsky, welcher selbst ein natürlicher Sohn des Polen-Königs war.

Der Minister, der zu dieser plan- und gedankenlosen genialen Regierung wie geschaffen war, Flemming, meinte im Felde, als Diplomat und im Geheimen-Rath gleich groß zu seyn, wurde als wunderbare Größe von den Dichtern seiner Zeit besungen und zog seinen Herrn in Unternehmungen hinein, für welche Beider Kräfte nicht ausreichten. Seine unermüdliche Arbeitsamkeit und die Leichtigkeit, mit

*) Büsching, Magazin 8, 461 flgd.

der er von der Arbeit zu Ausschweifungen und von diesen wieder zur Arbeit übergehen konnte, täuschten ihn und seine Umgebung und schienen an sich schon zu genügen, wo es umfassender Gedanken und der Kraft bedurfte, welche dieselben festhalten muß. Als Diplomat war er ein Spion oder Intriguant, aber kein Minister, der die Verhältnisse der Staaten abzuwägen wußte; er war ein kecker Officier, aber kein Feldherr*), obwohl er sehr bald zum Range eines Feldmarschalls aufgestiegen war. Dabei war er neidisch und suchte jedes gründliche Verdienst zu verdrängen. Durch seinen Einfluß bei Friedrich August hatte er es dahin gebracht, daß eine Reihe verdienter Generale z. B. Schulenburg, Feldmarschall der Republik Venedig, Seffan, der nachherige General-Capitain von Catalonien in spanischen Diensten, Schmettau, später preußischer Feldmarschall, Münnich, der nachher in Rußland seine großartige Rolle spielte, den sächsischen Dienst verließen. Wie Pöllnitz berichtet, hinterließ er 16 Millionen Thaler, die zwischen seiner Wittwe und Friedrich August zur Hälfte getheilt seyn sollen.

Die unglücklichen Feldzüge, die auf Kosten der sächsischen Erbstaaten in Polen geführt wurden, hatten das Kriegswesen in Sachsen so zerrüttet, daß das Ober-Kriegs-Collegium in Dresden die zehn Geschütze, die Schulenburg

---

*) Siehe den Aufsatz: les caractères des Ministres de la cour de Pologne et l'Electeur de Saxe fait par Mr. le Général de Lagnasco, bei Förster, die Höfe und Cabinette Europa's im 18ten Jahrh. 3, 311.

vor seinem Rückzuge aus Polen im Jahre 1704 forderte, zu verweigern genöthigt war, mit der Bemerkung, daß sich nur sieben brauchbare Stücke auf den Wällen von Dresden befänden und weder Munition noch Gespann vorhanden wäre, um diejenige Artillerie, die etwa noch in Leipzig vorhanden seyn könnte, nach Polen zu schaffen*).

Dieser Mangel an Vorsicht mußte allerdings ganz Sachsen nach der Schlacht bei Frauenstadt Carl XII. unbedingt in die Hand geben und die schmähliche Niederlage der Sachsen in dieser Schlacht war bei der Feigheit des Adels und der Protection, die er am Hofe fand, unvermeidlich. Schulenburg hatte den König vorher schon, im Jahre 1704, gewarnt: es giebt weder Disciplin, noch Subordination, noch Sorge für das Recht in der Armee, schreibt er ihm unterm 30. August**), so daß ein Mann von Ehre ordentlich Bedenken tragen muß, eine solche Reiterei zu commandiren und die Ordnung wiederherstellen zu wollen. Die Straflosigkeit, welche die Officiere zu Vergehen verleitet, die anderwärts als fürchterlich betrachtet werden würden, geht so weit, daß man diejenigen, die an den Hof gehen, um ihre Fehler zu bemänteln, statt sie streng zu empfangen, vielmehr zu beschwichtigen und zufrieden zu stellen sucht, ohne sich darum zu bekümmern, was in der Folge für die Generale daraus hervorgeht. Der König ließ sich aber nicht warnen, da ihm seine Ritter für die Hoffeste viel

*) Schulenburg, Denkwürdigkeiten, I., 159. 160.
**) Ebend. 162. 163.

zu nöthig schienen, als daß er sie durch Strenge in der Armee um ihre gute Laune hätte bringen mögen. Er ging ihnen mit seinem Beispiel voran, wie man sich nach Niederlagen benehmen muß, die man selbst verschuldet hat; er versäumte so leicht keinen Carneval in Dresden und die Verluste im Felde wußte er noch mitten im Umglück durch die Ueberlassung seiner Unterthanen an auswärtige Mächte für Subsidien, die unter den Händen seiner Geliebten bald zerrannen, wieder gut zu machen. So überließ er nicht nur 1702 dem Kaiser 8000 Sachsen zum Kriege gegen Frankreich für 200000 Rthlr. Subsidien, sondern in demselben Augenblicke sogar, während Carl XII. in Sachsen eindringt, läßt er mit den Generalstaaten wegen Ueberlassung von 14800 Mann unterhandeln, und während seine Armee auf der Flucht in Deutschland sich versplitterte und die Schweden in Sachsen stehen, schließt er (1707) mit England und den Generalstaaten einen Subsidientractat über drei Regimenter Infanterie und eben so viel Dragoner-Regimenter.

Wenn die Unordnung im Lande und der Verfall der Geschäfte nicht mehr geläugnet werden konnte, schoben seine Vertheidiger die Schuld auf seine unfähigen und selbstsüchtigen Minister, die „ihn schlecht bedienten"; — allein ein Fürst, der durchgängig schlecht bedient wird, will es so haben. Der weichliche, energielose und eigennützige Adel bildete eine Clique, die den König umspann und alle Geschäfte und Angelegenheiten zu ihrem Besten ausbeutete; d. h. aber der Herr wollte nicht weiter aufgeklärt seyn, als sein Adel

es zuließ. Unvorsichtigkeit nannte es der Adel, wenn man einmal eine kleine Aufklärung mehr, als dem adeligen Interesse zuträglich war, dem Könige zukommen ließ; solche Unvorsichtigkeiten waren aber demselben gerade am lästigsten.

Friedrich August, das Ideal des galanten und schlaffen meißnischen Kreises bietet, wenn er aller Verhältnisse und Verpflichtungen spottet, nicht einmal die Erscheinung eines activen Characters dar, der im Gefühl seiner Kraft, im Bewußtseyn, daß er seiner Umgebung und Zeit entwachsen ist, und in der Ahndung, einer weiter geschrittenen Zeit anzugehören, der Gegenwart spottet. Sein Charakter hat also nicht einmal einen mehr oder weniger reinen oder unreinen romantischen Anstrich: was er gethan und gelassen hat, hat er in seiner Indolenz gethan. Ein tieferes Interesse kann er nicht erregen: dazu fehlt ihm Alles, vor allem die Energie und innere Sicherheit des Helden, der auch für seine Fehler und Verirrungen die Verantwortlichkeit übernimmt. In dieser Beziehung hat er seinem Andenken z. B. nur durch die Mißhandlung der beiden Bevollmächtigten Pfingsten und Imhof, die 1707 mit Carl XII., dem damaligen Herrn von Sachsen, einen Frieden schlossen, wie sie ihn nicht anders schließen konnten, einen ewigen Flecken zugefügt.

Die Wahrheit, sagt der dresdner Hofrath Herr von König in seinem „Trauergedicht über das Absterben Friedrich August's",*) werde ihm diese Grabschrift setzen:

---

*) Gedichte, 1745. p. 126.

„Hier ruht der Polen Haupt und Sachsenlands August,
Ein Wunder aller Welt, wie aller Menschen Lust,
Ein König weniger, als Vater seiner Staaten,
Dem Schicksal nach ein Mensch, ein Gott durch seine Thaten.“

Die Historie verschmäht die Gelegenheit, welche ihr diese Hofpoesie zur Ausarbeitung einer unnützen Tirade geben will. —

Unter dem Nachfolger des „großen“ Polen-Königs, unter Friedrich August III., an dessen blödem Geiste sich sein Vater damals am schwersten versündigt hatte, als er ihn in Italien zur römischen Kirche mechanisch pressen ließ, lieferte Brühl das Meisterwerk von Beweis, daß man ein ausgesaugtes Land doch noch einmal aussaugen könne. Sein Vorgänger Graf Sulkowsky hatte sich innerhalb der vier Jahre seiner Herrschaft, ohne daß man ihm offenbare Schändlichkeiten hätte verwerfen können, ein Paar Millionen geschafft; Brühl traute sich in dieser Beziehung wahrscheinlich größere Fähigkeiten zu und stürzte den Grafen, indem er sich hinter den jesuitischen Gewissensrath Pater Guarini steckte und ihn durch sein Versprechen, katholisch zu werden und die Angelegenheiten des Katholicismus in dem Mutterland der neueren Ketzerei zu befördern, gewann. Der ersteren Verpflichtung kam er nach, da er wußte, daß die sächsischen Landstände viel zu blöde und mit ihren eigenen egoistischen Interessen beschäftigt waren, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen, er kam ihr um so eher nach, da er katholisch seyn mußte, wenn er sich von polnischen Kronbedienungen und Starosteien bereichern wollte; was aber das

zweite Versprechen betrifft, so konnte nur ein beschränkter Jesuit daran denken, das protestantische Rom in Sachsen zu stürzen. Die Glaubens-Veränderung des churfürstlichen Hauses hatte hier nur den Erfolg gehabt, daß das reine protestantische Bekenntniß sich länger als andertwärts erhielt und die Aufklärung immer nur die Formen hier absetzte, die sie in andern Gegenden bereits abgelegt hatte, und Brühl begnügte sich mit der Farce, daß er alle Nachmittage um 4 Uhr bei verschlossenen Thüren mit dem Jesuiten-Pater über den Gewinn von ein Paar Seelen Berathung hielt, als wenn es dem Heil von ganz Deutschland gälte.

Er war Meister in jener Höflichkeit, die nur eine äußerliche Bewegung des Leibes ist, aber auf einen Augenblick seelenhaft scheint. Mit dem Schein der Hingebung und völligen Aufopferung gewann er den König; mit seinen Versprechungen bezauberte er den gemeinen Mann der verschiedenen Stände; Wort hielt er nur gegen diejenigen, die sich zu seinen Creaturen machen lassen wollten.

Diese Creaturen, — an deren Spitze der Graf Hennicke stand, der bis in sein dreißigstes Jahr im Brühlschen Hause Laquai gewesen war und das Kammermädchen seines Herrn geheirathet hatte — waren in die Aemter über das ganze Land vertheilt. Die einträglichsten Stellen im Lande werden mit Brühlschen Bedienten und Laquaien besetzt und seine Secretäre steigen, avanciren, bereichern sich und werden in ihrem Kreise so allmächtig, wie es ihr Herr im ganzen Lande ist. Sie bilden das Netz, in welchem

der Minister das Land eingeschlossen hält und nach seinem Gefallen ausbeutet.

Am frevelhaftesten wurde sein Benehmen in der Zeit, als der Bankerott der Steuercasse bevorstand. Obwohl er sehr genau davon unterrichtet war *), so wurde der Pracht und Verschwendung nicht nur nicht Einhalt gethan, sondern allen Gerichten im Churfürstenthum anbefohlen, die Depositen-Gelder zur Steuercasse zu liefern und Steuerscheine dafür zu nehmen. Das Vermögen der Waisen wurde durch diesen Machtstreich in den Ruin mit hineingezogen. Dem Landtage machte er den Vorschlag einer Kopf- und Vermögenssteuer, die neun Jahre dauern und jährlich eine Million einbringen sollte. Die Majorität des Landtags war dagegen, aber Brühl warf die Verfassung um, setzt die Steuer durch und läßt sie sogar fortbestehen, auch nachdem die neun Jahre verflossen waren. Selbst die Dienstboten und Bettler waren von der Abschätzung nicht ausgenommen: die geringste Taxe betrug 12 Gr. oder einen Gulden; der Mittelstand mußte jährlich zwei bis vier Thaler bezahlen. Die Steuer trug aber gewiß mehr ein als eine Million, über den Mehrertrag legte jedoch Brühl so wenig Rechenschaft ab, wie über die Verwendung der Steuer überhaupt.

Dieser Mensch, dessen einziges Talent eine schleimigte Biegsamkeit und Höflichkeit war, ernannte sich 1742 zum

*) Leben und Charakter des Grafen von Brühl, in vertraulichen Briefen entworfen. 1760.

Obersten eines von ihm neu errichteten Infanterie-Regiments, vier Jahre darauf, als der Herzog von Weißenfels starb, zum General, sodann zum Commandeur der vier in Polen stehenden sächsischen Cavallerie-Regimenter und brachte es endlich dahin damit sein Werk der Verwirrung allumfassend würde — daß der Generalfeldmarschall der sächsischen Armee in unmittelbare Abhängigkeit von ihm gesetzt wurde.

Als im siebenjährigen Kriege die Unglückstage über Sachsen hereinbrachen, welche eine regellose Verwaltung, die Verschwendung Friedrich August II. und der Leichtsinn so wie die Unfähigkeit Brühls über das Land herbeigeführt hatten, als zu derselben Zeit während der preußischen Occupation ein freies Wort über den Günstling, der mit seinem Könige nach Polen geflüchtet war, möglich geworden war, trat noch einmal eine Creatur als lebendiges Zeugniß der guten alten Zeit auf, in welcher die öffentlichen Calamitäten zur Folie für die Freuden des Hofes dienen mußten.

Der subalterne Beamte der sich zum Vertheidiger der Brühlschen Familie aufwarf, kennt noch in jener Unglückszeit kein tragischeres Ereigniß als einen Ministerwechsel und Nichts Höheres als ein Hoffest. Nachdem er z. B. von dem Sturz des Sulkowsky gesprochen, biegt er mit der Bemerkung ab, er wolle „von unangenehmen Begebenheiten abweichen und lieber von fröhlichen Sachen erzählen *)."

*) Leben und Charakter der Frau Gräfin Brühl. 1763 p. 49. 50.

„Niemals, ruft er aus, habe ich das Gräflich Brühlsche Haus in größerer Pracht gesehen als bei der hohen Vermählung des Churfürsten von Bayern mit Ihro Hoheit der Princessin Anna, welche im Junius 1748 zu Dresden durch Procuration vollzogen wurde. Die Frau Gräfin schimmerte dabei wie eine Grazie u. s. w. u. s. w. Wann werden wir wohl Sachsen wieder in dem Glanze sehen?“

Glückliche Zeit, in welcher der Glanz der Frau Gräfin den Glanz des Landes ausmachte, ihr Gemahl die Verdächtigen, denen der Schimmer der Hofpracht nicht zu imponiren schien, dem Königstein, dem Sonnenstein und der Pleißenburg zuschickte und die leichtsinnige Beschränktheit des Bürgers mit den Schauspielen der Hoffeste sogar unterhalten seyn wollte!

Die Kanzelberedsamkeit und die theologische Strenge verrathen unter solchen Umständen gerade ihre völlige Unfruchtbarkeit. Die Professoren in Wittenberg und Leipzig eiferten für die reine Lehre, das Consistorium in Dresden übte seine Glaubens-Policey, in der Hauptstadt selbst donnerten die Prediger auf den Kanzeln gegen die Lüste dieser Welt — und unter den Augen dieser Wächter verfiel das Volk in Weichlichkeit und ging das Reich in Trümmer. Der alte Löscher, Oberhofprediger in Dresden, war einmal kurz vor seinem Tode, als die Folgen der Brühlschen Regierung auch den Blinden sichtbar wurden, so kühn, daß er *) die Gleichgültigkeit des Fürsten gegen das Wohl sei-

*) Patriot. Archiv. 5, 518 flgdd.

nes Landes und die Schlechtigkeit der Weiber- und Minister-Regierung geradezu anklagte, das Land, dessen Leiden er schildere, ausdrücklich nannte und sein Gemälde von dem Ruin des armen Sachsenlandes so weit ausführte, daß er sogar von der Verschuldung der Steuercasse predigte — — was ist aber damit gethan, wenn der Geistliche, wie Löscher in dieser Predigt thut, den Fluch des Himmels auf „die Palläste der Hohen und Gewaltigen" seines Landes herabruft? Auch ohne Declamationen kommen die Folgen einer verderbten Regierung und Phrasen haben ein herrschendes Uebel noch niemals gestürzt. —

In Brandenburg war man unter Friedrich I. im besten Gange, auf demselben Wege wie es in Sachsen geschah, den Ruin des Landes und die Schwächung des Volkes herbeizuführen.

Pracht, Luxus, Verschwendung, eine ungezügelte Minister-Herrschaft, die kleinlichen Leidenschaften der Hofintriguen und eine französische Bildung, die wie jede fremde Bildung, wenn ihr eine selbständige einheimische Cultur nicht Intensivität und eine frei verarbeitete Form gibt, oberflächlich war, hätten allmählig ein rohes, aber bei aller Rohheit höchst feiges Volk um jeden eigenen Kern gebracht, wenn nicht der Sohn und Nachfolger des ersten Königs von Preußen — seit 1713 — 1740 — drastische Mittel angewandt hätte, um das Verderben aufzuhalten.

§. 8.

Friedrich Wilhelm I. von Preußen.

Der Grundzug im Charakter seines Volkes, als er zur Regierung kam, war Feigheit und Indolenz, während die Obern ihre Stellung zu ihrem Privat-Vortheil benutzten. Gegen beides, die Feigheit der Niedern und die Selbstsucht der Privilegirten gebrauchte er in gleicher Weise Strenge, Rauhigkeit und in einzelnen Fällen rohe Gewalt, und die Gemeinheit, die er vorfand und in einer Weise bekämpfte, die allerdings auch nicht geistig groß oder edel heißen kann, war so stumpf, daß der Stock nicht selten das einzige Mittel war, um einiges Selbstgefühl in die Leute zu bringen. Der oberflächlichen französischen und philosophischen Bildung, die keinen größeren Werth als den eines Luxus-Artikels für eine vom Glück begünstigte und bevorrechtete Menschen-Classe und an der ungebildeten Rohheit des Volkes ihren richtigen Gegensatz hatte, stellte Friedrich Wilhelm das Princip der Nützlichkeit, Brauchbarkeit und des

gesunden Menschenverstandes entgegen. Das Mißverhältniß zwischen den Paar Privilegirten, die im Genuß einer ausländischen Bildung schwelgten, und der Masse, die nur arbeitete und zahlte, um jenen ihren Genuß möglich zu machen, suchte Friedrich Wilhelm dadurch aufzuheben, daß er zu dem Bürger herabstieg, selbst bürgerlich lebte, das Maaß der bürgerlichen Bildung auch für seine Person nicht überschreiten wollte und so im Volke Selbstachtung und Freude an seiner eigenen Ausbildung erweckte. Wenn er sogleich nach seinem Regierungs-Antritt mit dem ungeheuren Hofstaat seines Vaters auch das Hofschauspiel, die Oper und die Kapelle abschaffte, also auch die Kunst der Rücksicht auf die Brauchbarkeit aufopferte, so haben wir nicht die Mißachtung der Schönheit anzuklagen, sonderu den Untergang einer Kunst, die im Volksleben keine Wurzeln geschlagen hatte und aus dem Volke nicht hervorgegangen war, als nothwendig anzuerkennen.

Die Wissenschaften befanden sich, als Friedrich Wilhelm zur Regierung kam, auf einem so niedrigen Standpunkte, daß die Stiftung der berliner Akademie der Wissenschaften unter Friedrich I. zu gleicher Zeit als Luxus und als eine Autorisation der Rohheit erscheinen mußte. Der König faßte daher in seiner Weise die Sache richtig auf, wenn er dasselbe was unter seinem Vater als Ernst betrieben war, zum Spiel seiner grotesken Laune machte. Das passendste Werkzeug zur Durchführung dieses Spiels hatte er bekanntlich in Jakob Paul Gundling gefunden. Dieser unterrichtete Kenner seiner Zeitgeschichte war unter Fried-

rich I. beim Oberheroldsamte angestellt gewesen und nach der Aufhebung dieses Amtes durch Friedrich Wilhelm zu den Tabagien zurückgesunken, wo er die Gäste mit seinem historischen Notizen=Schatz unterhielt und zufällig von dem General und Minister Grumbkow entdeckt und als ein brauchbares Subject für die politischen Unterhaltungen und die Kurzweil des königlichen Tabacks=Collegium erkannt wurde. Auf die Empfehlung des Generals wird er Hofrath und Zeitungs=Referent in diesem Collegium, 1717 Oberceremonienmeister und mit einer lächerlichen Amtskleidung angethan, sodann Geheimerrath und in den Freiherrenstand erhoben. Der Wappenbrief, der über diese Standeserhebung unterm 24. Sept. 1724 ausgestellt wurde, ist von Anfang bis zu Ende das Werk der übermüthigsten Laune. Gundling hatte sich kurz vor dieser Auszeichnung, weil er die Mißhandlungen, die er in dem Collegium erleiden mußte, nicht mehr ertragen wollte, grollend auf sein Zimmer zurückgezogen; um ihn wieder zu versöhnen, begab sich das ganze Collegium, den König an seiner Spitze, auf das Zimmer des gelehrten Hofnarren, wo es für dießmal — indem für Taback, Wein und Bier im voraus gesorgt war — seine Sitzung hielt; er wurde um Vergebung des Geschehenen gebeten und der König versicherte ihm, daß ohne einen so großen Gelehrten und Staatsmann die Wohlfahrt des Reichs auf dem Spiele stehe. Er wurde darauf in den Adelstand erhoben und 1726 zum Kammerherrn ernannt: mit dem neuen Diplom erhielt er wiederum ein neues komisches Amtskleid. Als er 1731 dem Trunk erle=

gen war, ließ ihn der König in einem Sarge begraben, der die Gestalt eines Weinfasses hatte und schon seit zehn Jahren auf dem Zimmer des Freiherrn aufgestellt gewesen war. Die Generalität, die Regiments-Obersten, die Cabinetsräthe, die Kammerdiener, Küchen- und Keller-Beamten und die potsdamische Schuljugend bildeten den Trauerzug, die Geistlichkeit aber hatte die Einladung des Königs mit der Entschuldigung abgelehnt, daß die Form des Sarges ihr anstößig sey *). Faßmann, der 1726 nach Berlin gekommen war und im Tabackscollegium zuvorkommende Aufnahme gefunden hatte, hält die Standrede, wird Gundlings Nachfolger im Collegium, flieht aber schon im folgenden Jahre nach Sachsen, weil er die rohen Späße und Mißhandlungen, die er officiell erleiden mußte, nicht so lange wie Gundling ertragen konnte.

Das Grotesk-Komische — welches ebenfalls, aber in einer bei weitem großartigeren Weise am Hofe Peter des Großen gepflegt wurde — ist den Zeiten und den Situationen eigen, in welchen eine neue, ursprüngliche Kraft ihrer Ueberlegenheit über die bestehenden Verhältnisse sich bewußt geworden ist, im Besitze der Gewalt steht, die ihr jeden Ausdruck dieser Ueberlegenheit möglich macht, aber nur noch nicht die innere Freiheit und Sicherheit erreicht hat, die den Spielen ihres Uebermuths die Bedeutung eines komischen Nachspiels zum Triumph der Menschlichkeit ge-

*) Siehe das Einzelne bei F. Förster, Friedrich Wilhelm I. König von Preußen. Drei Bände, mit Urkunden-Büchern. 1835.

ben könnte. Gundling mußte seine Person dazu hergeben, um an ihr die Lächerlichkeit der Standesunterschiede, der Hofcreaturen und der todten Gelehrsamkeit geißeln zu lassen. Der Uebermuth, dessen Werkzeug er seyn mußte, war aber deshalb den Idolen der Masse noch nicht wirklich überlegen, hatte noch keinen Begriff von wahrer Menschenwürde, war daher selbst nur sinnlich und roh und drückte die Freude an seiner vermeintlichen Erhebung über das Krüppelhafte der bestehenden Verhältnisse zuletzt am liebsten in der Verhöhnung leiblicher Krüppel, bucklichter, stammelnder oder trunksüchtiger Personen aus. Er wird endlich der bloße Uebermuth autokratischer Willkühr.

Das autokratische Selbstgefühl Friedrich Wilhelms äußerte sich auch in dem Mißtrauen gegen die Gerichtsbehörden, gegen ihre gelehrte ausgedehnte Proceßordnung, in dem eigenmächtigen Eingreifen in die Criminaljustiz und in zuweilen höchst willkührlichen Entscheidungen, aus denen man sieht, daß in dieser Zeit das Menschenleben noch wenig geachtet war. Eine gleich gründliche Nicht-Achtung der persönlichen Freiheit beweisen die gewaltsamen Requisitionen zur Erbauung neuer Stadttheile in Berlin — der Aufbau eines Hauses in einem ungünstigen Terrain, wo die Grundlage zu befestigen oft drei mal mehr kostete als das fertige Haus später gelten konnte, wurde nicht nur zuweilen zu Strafe sondern öfters bloß auf die Vermuthung hin auferlegt, daß Jemand Mittel genug habe, einen solchen Bau zur unternehmen. Dabei war die oberste Leitung dieses Bau-Geschäfts, wie meistens alle Geschäfte dieser Art, einem

Manne übertragen, der gerade alle Willkührlichkeit, Härte und militärische Schroffheit besaß, die dazu gehörte. Die geringe Taxirung des Menschenwerths ersieht man auch aus der barbarischen Gewaltsamkeit, mit welcher die Werbeofficiere und ihre Gehilfen selbst in Ländern anderer Herren auf hoch-gewachsene Leute Jagd machten, ihr Wild umstellten oder in die Falle lockten und in ihre Gewalt brachten. Da der König bei den jährlichen Musterungen den Hauptleuten die größten Leute für sein eigenes Regiment nahm und die Regimentsvorsteher, wenn sie nicht in Ungnade fallen wollten, sogleich wieder für neue Riesen sorgen mußten, mit denen sie sich im nächsten Jahre ihrem Herrn empfehlen konnten, so hörte diese Jagd niemals auf. Der König konnte kaum begreifen, wie fremde Potentaten über das Treiben seiner Werbeofficiere sich beklagen konnten, und die Sache kam endlich einmal so weit, daß Georg II. als Churfürst von Hannover in Gemeinschaft mit den General-Staaten ein Schutz- nnd Trutz-Bündniß mit den vornehmsten Reichsständen zu Stande zu bringen suchte, um seine und der andern Stände Unterthanen vor den Menschen-Jägern zu bewahren.

Die Freiheit der Bewegung auch im Handel und im Betrieb der Gewerke war auf das Kleinlichste beschränkt. So hatten z. B. die französischen Flüchtlinge den Gebrauch der Holzschuhe eingeführt und einen Handel mit diesem Surrogat zum Besten der Armen angefangen, an welchem endlich auch Eingeborene theilnahmen. Die Schuster hatten aber kaum geklagt, es werde ihnen durch diese Fabrication

das Brod entzogen, so erfolgte alsbald — unterm 15ten Juli 1717 — ein königlicher Befehl, daß hölzerne Schuhe oder hölzerne Pantoffeln mit ledernem Ueberzug künftighin nicht mehr zum Verkauf verfertigt werden sollten.

Um die inländische Wollfabrication zu heben und das Geld, welches sonst für ausländisches Tuch dem Lande entzogen wurde, zurückzuhalten, hatte der König die Ausfuhr der Wolle beschränkt. Frühere Edicte, die bald nach dem Antritt seiner Regierung erlassen waren, hatte man so verstanden, daß wann die Wolle aus den königlichen Aemtern und die Wolle von den adeligen Gütern auf den Märkten zu Frankfurt an der Oder und Landsberg an der Warte zum Behuf der Wollarbeiter und Manufacturisten zwei Tage lang ausgestanden, alsdann allen, sowohl ausländischen als einheimischen Kaufleuten frei stünde, den Rest einzukaufen und außer Landes zu führen. Dagegen erschien — unterm 16ten Februar 1717 — eine Ordre mit bestimmterer Angabe der nothwendigen Beschränkungen. „Die Priester-, Schulzen-, Küster-, Schäfer-, Bauern- und Bündel-Wolle" dürfe von Niemanden, er sey wer er wolle, sondern nur von Zeug-Machern gekauft werden, noch viel weniger solle man dieselbe außer Landes führen. „Die adlige und Aemter-Wolle" könne zwar von denen von Adel und den Beamten doch nur nach Abrechnung des fünften oder sechsten dem Schäfer zukommenden Theiles außerhalb Landes verführt werden; aber den Kaufleuten bleibt die Ausfuhr verboten u. s. w. Die Klagen der Wollfabricanten hören aber nicht auf; es erfolgen daher neue königliche

Edicte. So hatten sich mehrere Fabricanten darüber beklagt, daß „einige Kaufleute die ihnen ertheilte Freiheit, die Wolle zum Verlag der inländischen unvermögenden Manufacturisten zu erhandeln und an dieselben gegen einen leidlichen Profit wieder zu überlassen, zum augenscheinlichen Schaden der Fabricanten dergestalt mißbrauchten, daß sie ihre Diener und Lehrjungen hin und wieder auf das Land schickten, die Wolle bei den vornehmsten Aemtern und denen von Adel zu besprechen und den Wollarbeitern vorweg zu nehmen." Dagegen erfolgte das Edict vom 9ten September 1717, welches die Aufsicht über den Aufkauf der Wolle verschärft: die Wollfabricanten sollen nämlich den Kaufleuten ein Verzeichniß ihres Bedarfs geben und diese nur nach Vorzeigung dieses Contracts kaufen dürfen.

Die Polizey, die eigenthümliche Schöpfung dieses Zeitalters, wurde zu dieser kleinlichen und ängstlichen Ueberwachung des ganzen Lebens, weil die Leute ohne ihren Schutz sich für verloren hielten.

Während des nordischen und spanischen Erbfolgekrieges hatte Preußen noch nicht eine selbstständige Stellung einnehmen können. Die halbe Neutralität, die zu einem kleinen, aber sichern Gewinn führt, läßt sich jedoch, wenn am Ende nicht Alles verloren gehen soll, nicht für immer behaupten: die Sicherheit und Bequemlichkeit, die sie für den Augenblick darbietet, hält nicht lange aus und je länger sie ausgehalten hat, um so nachtheiliger hat sie immer ge-

wirkt d. h. einen entscheidenden Entschluß um so schwerer gemacht. Diese Folgen einer lange und glücklich behaupteten Neutralität erfuhr der König während der Prüfungszeit, die mit dem Jahre 1725 begann.

Der Kaiser hatte so eben durch eine allerdings gesetzliche Ausübung seines Rechts den König in sehr üble Laune versetzt, aber auch auf diesem gesetzlichen Wege gezeigt, wie bedeutungslos und selbst abersinnig die gesetzlichen Formen geworden waren. Auf Seiten des Kaisers stand das alte geschriebene Recht, auf Seiten des Königs das Recht der Verbesserung. In seinen Erblanden hatte er, wie oben bemerkt, dem Adel die Lehnbarkeit erlassen und den Besitzern ihre Güter zu Erbe gegeben. Dieselbe Einrichtung wollte er auch im Magdeburgischen treffen; es wurde dem Adel der Antrag gestellt, sie sollten ihre Lehnsverpflichtungen mit 40 Thaler jährlicher Contribution abkaufen; es war ihnen sogar noch weiter angetragen, daß sie ihre 40 Thaler auf ihre Unterthanen schlagen sollten, damit es nicht das Ansehen hätte, als ob sie von ihren Gütern gegen die alten Freiheiten und Privilegien, deren Erhaltung ihnen zugesichert war, als sie durch den westphälischen Frieden an Brandenburg kamen, contribuiren müßten. Nur etwa acht Edelleute von fünf Hunderten hatten sich dem König widersetzt, ihn beim Reichshofrath verklagt und von diesem Recht erhalten. Der Reichshofrath hatte die Farce in seinem lächerlichen Ernste so weit getrieben, daß er bestimmte, die Könige von Polen und Schweden sammt dem oberrheinischen Kreise sollten die Resolution wider den Kö-

nig von Preußen zur Execution bringen, und falls sie Widerstand fänden, waren in Voraus der schwäbische, fränkische und der niederrheinische Kreis dazu bestimmt, den Executions-Truppen mit aller ihrer Macht beizustehen.

In Wien hazadirte man um diese Zeit in der Politik blind darauf los; man mußte aber auch bald darauf zu seinem eigenen Schrecken einsehen, daß Preußen mehr Rücksicht verlangen dürfe, als man ihm im Augenblick des Uebermuths hatte zugestehen wollen.

Die Unterhandlungen zu Cambray, welche die letzten Differenzen unter den westlichen Mächten und eine neue Collision, die der Kaiser durch die Gründung der ostendischen Handelsgesellschaft herbeigeführt hatte, ausgleichen sollten, hatte der Kaiser durch einen Tractat durchschnitten, den er auf Antreiben der Königin von Spanien unter Vermittelung des spanischen Gesandten im April 1725 zu Wien abschloß. Frankreich und England setzen diesem Bündniß sogleich ein anderes entgegen. In der Mitte des Sommers war man in Berlin noch unentschieden, auf welche Seite man sich wenden solle; der König richtete sein Betragen so ein, daß beide Partheien glauben sollten, er sey bereit, sich mit ihnen in ein engeres Bündniß einzulassen. Georg I. kam aber selbst nach Hannover, Friedrich Wilhelm, über die Anmaaßungen des Reichshofraths immer noch aufgebracht, machte ihm hier einen Besuch und es gelang, ihn zur Unterschrift des herrenhausener Vertrags zu bewegen — 3ten September 1725 — eines Vertrags, dessen eine Absicht auch „die Erhaltung der Freiheit des deutschen Reiches" war.

Seckendorf, der von Wien aus Aufträge erhalten hatte, den König über den Inhalt des hannöverschen Bündnisses auszuforschen und auf ihn zu Gunsten des österreichischen Interesses einzuwirken, hatte aber sehr leichte Arbeit. Friedrich Wilhelm schrak davor zurück, das ganze Reich aus den Fugen zu reißen, er sah die Sache so an, daß ihn Frankreich und England dazu gebrauchen wollten, „den Kaiser über den Haufen zu werfen", und fühlte in sich nicht die Stimmung, die zu einem so verzweifelten Werke gehörte.

Der König theilte Seckendorfen den Inhalt des herrenhausener Tractats mit und erklärte ihm, daß er sich von den Andern übereilt sehe, von der Unternehmung zurücktrete und dem Kaiser sich auf das innigste anschließen werde, wenn man ihn besser behandeln und günstige Bedingungen stellen wolle. Eine der Bedingungen war die, daß ihm nach dem Absterben des Churfürsten von der Pfalz Jülich und Berg gesichert werde. Die Sache war so dringend und so weit gediehen, daß Seckendorf nicht nur an Eugen meldet, wenn man diesesmal den König aus den Händen lasse, so werde er sich ganz und gar in Englands und Frankreichs Hände werfen und in der That zu gefährlichen Dingen verleiten lassen, sondern auch selbst nach Wien reist, um genauer zu berichten und die Stimmung des Hofes kennen zu lernen. Für den König aber war die ganze Angelegenheit um so peinigender, fast tragisch, da sie zugleich ein Zerwürfniß in seiner Familie herbeiführte. Seine Gemahlin, eine Tochter Georg II., war für das hannöversche

Bündniß, schmeichelte sich und ihren Kindern mit der Folge desselben, daß der Kronprinz die englische älteste Prinzessin und der Prinz Friedrich von Hannover die preußische Kronprinzessin heirathen solle, und machte mit dem französischen und englischen Gesandten gemeinschaftliche Sache gegen Oesterreich, den König und dessen von dem Kaiser bestochene Diener. Der König von beiden Seiten bestürmt — Seckendorf arbeitet auf ihn ein, der französische Gesandte gibt wegen der Doppelheirath die festesten Versicherungen, die der englische bestätigt, und die Verstimmung innerhalb seiner Familie nimmt ihm den letzten Rest der Ruhe — kann sich endlich nur mit einem gewaltsamen Schritt der Verzweiflung — oder der obstinaten Beharrlichkeit — retten und nachdem er seine Familie gemißhandelt, den französischen und den englischen Gesandten roh und brutal verhöhnt hat, läßt er am 12. October 1726 den wusterhausener Tractat abschließen, in welchem ihm der Kaiser verspricht, in sechs Monaten die pfalz-sulzbachische Linie zur Verzichtleistung auf Jülich und Berg zu bewegen, — derselbe Kaiser, der vor acht Wochen mit Churpfalz, den 16. August, einen Vertrag abgeschlossen hatte, in welchem er dem pfälzischen Stamm auch gegen Gewalt und Krieg dieselben Länder zusicherte.

Da es Oesterreich unmöglich war, dem König zuverlässige Garantieen für Jülich und Berg zu geben, so sucht es ihn mit dem Vorschlag hinzuhalten, ob er nicht Kurland annehmen wolle, welches Rußland durch eine Vermählung an einen preußischen Prinzen gelangen zu lassen ge-

neigt sey. Indessen geht der Congreß zu Soissons, auf welchem die drohenden Kriegsunruhen beigelegt werden sollten, unverrichteter Sache auseinander, der ohnmächtige Kaiser zittert bei den Rüstungen Englands und Hollands und muß sich, da er die Elendigkeit des Reichs kennt, wie ein Bettler an Preußen halten. Kurland nahm Friedrich Wilhelm nicht an, er blieb aber bei dem Kaiser und schließt sogar mit ihm — 23. Dec. 1728 — den geheimen berliner Tractat ab.

Im folgendem Jahre trennte sich Spanien von Oesterreich durch den Vertrag zu Sevilla, um sich Frankreich und England wieder anzuschließen. Nach kaum anderthalb Jahren hatte sich aber durch die Eifersucht der Cabinette die Sache so gewandt, daß England sich Oesterreich näherte und von dem Kaiser gegen Anerkennung der pragmatischen Sanction in dem wiener Vertrag vom März 1731 die Aufhebung der ostendeschen Handelscompagnie auswirkte. Um den König wechselten dergestalt die diplomatischen Beziehungen, ohne daß ihm als Freund und Verbündeten des Kaisers immer die nöthigen Anzeigen gemacht worden wären; der wiener Vertrag wurde ihm sogar erst mitgetheilt, als er ratificirt war: er blieb aber dennoch dem Kaiser treu.

Indessen war es dem wiener Hofe gelungen, den König für die Verheirathung des Kronprinzen mit der Prinzessin von Bevern zu gewinnen. Die Engländer dachten aber — wie Grumbkow im August 1732 an Seckendorf meldet — immer noch daran, den Kronprinzen durch die Vermählung mit der englischen Prinzessin an ihr Interesse

zu knüpfen; im October desselben Jahres war der Versuch einer Versöhnung mit England lebhaft im Gange, es wurde auch darüber verhandelt, daß die Prinzessin Ulrike mit dem Prinzen von Wales vermählt werden solle, als Oesterreich, um sich England gefällig zu erweisen — im November — plötzlich mit dem Vorschlage auftrat, die preußische Prinzessin solle den Prinzen von Wales und Carl von Bevern eine englische Prinzessin heirathen. Der König wurde durch diese sich durchkreuzenden Anschläge gemüthskrank und half sich in seiner Weise wieder damit, daß er einfach und kategorisch die Verheirathung des Kronprinzen mit der bevernschen Prinzessin gebot.

Hatte sich Oesterreich zuletzt um Englands willen in dieser Sache haltungslos benommen, so wurde sein Benehmen unwürdig und unanständig, als der Zeitpunkt eingetroffen war, daß es seine Intriguen vom Erfolg gekrönt sehen sollte. Den 11. Juni 1733, als der König und die Königin, nebst dem ganzen Hofstaate in Salzthal so eben nur den Tag vorher mit dem Kronprinzen und der Prinzesin von Bevern zur Vollziehung der Heirath eingetroffen waren und das Beilager auf den 12ten festgesetzt war, erhielt Seckendorf den Befehl, dem König neue Vorschläge in Bezug auf die viel verhandelte Heirath zu machen; der Kronprinz solle mit einer englischen Prinzessin verheirathet werden. Vom König war aber natürlich keine andere Antwort zu erwarten, als diejenige, die er dem österreichischen Zwischenträger gab: er wolle seiner Parole und Ehre keinen

Schandfleck anhängen und werde die Heirath nicht um 24 Stunden aufschieben.

Die Gemeinheit und Unanständigkeit, mit der sich der Kaiser in dieser Angelegenheit benommen hatte, übertraf er endlich noch durch die plumpe Rücksichtslosigkeit, mit der er den König nach der Beilegung der Unruhen, die mit der neuen polnischen Königswahl nach August II. Tode verbunden waren, behandelte, obwohl derselbe gegen Garantie der Nachfolge in Jülich und Berg ein Hülfscorps gegen die Franzosen an den Rhein geschickt hatte. Der Kaiser giebt ihm nicht nur keine Nachricht von dem Abschluß der Friedens-Präliminarien zu Wien — im Oct. 1735 — sondern vergißt ihn auch völlig bei den Friedensunterhandlungen und meldet ihm — in dessen Haussache er sich so unanständig gemischt hatte — eben so wenig die Vermählung der Erzherzogin Maria Theresia mit dem Herzog Franz Stephan, der nach den Bestimmungen jenes Friedensschlusses, sobald die mediceische Linie in Toscana — was 1737 wirklich geschah — aussterben würde, sein Herzogthum an Stanislaus Lescinsky d. h. an Frankreich abtreten und dafür das italienische Großherzogthum in Besitz nehmen sollte.

Ich bin gut kaiserlich, sagte Friedrich Wilhelm, als er sich enttäuscht sah, aber alt-kaiserlich und -österreichisch. Er täuschte sich nur noch darin, daß er glaubte, das alte Kaiserthum sey noch möglich oder von jeher die Schutzwehr gegen die Lüge und den Egoismus gewesen.

Ein Jahr vor dem Tode des Königs — im Jahr 1739 — schloß der Kaiser mit Frankreich zu Versailles ein

Vertrag ab, daß nach dem Tode des Churfürsten von der Pfalz Carl Theodor von Sulzbach alle jülich-bergischen Lande auf zwei Jahre d. h. für immer erhalten solle. Was war mit einem Hause anzufangen, welches Frankreich, dem Auslande, die Garantie dieses Vertrags gegen Preußen übertragen hatte und in andern Fällen, wenn die Reichsstände sich auf die fremde Garantie ihrer Rechte beriefen, die Frage nur als eine einheimische betrachtet wissen wollte, um sie nie oder nur in seinem Privat-Interesse zu entscheiden? Was war mit einer Reichsverfassung anzufangen, die nur noch durch unwürdige Intriguen bestand? Was Anderes und was Besseres, als sie über den Haufen zu werfen?

Ehe der Mann auftrat, der im Interesse seiner Hausmacht — also immer noch nicht in reiner und consequenter Weise — die alte Reichsverfassung erschütterte, hatten im Volke schon längst die reineren und gründlicheren Bestrebungen begonnen, welche die tiefere Befreiung des Geistes, seine Befreiung von den religiösen und polizeilichen Fesseln, die ihm die alte Bildung überhaupt aufgelegt hatte, vorbereiteten.

§. 9.

Mit dem Pietismus gleichzeitige und zusammenhängende freiere Bestrebungen.

Die ersten Aeußerungen einer solchen Kritik, welche geflissentlich darauf ausging, den menschlichen Geist von einem unerträglich gewordenen Joche zu befreien, waren vereinzelt und gewaltsam. Den Umfang, die Gründlichkeit und entscheidende Kraft, die ihr das allgemeine Interesse des Volks zuwenden, konnte die Kritik nur allmählig gewinnen und andererseits war das Volk noch zu sehr in die reinen Kirchenformen befangen, als daß sie in ihm einen Stützpunkt oder wenigstens eine Voraussetzung hätte besitzen können, die ihr Haltung und innere Sicherheit gegeben hätten. Erst der Pietismus, der, obwohl er eine neue religiöse Erscheinung war, keine neue Confession aufstellte, sondern im Gefühl ein allgemeines Princip geltend machte, bekam auf das Volk Einfluß, war im Stande, den Gewinn der vorhergehenden vereinzelten kritischen Bestrebungen in

Ein Ganzes zusammen zu fassen, und bearbeitete das Volk so weit, daß es von nun an jeder neuen Strömung des Zeitgeistes folgen konnte.

Einer jener vereinzelten extremen Kritiker war der Holsteiner Matthias Knutzen. Er hatte Theologie studirt, überwarf sich aber schon als Candidat mit der Geistlichkeit und zog als Vagabond auf den deutschen Universitäten umher, um die armen Professoren durch seine antichristlichen Grundsätze und die kleinen Schriften, in welchen er dieselben aufstellte, zu erschrecken. In Jena scheint es, daß sein Brief über die Widersprüche der Bibel und seine zwei Dialoge über die Grundsätze seiner Secte zuerst erschienen sind und als Manuscript die meiste Verbreitung erhalten haben. (Der Jenenser Johann Musäus war der erste, der ihn öffentlich — 1674 — angriff). In jenem Briefe sagt er, die Bibel sey „so confus, daß Alles in ihr ohne Zusammenhang, ohne Ordnung, ohne Sinn und Vernunft sey." Er und seine Secte, die er selbst die Gewissener nennt, verwürfen daher die Richtschnur, der die Christen in ihrem Leben und Denken folgten, so wie jedes Gesetz, das sich außer ihrem Gewissen ihnen aufdrängen wolle. Ihnen genüge das „allgemeine Gewissen"*) und sie müßten demnach Gott läugnen, die Obrigkeit verachten und die Kirchen mit ihrer gesammten Priesterschaft verwerfen.

Knutzen konnte mit seinem kurzen lateinischen Brief

*) Conscientia conjunctim accepta. (Der Brief ist lateinisch geschrieben) Siehe Edelmann, Moses mit aufgedecktem Anges. II. 38.

und seinen beiden eben so kurzen, aber schlottrigten Dialogen wohl ein Paar Professoren erschrecken und ein Paar Anhänger gewinnen, aber auf seine Zeit nicht einwirken. Besser gelang dieß zweien Holländern, deren Hauptschriften auch in Deutschland große Verbreitung gewannen. Balthasar Becker hatte in seinem Werk „die bezauberte Welt" den Glauben an Hexen, an den übernatürlichen Einfluß auf die Besessenen und an die Machinationen des Teufels bekämpft und den ganzen locus vom Teufel zu stürzen gesucht. Mit seiner gründlichen Schrift hat er aber mehr als er meinte, erreicht. Zu seiner Zeit errichtete man den Unglücklichen, deren krankhaften Zustand man nicht richtig aufzufassen wußte, weil man selbst noch krankhaft afficirt war, als den Genossen des bösen Geistes Scheiterhaufen — (die Hexenprocesse waren noch in lebhaftem Gange) — die Eiferer, die selbst unter einem dumpfen Drucke lebten, drückten mit einer unmenschlichen, man kann fast sagen, mit einer übernatürlichen Leidenschaftlichkeit die Wenigen, die es wagten, heller als sie in die Welt zu sehen: Balthaser Becker brachte die Menschen zu sich selbst, indem er den Glauben an gewaltsame äußere Einwirkungen wenigstens an Einem Punkte erschütterte, und die Obrigkeit, die ihn des Amts entsetzte und ihm die Kanzel verbot, fühlte ganz richtig, wie bedeutungsvoll sein Werk war. Becker starb im Jahr 1698, nachdem bereits 1693 eine deutsche Uebersetzung seiner Schrift erschienen war. An einem andern Orte habe ich gezeigt, wie sehr z. B. Edel-

mann den friesischen Herkules hoch schätzte, d. h. wie viel er und die deutsche Aufklärung überhaupt ihm zu verdanken haben.

Der andere Holländer ist Anton van Dale — er starb 1708. — In seiner Schrift „vom Ursprunge und Fortgange der Abgötterei" zeigt er nach Edelmanns Ausdruck, wie ein böser Geist nach dem andern auf die Welt gekommen und von seinen Eltern, dem Aberglauben und der Unwissenheit, ernähret und gepfleget ist. Er hat dem Aberglauben alles Imponirende genommen, indem er nachwies, wie er in völlig natürlicher Weise entstanden ist und sich durch die List der Priester, die von der Beschränktheit und Faulheit der Menge unterstützt war, verbreitet hat. Die Bedeutung dieses Werkes für die damalige Zeit können wir nicht besser schildern, als wenn wir das Urtheil des Thomasius über dasselbe anführen. Er glaube und sey versichert, sagt er in seinen „summarischen Nachrichten auserlesener Bücher," daß kein kräftiger Mittel sey, die Leute von dem Aberglauben und den Vorurtheilen zu befreien, als indem man ihnen die ganze Historie vor Augen lege und zeige, wie bei Heiden, Juden und Christen die Priester und falschen Propheten einerlei Komödie gespielet. Es sey nicht genug zu sagen, es sey nicht wahr, was die Leute glauben; aus der Historie vielmehr müsse sonnenklar erörtert werden, wie das Interesse der Priesterschaft den Grundsatz, daß der Mensch, je mehr und je besser er glaube, selbst desto besser sei, in allen Religionskreisen aufrecht er-

halten habe: die Geschichte müsse auftreten und sich der Vernunft annehmen, wenn diese ihren gehörigen und rechtmäßigen Gebrauch wieder erhalten solle. Darum habe ihm auch der harlemische Medicus, der Herr Anton van Dale vor Andern wohlgefallen, weil er von den Heiden als dem Brunnquell anfange, mit den Juden fortfahre und bei den Christen aufhöre und die Historie des Aberglaubens und der Abgötterei nach allen ihren Lehren und Stücken recht erschöpfe." *)

In seiner Schrift „der enthüllte Platonismus" **) gab Souverän die Ergänzung zu den genannten Werken; Balthasar Becker hatte dem Geist seine natürliche Freiheit und Unbefangenheit zurück zu geben gesucht, indem er die Angst vor fremden Einflüssen über ihre Grundlosigkeit aufklärte, Anton von Dale hatte durch seine vergleichende Uebersicht der Religionssysteme den Blick erweitert, zu gleicher Zeit hörte man erstaunt die Nachrichten aus China und Tibet von den Incarnationen des göttlichen Wesens im Lama und von den indischen Götterbildern, die zu gleicher Zeit so bekannt und so fremdartig schienen; Souveräns Schrift vollendete endlich die Ueberraschung, indem er nachzuweisen suchte, daß die Speculationen der Kirchenväter über „die Präexistenz des Wortes" aus der patonischen Philosophie herzuleiten seyen. Die lutherischen und reformirten Theolo-

---

*) Edelmann, Glaub. Bek. p. 293.

**) Le platonisme dévoilé. A Cologne. 1700.

gen, so schwer es ihnen auch ankam, hatten die Autorität der Kirchenväter nur dann nicht anerkannt, wenn es dem Interesse ihrer Voraussetzungen galt; Souverän dagegen erklärte — z. B. sogleich im Eingange seines Werkes — er wolle den Respect, den der Name des Alterthums überhaupt für sich in Anspruch nehme, bei Seite setzen und die Meinungen der Kirchenväter rein als Historiker prüfen. Als Resultat seines Werkes giebt er an, daß „das Herz" sich gern und leicht vom Joch der „Speculationen" befreit, und „der Geist, der einen natürlichen Trieb zum Wissen hat, seine Rechnung dabei findet."

Unter diesen vorläufigen Bewegungen äußerte sich schon der entschiedenste Indifferentismus gegen alle bestimmte Religion und der Haß gegen die Priesterschaft. Jacob Fr. Ludovici, der als Vicekanzler und Professor der Rechte 1723 zu Gießen starb, gab in dem Jahre 1700 unter dem Namen Erich Friedlieb die Schrift heraus, über welche die „unschuldigen Nachrichten" sogleich in ihrem ersten Jahrgange den höchst nöthigen Seufzer ausstoßen: „Untersuchung des Indifferentismi religionum, da man dafür hält, es könne ein Jeder selig werden, er habe einen Glauben oder eine Religion, welche er wolle." Johann Zeidler, selbst ein Pfarrer im Mannsfeldischen, hinterließ bei seinem Tode eine ums Jahr 1700 geschriebene Arbeit, aus welcher die unschuldigen Nachrichten vom Jahre 1735 Auszüge mittheilen, die den bittersten Haß und die äußerste Verachtung gegen seinen eigenen Stand ausdrücken: „der

wackelnde Pfaff und der befestigte Lehrer." Selbst Edelmann äußert sich über diesen Mann dahin, seine Wuth gegen den Priesterstand sey noch zu maaßlos; wenn er z. B. sagt, daß dieser Stand vor Gott ein Gräuel sey, so habe er nicht bedacht, daß er allein durch den Willen der Menschen bestehe und schon fallen würde, wenn ihn die Gesellschaft nicht mehr haben wolle *). Zeidler war durch des Thomasius Schriften angeregt, in seiner Empörung gegen seinen eigenen Stand sehen wir demnach die äußersten Consequenzen der liberaleren Bildung, die durch den Pietismus herbeigeführt war oder sich ihm angeschlossen hatte.

Wegen seiner Versuche in der biblischen Kritik müssen wir des Hermann von der Hardt gedenken. Als Professor in Helmstädt ließ er Anfangs kleine Tractätchen drucken, in denen er zeigte, daß die vermeintlichen historischen Erzählungen der alttestamentlichen Bücher meistentheils nichts als „lehrreiche Gedichte der Alten" gewesen. Als er aber im Jahr 1723 diese Aufsätze in Einem Bande zusammen herausgab — unter dem Titel: Räthsel des Alterthums **) — bearbeiteten die Geistlichen die Regierungsräthe in Hannover und Wolfenbüttel so lange, bis die Schrift confiscirt, der Verfasser in eine nicht unbedeutende Geldstrafe verdammt und ihm verboten wurde, über die Bibel, namentlich über die biblische Historie, Geographie und Chronologie zu schreiben. Dieß Verfahren rühmten dann die Herren in ihren

*) Edelmann Gl. Bek. p. 15. 16.

**) aenigmata prisci orbis.

„unschuldigen Nachrichten" als einen Beweis, daß die christlichen Regierungen es an dem „löblichen und nöthigen Ernst" noch nicht ermangeln lassen wollten.

Indessen wurden die Regungen deutscher Freiheit trotz aller Seufzer und Klagen der Geistlichen und Professoren von einer Gegend her unterstützt, welche die Herren vergebens durch eine Mauer unsichtbar zu machen oder als ungesund zu verschreien suchten. Ihr Geschrei und ihre Klagen trugen nur dazu bei, die Leute auf das befreundete Land aufmerksam zu machen. Mit den englischen Deisten wurden die Deutschen zuerst durch die polemischen Schriften bekannt, die ihre Gelehrte gegen dieselben veröffentlichten. Pfaff bestritt 1716 und 1719 den Collins, Mosheim 1720 den Toland und in Berlin erschien 1719 „der socinianische Glaube," eine Gegenschrift des ehemaligen Professors zu Cambridge, Herrn Edwards gegen Locke's „Vernunftmäßigkeit des Christenthums." Endlich gab der hallische Geheimerath Nik. Hieron. Gundling, ein Anhänger des Thomasius — er starb 1729 — in seinen „philosophischen Discursen" einen Auszug aus des Collins berühmter Schrift, um seine Landsleute zur „Freiheit zu denken" aufzufordern; Dippel beruft sich in seiner Schrift gegen Wohlgemuth *) auf Locke's „unvergleichliches Scriptum von der Religions-Toleranz" und meint, schon um dieses Schreibens willen habe Locke die Bildsäule verdient, die ihm die Königin von England errichtet; Edelmann vertheidigt Locken in einem beson-

*) Im Jahr 1732.

dern Anhange zu seiner Schrift über „die Göttlichkeit der Vernunft" *) gegen Herrn Edwards. — Kurz, alle die Männer, die wir an der Spitze der Bewegung sehen werden, hatten die Hilfe angenommen, die ihnen die Engländer boten, und sie waren auf dieselbe immer erst durch diejenigen aufmerksam geworden, die das Lärmgeschrei gegen diese neuen Feinde der Kirche erhoben hatten. Nach dem Jahre 1740 erscheint eine Uebersetzung der englischen deistischen Schriften nach der andern, bis die Deisten-Bibliothek in deutscher Sprache fast ganz vollständig vorhanden ist, die neue Wendung, welche hiemit der Aufklärung gegeben wird, interressirt uns aber erst in der Darstellung der folgenden Periode; wir werfen hier nur noch einen Rückblick auf den Pietismus, um dasjenige Werk noch genauer ins Auge zu fassen, welches im ersten Anfange unserer Periode die Opposition gegen den geistlichen Stand in der umfassendsten Weise durchgeführt hat.

Die Häuptlinge der pietistischen Richtung finden wir in den beiden wichtigsten Epochen ihrer Geschichte fast sämmtlich an einem und demselben Orte zusammen: das eine mal als gedrückte Secte in Leipzig, nachher als Führer einer herrschenden Parthei in Halle.

Als Joachim Lange 1689 nach Leipzig kam, hörte er Franken, Michaelis, Antonius und lebte er im Hause des Thomasius als Informator von dessen Kindern. An Herrmann Franken, der damals magister legens war, war er

*) Im Jahr 1740.

besonders empfohlen. Franke befand sich unter den jüngern Theologen und Magistern, welche dem Anstoß, den Spener gegeben hatte, gefolgt waren, das Christenthum nicht als eine Verstandessache, sondern als etnen Schatz des Gemüths faßten und sich zu biblischen Uebungen vereinigt hatten, die sie Mittwochs und Sonnabends Nachmittags in der Wohnung und unter der Leitung des Professor Alberti anstellten. Diese Vereinigung gab den äußern Anlaß zum sogenannten Pietismus, ihr Schicksal machte denselben zu einer allgemeinen Angelegenheit Deutschlands und ihre Zerstreuung bewirkte, daß derselbe in weitere Kreise verbreitet wurde. Philipp Jakob Spener, damals Ober-Hofprediger in Dresden, billigte diese Uebungen der Leipziger, der Orthodoxe Joh. Benedict Carpzov merkte dagegen die Gefahr, die von hier aus dem kirchlichen System drohte, und that Alles dazu, um ihre Unterdrückung zu bewirken. Man muß den Orthodoxen und den Theologen, die das Bestehende und zur Zeit als positiv Geltende vertheidigen, den Ruhm lassen, daß sie die Zukunft jedesmal sicher wittern und selbst oft sicherer wittern, als diejenigen, die dazu bestimmt und selbst schon damit beschäftigt sind, dieselbe herbeizuführen. So lange wenigstens haben sie dieses bestimmtere Gefühl der Zukunft, als ihre Gegner, die Neuerer selbst noch theologisch gesinnt sind, vor der Entschiedenheit zurückbeben und noch der guten Meinung leben und hoch und theuer versichern, daß sie vielmehr die wahren Freunde des Alten und die Retter des Bestehenden seyen. Jene leipziger Freunde der Bibel suchten die Erkenntniß der göttli-

chen Weisheit nicht mehr in dem äußerlich-kritischen Apparat der Belesenheit eines Carpzov, der die heilige Schrift erklärt zu haben glaubte, wenn er die „Alterthümer" derselben — versteht sich auch diese im Sinne einer leblosen Gelehrsamkeit — aufgehellt hatte: — sie wandten sich vielmehr an die Quelle selbst, lasen unmittelbar und allein den Urtext und labten sich, labten sich zum erstenmale seit langer Zeit wieder an der Gewalt, mit welcher die Ursprünglichkeit desselben sie ergriff. Sie glaubten nicht mehr, daß die Erkenntniß des Christenthums nur die Verstandesaufgabe einer berechnenden und dogmatische Gegensätze ausgleichenden Theologie sey, sie drangen vielmehr darauf, daß das Christenthum eine Sache des eigensten Gefühls seyn und der Theologe wie der Gläubige statt sich mit den Gegensätzen der Glaubensbestimmungen allein zu beschäftigen, vielmehr den einzigen Gegensatz der Welt und des wahren Lebens, den Gegensatz der göttlichen Gnade und seiner eigenen Sündhaftigkeit immer und immerfort erfahren müsse.

Das war genug, um das orthodoxe System zu erschüttern, aber nicht genug, da der Muth und die Mittel dazu fehlten, um es zu stürzen, und nur dazu hinreichend, um einen dumpfen Tumult und das klägliche Ende herbeizuführen, in welchem der Pietismus bald selber untergehen mußte.

Thomasius, der einzige Mann unter seinen pietistischen Freunden, von denen er sich daher wieder trennte, als sie später ihr kleinliches Wesen völlig enthüllten, hatte sich schon vorher in seinen Journalen gegen die Pedanterie

der Universitäts-Männer und durch seinen Schritt, daß er die ersten deutschen Vorlesungen auf einer deutschen Universität ankündigte, gegen ihre Barbarei erhoben. Auch jetzt hielt er es für seine Pflicht, gegen die Anmaaßung der Zunftgelehrten aufzutreten, da er sah, daß in jenem Kampf eines Carpzov gegen die Pietisten die Freiheit der Bewegung und die Eigenheit und Ursprünglichkeit des Gemüths unterdrückt werden solle. Er erklärt sich gegen den Proceß, den man den Pietisten gemacht hatte, und hält zu diesem Zwecke unter großen Zulauf eine Vorlesung über „die Vorurtheile gelehrter Männer". Seine Gegner verklagten ihn nun bei Hofe und brachten es, ohne daß er gehört war, dahin, daß ein churfürstliches Decret, sich seiner Person zu bemächtigen, in Leipzig ankam. Die Freude machte sie aber vorlaut, er erfuhr, was vorging, und begibt sich heimlich nach Berlin. Seine Energie und Entschiedenheit bewirkten hier so viel, daß er bald darauf, als kaum vierzehn Tage verflossen waren, ein lateinisches Programm nach Leipzig schicken konnte, in welchem er als churbrandenburgischer Rath seinen Zuhörern ankündigte, er werde seine unterbrochenen leipziger Vorlesungen in Halle fortsetzen. Damit hatte er — im Jahre 1690 — die Universität gestiftet, die der Hauptsitz der Pietisten wurde.

Joachim Lange war wieder unter denen, die nach Halle reisten, um die erste Vorlesung des Thomasius zu hören*).

---

*) Joach. Lange's Lebenslauf, von ihm selbst verfaßt. 1744. p. 13—20.

Der pietistische Clubb in Leipzig war nun zersprengt. Franke geht als Diakonus nach Erfurt, wo damals Breithaupt theologische Vorlesungen hielt. Lange folgt ihm eben dahin. Als die Universität in Halle eingerichtet wurde, erhielten beide, Franke und Breithaupt den Ruf als Professoren der Theologie und Lange war natürlich wiederum — im Jahre 1693 — bei der Inauguration einer Universität zugegen, der er im Jahre 1709 als Professor der Gottesgelahrtheit endlich selbst geschenkt wurde und in der That, wie wir später erfahren werden, unentbehrlich war.

Der Pietismus kam altersschwach auf die Welt und sein Betragen war auch danach. Eine Sache herzhaft angreifen und behandeln war ihm unmöglich; er konnte nur pretentiöse Fingerzeige geben, gegen die Welt poltern, oder mit selbstgefälliger Schwatzhaftigkeit, in welcher Lange das Höchste geleistet hat, seine kleinlichen Erfahrungen der Gnade Gottes vortragen. Für die Erweiterung des Volksbewußtseyns oder für den Fortschritt in den Wissenschaften haben die Häuptlinge des Pietismus Nichts gethan und die Wahrheit, durch die sie Epoche machten, schrumpfte in ihren Händen sehr bald ein.

Der einzige Mann unter ihnen, der für die Geschichte der Cultur und der Wissenschaften Bedeutung hat — Gottfried Arnold mit seiner „unpartheiischen Kirchen- und Ketzerhistorie" 1700 — gehörte nicht zu den Häuptlingen der Secte, überhaupt nicht zu denjenigen, welche die praktische

Bestrebung für die Herrschaft der pietistischen Sache als ihre einzige Aufgabe ansahen: er stand mehr abseits und behielt dafür Zeit und Kraft, das Bestehende durch eine tüchtige und entscheidende Theorie anzugreifen.

In der Vorrede zu seinem Werke setzt er auseinander, was er an den bisherigen Darstellungen der Kirchengeschichte vermisse und er dagegen zu leisten gedenke. Man sey bisher ohne Selbstkenntniß zu Werke gegangen, habe nur an den Gegnern Mängel aufzufinden verstanden, Alles aber, „was zum vollständigen Bericht der ganzen Geschichte dienet, ausgelassen oder verfälscht." Er will also ein allgemeines Interesse durchführen und sich nicht von den beschränkten Leidenschaften und Neigungen einer Secte bestimmen zu lassen. In seiner theologischen Weise drückt er dieß zunächst so aus: er wolle nach der „unsichtbaren, allgemeinen Kirche" sehen, wie sie durch die ganze Welt unter allen Völkern und Gemeinden zerstreuet sey, und Nichts verschweigen, weder Gutes noch Böses, wo er es finde, sey es an Freunden, oder an denen, die man sonst Feinde schelte. Manches aber, läßt er sich von den Leuten, gegen deren Heuchelei sein Werk gerichtet ist, den Einwurf machen, Manches hätte er doch verschweigen sollen. Nein! antwortet er, die Unpartheilichkeit des Geschichtsschreibers erfordere, daß er „Nichts, was zum ganzen Begriff der historischen Wahrheit dienet, auslasse, bemäntele, verdrehe oder verkehre." Seine Opposition gegen die Herren, die im „Besitz der Wahrheit, Orthodoxie und Reinigkeit" zu stehen meinen und alle Fragen mit der Verdammung der Andersmeinenden,

wie sie in den symbolischen Büchern vorgesagt ist, für längst abgemacht halten, dehnt er mit Fleiß auch dahin aus, daß er deutsch, für das Volk, nicht bloß für Schulgelehrte schreiben wolle.

Seine Absicht und Tendenz gibt er näher zu erkennen in den 39 Fragen „von denen Ketzermachern", die er in dem Eingange seines Werkes aufwirft und nachher aus den Schriften unbefangener, frommer und weltlich gebildeter Männer, eines Sebastian Franke, Andreä und Puffendorff beantwortet. Diese Fragen sind allerdings meistens durchbohrend und gegen den „Ehrgeiz, Eigensinn, Grimm, die Rachgier und Lügenhaftigkeit" derjenigen gerichtet, die von jeher das Bestehende und zwar das Bestehende um jeden Preis und mit allen Mitteln vertheidigt oder die Macht des Geltenden gegen die ersten schwachen Regungen der Zukunft benutzt hatten.

Bedeutender noch sind die folgenden 23 Fragen „von den verketzerten Personen", Fragen, die die ganze bisherige Ordnung der Kirchengeschichte umkehren und den Lebenskeim anerkennen, welchen die Ketzer immer in die Kirche, wenn das Bestehende zu verknöchern drohte, von neuem gebracht hatten.

Wer so eben noch erst erfahren hat, wie ein Carpzov alle erlaubte und unerlaubte Mittel, die ihm sein Einfluß in der Facultät, im Consistorium und bei Hofe darbot, benutzte und in Bewegung setzte, um gerade die Männer zu verderben, die der Kirche für einige Zeit neue Lebenskräfte zuführen sollten, wer dabei bedenkt, mit welcher Dumpfheit

das Volk in den vorhergehenden zwei Jahrhunderten der Geistlichkeit jede freiere Lebensregung geopfert hatte, wird es auch anerkennen, daß die Wendung, die Arnold dem allgemeinen Bewußtseyn gab, allerdings ein Fortschritt war. Man darf das Raisonnement einer gewissen Art von Aufklärung gegen die Geistlichkeit nicht besonders hochstellen, man wird es also auch im Munde eines Arnold nicht für hohe Weisheit ausgeben, dennoch bleibt es in beiden Fällen ein Fortschritt und eine nothwendige Bedingung für die spätere Befreiung der Menschheit von jeder Art von Knechtschaft.

Was aber an sich ein Fortschritt und zwar ein nothwendiger Fortschritt war, ist bei Arnold im Grunde doch wieder nur eine neue Engherzigkeit und bleibt immer noch eine Verblendung über die Art und Weise, wie die Geschichte ihre Zwecke durchzusetzen pflegt und oft nur durchsetzen kann. Er will unpartheiisch seyn, aber damit ist noch sehr wenig gethan, wenn er die Männer, die die Geschichte geleitet haben, der Gewaltsamkeit und Eigenmächtigkeit, auch wohl der Tyrannei anklagt, es ist ermüdend, wenn er immer nur diese Eine Litanei über die Selbstsucht der geschichtlichen Helden der Kirche anstimmt, und gar Nichts ist damit gethan, wenn wir verlangen, daß der Geschichtschreiber uns immer die bestimmten Zwecke lehren soll, die sich in den Kämpfen einer jeden Periode durchsetzen. Der Strom der Geschichte ist dem Pietisten zu reißend und gewaltsam, ohne Ahndung von dem, was geschichtliche Entwickelung ist, verliebt er sich allein in die dumpfen Nebensecten, Ketzer, Son-

derlinge und Mystiker und von allen diesen Nebenrichtungen ist ihm jede gleich viel werth, wenn sie nur gegen den Strom gerichtet ist. Er sieht nicht, daß der Nebenbach im glücklichsten Falle, indem er gegen den Strom ankämpfen will, in diesen sich doch endlich ergießen muß und von ihm zu neuen Kraftanstrengungen benutzt wird. Am liebsten sind daher dem Pietisten die stehenden Gewässer, die neben dem Strome, in der Niederung zurückgeblieben sind. Diesen außer aller Geschichte stehenden Secten und unter ihnen wieder den unbedeutendsten hat auch Arnold die längsten Abschnitte seines Geschichtswerkes gewidmet.

Es steht schlimm um eine Secte, wenn ihre Stärke die Schwäche selbst und ihre revolutionaire Bedeutung für die Geschichte nur eine Reizbarkeit des Gefühls ist, die am Ueberreiz sich sehr bald zerstören muß. Der Augenblick, der dem Pietismus die Herrschaft gab, führte ihn auch dem Untergang entgegen. Seine Kleinlichgkeit und Engherzigkeit mußte sich, wenn er sich auf der Höhe der Geschichte länger als einen Augenblick erhalten wollte, mit einer für die Dauer nicht haltbaren Gewaltsamkeit und mit einer Heuchelei verbinden, die seinen Sturz zu einem Ereigniß machte, welches der Menschheit nur erfreulich seyn konnte.

§. 10.

Die Engherzigkeit und Heuchelei des Pietismus.

Es half Nichts, wenn Thomasius in Halle sein Möglichstes dazu that, den Glauben an Hexen und an eine teuflische Besessenheit zu zerstören; wenn er ein Paar Hexen vom Teufel und vom Argwohn ihren Nebenmenschen befreite, so übergaben die Pietisten die ganze Menschheit dem Teufel und quälten den Nächsten mit dem Vorwurf, daß er mit dem Feinde Gottes Buhlschaft treibe.

Wenn Thomasius und Justus Henning Böhmer — auch eine Zierde Halle's, wie sein Werk über das Kirchenrecht obwohl in lateinischer Sprache geschrieben eine Arbeit ist, die dem deutschen Namen Ehre macht — theoretisch die Macht der Consistorien erschütterten und die Landeshoheit der Fürsten in Kirchensachen vertheidigten, so waren die Pietisten, seitdem sie gesiegt hatten, weit davon entfernt, die Consequenz der Böhmerschen Theorie, die Nothwendigkeit

der Toleranz anzuerkennen. Arnold sucht noch, die Ketzermacher verächtlich zu machen, weil sie ohne den Schutz des weltlichen Arms nicht bestehen könnten: die Zeiten hatten sich aber bald geändert: nach zwanzig Jahren glaubten die Pietisten — und das mit Recht — sich nicht mehr in Halle halten zu können, wenn zu ihren Gunsten nicht Gewalt gebraucht würde. Lange berichtet in seiner Biographie, es sey auf den Königstein abgesehen gewesen, als man in Dresden den Verhaftsbefehl gegen Thomasius erließ, und Wolfen wurde mit dem Strange doch wenigstens gedroht.

An sich selbst — auch darin, daß er sich zuweilen als einen recht argen Sünder abzumalen versteht — in den kleinlichsten oder natürlichsten Vorfällen seines Lebens erlebt der Pietist nur die Freude, daß er die Zeichen der Gnade Gottes auffinden und den Andern mit unerträglicher Schwatzhaftigkeit aufweisen kann. Das Aeußerste dieser Schwatzhaftigkeit findet sich in Langens Biographie. Bald zeigt sich ihm eine „besondere Probe der gnädigen Leitung" seines Gottes darin, daß er z. B. bei seinem Abzuge aus Berlin nach Halle seine Pfarrstelle selbst noch so besetzen konnte, wie er wollte, bald preist er Gott „für die zum theologischen Lehramt hochnöthige und ihm gnädig verliehene tiefere Einsicht in das, was in Ansehung des Grundes als auch der Ordnung des Heils das einzig Nothwendige ist;" bald rühmt er sich, daß es Gott gefallen habe, einer seiner Schriften „einen besondern Segen beizulegen," wenn er auch den Beweis dieses Segens nur aus dem ganz ge-

wöhnlichen Danksagungsschreiben derjenigen entnehmen sollte, denen der kleinliche Mensch die Schrift aus besondern Absichten — wie z. B. die Schrift gegen Dippel, der sich damals in Stockholm aufhielt, dem schwedischen Reichsrathe — gewidmet hatte. Sieht er sich einmal zurückgesetzt oder, wie es ihm seit 1732 geschah, von seinen Zuhörern verlassen, so kommt es nach vielerlei Quängeleien darauf hinaus, daß „auch wohl das unordentliche und unrichtige Philosophiren," welchem sich die Jugend zugewandt habe, dazu beigetragen haben möge. Wolfens gedenkt der trockne Schleicher in seiner Lebensbeschreibung nicht einmal mit Namen.

Im ersten Eifer seiner Bekehrung ist der Pietist allerdings im Stande, in seinem eigenen Innern die Tiefen des menschlichen Verderbens zu studiren; ist er aber in der Gnade weiter fortgerückt oder wohl gar der Führer und Seelsorger eines Conventikels geworden, so liebt er es vielmehr, Andere zu martern oder wenn sie ihm noch nicht erweckt genug scheinen, in seinen lauten und endlosen Stoßgebeten vor Gott anzuklagen.

Die kleinste Lebensfreude, die sich ein Ketzer erlaubt, wird von dem Pietisten als ein Beweis von der Unwahrheit seines Systems benutzt; so konnte Dippel Nichts anderes als ein frecher Gotteslästerer seyn, weil er Taback rauche — und Dippel mußte den gefährlichen Beweis mit der Bemerkung entnerven, daß sogar auch im Waisen-Hause zu Halle geraucht würde und selbst die beiden

Franke's, der Vater und der Sohn »intra parietes« *) den Genuß des schrecklichen Rauches gesucht hätten.

Eines von den zahllosen Opfern, welche der Pietismus in den Wahnsinn stürzte, ist die Königin von Preußen, zweite Gemahlin Friedrich I. In ihrer Gesellschaft sprach man nur von Religion; ihr Vorzimmer war vom frühen Morgen an von Geistlichen angefüllt, Franke kam ausdrücklich auf ihr Geheiß nach Berlin und Porst, ihr Beichtvater, verließ sie fast nie. Wenn auch ihr Gemahl gegen diesen Hofstaat war, Franken fortschickte und dem berliner Beichtvater zu verstehen gab, er möge sich das Seelenheil der Königin nicht so sehr angelegen seyn lassen, so verhinderte das doch nicht, daß die Königin aus Kummer über ihre Sündhaftigkeit blödsinnig wurde. Einmal äußerte sie gegen den König, wie sehr es sie schmerze, daß er reformirt, also ohne Aussicht auf Seligkeit sey. Wie, sagte der König, glauben Sie also, daß ich verdammt sey? Wie wollen Sie von mir nach meinem Tode sprechen? „Der selige König" können Sie ja nicht sagen! Nach einigen Augenblicken der Verlegenheit erwiederte die Königin: ich werde sagen: „der liebe verstorbene König!" **).

Von manchem See oder Strom sagt der Volksglaube, daß er sein jährliches Opfer haben müsse: das hallische Waisen-Haus war ein trüber See, dessen Opfer zahllos waren.

---

*) Dippel, in seiner Schrift gegen Wohlgemuth p. 230.

**) Pöllnitz, lettr. et mém. 4, 118. 119.

Semler hat uns in seiner Lebensbeschreibung an dem Saalfeldschen Leben, dem er sich als junger Mensch nach langem Sträuben endlich selbst fügen mußte, eine Anschauung von der Wirthschaft gegeben, wie sie von den Pietisten in den Jahren 1720 — 1740 an vielen Orten Deutschlands eingeführt war. Der Mann, welcher in Saalfeld die Erweckung bewirkt hatte, war aus Schlesien gekommen, hatte einen herrnhuthisch gefärbten Pietismus mitgebracht und als Hofprediger, Beichtvater des Herzogs und Superintendent eine Herrschaft gewonnen, welche außerdem noch durch fromme Colonisten gestützt wurde, die er bei seiner ausgebreiteten Bekanntschaft aus allen Orten Deutschlands herbeigezogen hatte.

Da Alles an dem neuen Cultus etwas Besonderes haben mußte, so war der herzogliche Speisesaal, obwohl dieser unmittelbar an die Schloßkirche stieß, für die Zusammenkünfte bestimmt. Alle Sonntage Nachmittags wurde er besonders eingerichtet, d. h. Bänke, Stühle, Positiv und anderes Zubehör aus der Schloßkirche über die einzige Schwelle, die ihn von dieser trennte, hereingetragen. Die Caravane aus der Stadt nach dem Schloß war groß und glänzend. Das Trachten nach dem Reiche Gottes, in welchem die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten sind, hinderte Niemanden daran, die Rangordnung genau in Acht zu nehmen. Oben an, in der Mitte saß Herr Lindner, der Beichtvater, auf beiden Seiten der Hof, in der Mitte des Saales waren Bänke für die angeseheneren Per-

sonen, der „gemeine Mann" stand, tröstete sich aber für diese Pönitenz, indem er die Kundschaft überzählte oder an die Bedienung dachte, die ihm dieser neue Zusammenhang verschaffte. Ehrenstellen, Aemter, vortheilhafte Heirathen fanden sich für die Glücklicheren, die in der Mitte saßen.

Ueber den Seelenzustand führten die Prediger, die sich für die neue Mode hatten gewinnen lassen, ein genaues Stadtregister und die Vorsteher der besonderen Erbauungsstunden hatten geistliche Calender eingeführt, nach deren Schema jeder seinen Seelenzustand in der vorhergehenden Woche hersagte. Allen war mit diesen Bekenntnissen geholfen: die Niedrigen sahen darin einen sicheren Weg, sich den Hohen und Vornehmen zu empfehlen, diese erhielten Gelegenheit, ihre christliche Liebe unfehlbar an den Mann zu bringen, und dem Stolz und der Eigenliebe des Seelenführers, dessen geistlicher Leitung man sich überließ, geschah ohnehin ganz gewiß Genüge. Der einzige Stolz, den sich die armen Sünder erlaubten, bestand darin, daß sie ihre Seelenführer durch Mittheilung von ganz besondern geistlichen Erfahrungen und Anfechtungen in Verlegenheit zu setzen suchten. Ein erhebender Stolz! So erhebend, wie die Demüthigkeit der frommen Audienzen, die der Herzog öfters besonders empfohlenen Schülern des Gymnasiums gab, die er ausdrücklich kommen ließ, um sich mit ihnen Stunden lang über den Zustand des Herzens zu unterhalten!

Als der fromme Christian Ernst starb und Saalfeld an seinen Bruder Franz Josias in Coburg zurückfiel, war

es mit der Andacht auf einmal vorbei. Sie verschaffte jetzt nicht mehr äußerliche Vortheile*).

Man hat es öfters bedauert — auch der rationalistische Biedermann bedauert es zuweilen, — daß es der „Vorsehung" nicht gefallen habe, den Pietismus dazu zu benutzen, um die deutsche Bildung und Aufklärung auf das Gemüth zu gründen und einen Voltaire und Bolingbroke — wir fügen hinzu: einen Edelmann und die ganze folgende Schaar der Geister, die das Volk aus dem Sumpfe ziehen mußten — für die Deutschen überflüssig zu machen. Alles, sagt man, sey bereits so schön im Gange gewesen, ein Arnold, ein Spener hatten so schön gegen die Pedanterie und Rohheit der Zunftgelehrten, gegen die Tyrannei der Consistorien und das mechanische Wesen der Prediger geeifert! Wie schön, wenn es so fortgegangen wäre! Als ob nicht der Anfang schon verfehlt oder der Keim einer neuen Verderbniß gewesen wäre! Jeder Fortschritt, der auf religiösem Wege versucht oder auch wirklich gethan wird, verräth sich bald als der Rückschritt in eine tiefere Verfinsterung, als wie sie jemals vorher da gewesen war. Je näher nun gar die Zeit ist, welche die Sache der Religion entscheiden wird, um so mehr sind die Männer des religiösen Fortschritts die zehnmal ärgeren Geister, die in den Unglücklichen einfahren, aus dem sie nur Einen bösen Geist vertrieben

*) Semler's Leben, I., 32. 33. 48. 60. 100.

haben. Aber die tiefere Verfinsterung des Geistes zwingt die Menschheit zu gründlicherer Anstrengung und der Unwille über die wachsende Heuchelei des Egoismus erweckt endlich die Männer, die den Kampf mit allen bösen Geistern auf sich nehmen.

Der religiöse Aufklärer setzt sich immer eine Gränze, die er eben so wenig überschreitet, wie seine Gegner die Schranke überschritten, die er umgestürzt hat. Und die Pietisten haben nicht einmal gegen die Orthodoxie, über deren Druck sie klagten, wirklich die Kritik gerichtet. Obwohl ihr Princip dem kirchlichen System feindlich war, so haben sie es doch nicht gewagt — wie haltlos war also ihre Stellung! wie wenig konnte diese zaghafte Art von Gemüthlichkeit die Bildung eines Volks befördern! — sich diesen Gegensatz zu gestehen und ihn kritisch durchzuführen. Im Gegentheil, sie ließen das Bestehende bestehen und suchten es endlich mit ihrer Salbung und Pietät „erst recht zu zieren und heiligen.“ „Ich mußte daher, sagt Dippel*), gegen beide zugleich angehen, Orthodoxe und Pietisten.“

*) In der Schrift gegen Wohlgemuth (1732. p. 36

§. 11.

Dippel.

Johann Conrad Dippel — 1673 zu Frankenstein im Hessischen geboren — stand bei seinem ersten Auftreten (vor dem Jahre 1700) ungefähr da, wo Arnold in seiner Kirchengeschichte den richtigen Standpunkt für die Betrachtung der kirchlichen Verhältnisse zu finden meinte, d. h. er erklärt sich für die Schwärmer und Fanatiker und gegen die Orthodoxen. Doch zeigte er gleich im Anfange, daß er mit den Pietisten nie harmoniren werde. Arnold weiß an den Orthodoxen nur persönliche Mängel, ihre Herrschsucht, ihren Egoismus, ihre Härte zu entdecken; Dippel geht entschiedener auf sie los und greift sogleich ihr System selber an;*) Arnold klagt und weint über die Persönlichkeit

*) So in seiner Schrift vom Jahre 1698: „papismus Protestantium vapulans oder das gestäupte Pabstthum an den blinden Verfechtern der dürftigen Menschensatzungen in protestirender Kirche.“

der „Ketzermacher," Dippel lacht und spottet über die Dogmen selbst, verhöhnt die Gnadenmittel und die Lehre von der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift, bemüht sich also den Ketzermachern ihr Scepter und die Grundlagen ihrer Herrschaft über die Gemüther zu entziehen. Den Spott hielt er so sehr für seine Sache, daß er sich von Anfang an — seit dem Jahre 1697 — auf dem Titel seiner Schriften Democritus christianus nannte.

Sein Schicksal war durch seine Richtung bestimmt. Obwohl er in Gießen studirt und die Magisterwürde erlangt hatte, so war es ihm doch unmöglich, eine Anstellung zu finden; er mußte sich zur Lebensart jener unstäten Geister entschließen, an denen seine Zeit nicht arm war — einer Lebensart, die ihm bei seiner Spannung gegen alle bestehenden Verhältnisse freilich auch die einzig natürliche seyn konnte. Wegen seiner „frechen Schreibart" — weil er selbst „Könige" mit seiner Kritik nicht verschont hatte — in seiner Heimath in Arrest genommen, hielt er es für das Beste, nachdem er wieder frei gelassen war, sich nach Holland zu begeben. Hier gewann er durch seine ärztliche Praxis — er hatte sich nämlich, da er eine Anstellung zu Hause als unmöglich erkannte, auf die Chemie gelegt — Unterhalt und einen Namen, so daß ihn der König von Dänemark zu sich berief und zum Canzleirath ernannte. Sein freies Benehmen gegen die Großen drohte ihm aber üble Folgen zuzuziehen, er floh daher nach Hamburg, wurde aber auf dänische Requisition ausgeliefert und vom

Jahre 1719 bis 1726 auf der Insel Bornholm gefangen gehalten. In Stockholm, wohin er sich nach seiner Freilassung wandte, ließ ihn die Geistlichkeit auch nicht lange weilen: die Aufregung, die er in den Gemeinden stiftete, benutzte sie als Grund, von dem Reichstag einen Beschluß zu erwirken, der ihn des Landes verwies. Er wandte sich nun wieder nach Deutschland, wo er sich zuletzt in Berleburg aufhielt und am ersten Ostertage 1734 auf dem Schlosse Wittgenstein, wohin man ihn einige Tage vorher hatte abholen lassen, am Morgen im Bette todt gefunden wurde.

Der Pietismus hatte das menschliche Herz, dessen Zerknirschung und völlige Zerschlagenheit er forderte, zum Mittelpunkt des dogmatischen Systems erheben und dem Menschen ein volles, warmes Selbstgefühl geben wollen; aber er konnte es nicht, da er dasselbe Geschöpf, das er so hoch zu stellen beabsichtete, unaufhörlich mit dem Zurufe: überhebe dich nicht! wieder zum erstarrenden Bewußtseyn seiner Nichtigkeit zurückrief.

Den Menschen, den der Pietismus unsicher und wankend gemacht hatte, versuchte Dippel zum Stehen zu brin-

gen und hier auf dieser Erde zum Mittelpunkt des religiösen Weltsystems zu machen.

Seine Aufklärung ist religiös und besteht darin, daß er das Interesse des Versöhnungswerkes entgegengesetzt dem biblischen System durchaus nicht in die Beschwichtigung des göttlichen Zornes setzen will. Alle seine zahlreichen und weitschweifigen Schriften behandeln immer nur Ein und dasselbe Thema, daß Gott keiner Satisfaction bedurft habe, daß der Sinn des himmlischen Vaters keiner Veränderung unterworfen, die Leidenschaft des Zorns und des Rachegefühls dem Himmel fremd sey und alles nur auf den Menschen ankomme. Der Mensch brauch nur zu wollen, Kraft, Verstand und Willen zu Gott zu richten, so sey Alles abgethan. Am wenigsten sey es gar noch nöthig, daß der Heiland immerfort, auch jetzt in der Gegenwart um den Vater beschäftigt sey, die Menschen bei ihm zu vertreten. Wenn sie wollten, würden sie gewiß von seiner Gemeinschaft nicht ausgeschlossen seyn.

Natürlich mußte auch dieser Versuch der Aufklärung höchst inconsequent und phantastisch seyn. Wenn der Mensch nur wollte, heißt bei Dippel: wenn er sich dahinführen lassen will, wohin ihn eine Macht führen will, zu der sein Wille und sein ganzes Wesen in keinem Verhältniß steht. „Gott allein ist selig, sagt Dippel *), Gott al-

*) Entdeckung der gewissenlosen Verdrehung u. s. w. gegen Neumeister und Wohlgemuth. 1732.

lein macht selig; keine Creatur kann in sich selig seyn, auch selbst Christus nicht, als Mensch, keine Kreatur kann zur Seligkeit führen, viel weniger selig machen oder Seligkeit geben, als welche schon in die Gottheit ist aufgenommen und durch welche die Gottheit selbst nun, als durch ein bloßes Instrument wirket."

Dippel war noch nach beiden Seiten hin, gegen sich selbst und gegen das kirchliche System, das er bestritt, inconsequent. Gegen sich selbst: denn er sah nicht, daß das höchste Wesen, wenn er ihm die persönliche Empfindung gegen das Unrecht nahm, nur das allgemeine Wesen sey — gegen das kirchliche System aber verfuhr er falsch und war er unendlich im Unrechte, wenn er nicht sah und nicht sehen wollte, daß die Versöhnung immer die Empfindung des Zorns zur Voraussetzung habe.

Beide Inconsequenzen hob Edelmann auf.

In seiner Halbheit wagte der Pietismus weder das orthodoxe System zu kritisiren, noch den Gedanken einer neuen kirchlichen Schöpfung zu fassen.

Wir klagen ihn deshalb nicht an. Die Zeit kirchlicher Schöpfungen war vorüber; die Unbefangenheit und

dumpfe Verschlossenheit des Geistes, die sie voraussetzen, war selbst durch die Streitigkeiten und Gährungen innerhalb der Kirche erschüttert und durchbrochen. Der wahre Sinn der kirchlichen Bewegungen dieser Zeit liegt in dem Triebe nach Aufklärung, welchem das ganze achtzehnte Jahrhundert folgte, einem Triebe, den selbst der Pietismus nicht verläugnen kann. Dippel, Edelmann und alle die folgenden Aufklärer sind daher die wahren Fortsetzer des Werkes, welches der Pietismus begonnen hatte. Es fehlte ihm aber auch nicht an einem Manne, der gerade erregbar, phantastisch und sanguinisch genug war, um den Plan einer kirchlichen Schöpfung und der Rückkehr zur ursprünglichen Einfachheit der Kirche ernstlich ins Werk zu setzen. Und was that nun Zinzendorf im Grunde? Er bewies nur die Unmöglichkeit neuer kirchlicher Schöpfungen: er lieferte mit seiner unruhigen Reflexion, jesuitischen Hinterhaltigkeit und Impertinenz, mit seiner kindischen Spielerei und Arroganz, mit der Rücksichtslosigkeit in der Ausführung seiner Pläne und den kleinlichen Kniffen, ohne die er am Ende doch niemals zu seinem Ziele kommen konnte, den Beweis, daß in einer Zeit, deren Bestimmung die Emancipation des Gedankens war und sich zunächst in der Reibung einer Reihe experimentirender Geister ausführte, eine kirchliche Stiftung auch nur ein Experiment seyn konnte und noch dazu ein Experiment, welches die Unhaltbarkeit jedes neuen Versuchs einer solchen Stiftung darthun sollte. Es gelang ihm über Erwarten, eine neue

kirchliche Gemeinschaft zu gründen, von der man sogar zugeben muß, daß sie in mehreren Beziehungen die furchtlose Vollziehung von christlichen Principien ist: weshalb aber — um diese Anerkennung wieder mit einer Frage zu durchkreuzen — weshalb gelang ihm dieses Werk? Weil er in die wichtigsten Richtungen seiner Zeit einging und sie sämmtlich in sein kirchliches Gebäude ausmünden ließ. Die Indifferenz seiner Zeit gegen die kirchlichen Unterschiede, die aufgeklärte Gleichgültigkeit gegen die Dogmatik, die Auflösung alles bestimmten Gehaltes in eine bloße Stimmung des Gemüths, die ersten Regungen der Sentimentalität, die Spielerei der Idylle, die Bemühung zur Ursprünglichkeit der menschlichen Natur zurückzukehren, die kindische Beschäftigung mit Symbolen — alle diese Elemente seiner Zeit benutzte Zinzendorf, um sein kirchliches Gebäude zu errichten; als aber die Zeit weiter ging und jene Elemente immer menschlicher gestaltete, da kam es an den Tag, daß es mit ihnen auf etwas ganz anderes als eine neue religiöse Schöpfung abgesehen war.

§. 12.

Zinzendorf und die Herrnhuther.

Das Interesse unserer Zeit seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ist ein religiöses, aber nur in dem Sinne, daß die Sache der Religion für alle Zukunft entschieden werden soll. Es fehlte zwar während dieses ganzen Zeitraums — selbst bis auf unsere Tage — niemals an religiösen Erscheinungen und Reactionen, welche die Ungläubigen von der Wunderkraft der Kirche überzeugen sollten — wozu sie in der That aber dienten, war immer nur das Eine, daß sie den Eifer des sich selbst entfesselnden Geistes von neuem entflammten.

Die Verfolgungen, welche die mährischen Brüder seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in Böhmen und Mähren zu erleiden hatten, wurden der Anlaß dazu, daß in die religiöse Gährung, die im nördlichen Deutschland so schon bedeutend genug war, ein neuer scharfer Stoff

geworfen wurde. Ein Theil der Brüder verließ, um den Glauben zu retten, das Vaterland und floh unter der Leitung des Zimmermanns Johann David nach der Oberlausitz, wo ihnen der Graf Zinzendorf auf Empfehlung einiger Theologen die Erlaubniß gab, sich in der Nähe seines Gutes Bertholdsdorf anzubauen. Aus dieser Ansiedelung entstand Herrnhuth.

Sobald die Brüder einigermaßen zur Besinnung gekommen waren und sich durch neuen Zufluß aus Mähren verstärkt hatten, entstanden auch Reibungen und Zerwürfnisse mit den Geistlichen, die ihnen wohl wollten, und selbst mit dem Grafen, der Alles that, um ihrer Eigenthümlichkeit freien Raum zu lassen. Man war bereits geneigt, sich ihnen zu accomodiren, je mehr man aber diese Neigung zu erkennen gab, um so hartnäckiger bestanden die Brüder darauf, bei ihrer alten separatistischen Verfassung zu bleiben.

Es war ihnen aber nicht nur schwer, sich mit ihren neuen Patronen zu verständigen, sondern auch unmöglich, anzugeben, welches die Grundzüge ihrer sogenannten alten Verfassung seyen. Sie täuschten sich nämlich selbst, wenn sie meinten, daß ihre Vorfahren bis zum Ausgange des siebenzehnten Jahrhunderts unter genau vorgeschriebenen Gesetzen, dem Erbtheil einer uralten Vergangenheit, gelebt hätten. Gerade im Verlauf des vorhergehenden Jahrhunderts vielmehr war der Organismus ihrer Gesellschaft erschlafft, in der Zeit der religiösen Gährung, die in Deutschland den Pietismus und alle Arten von Separatisten, Inspirirten und Fanatikern hervorgerufen hatte, waren auch

sie erst wieder von einem neuen Lebensgeiste ergriffen worden und die Verfolgungen, die sie nun in ihrem Vaterlande erlitten, sind hauptsächlich daraus zu erklären, daß der Eifer für ihre Sache von neuem erwacht war und ihre Verbindung zu einem Gegenstande der Besorgniß gemacht hatte.

Zu dem Experiment, diese Verbindung eigentlich erst zu constituiren, ihren Zweck — die Erhaltung einer unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott und die Beseitigung alles dessen, wodurch dieselbe unterbrochen werden oder verloren gehen könne — scharf zu fassen und die Formen zu bilden, in welchen dieser Zweck verfolgt werden könne — zu diesem Experiment war Niemand besser geschaffen, als der sanguinische, unternehmende Zinzendorf, der selbst im Anfange über das, was er eigentlich wollte, unklar allen Einflüssen offen stand, in die Reibungen mit allen damaligen Religions-Partheien sich hinein zu begeben fähig war und doch genug Zähigkeit, Egoismus und phantastische Schöpferlust hatte, um mitten in diesen Reibungen sich nicht zu verlieren und ein Werk zu Stande zu bringen, dessen Form er anfangs auch nur dunkel ahnen konnte.

Die Lausitz war von jeher das Vaterland von Schwärmern und Mystikern gewesen. Die Familie Zinzendorfs hatte sich mit besonderm Eifer den Pietisten ergeben, Spener selbst war sein Pathe und hatte noch kurz vor seinem Tode den göttlichen Segen mit einer Salbung auf ihn herabgefleht, deren Kraft, wie man in der Familie zu erzählen pflegte, der Himmel unmöglich habe widerstehen

können. Glücklicher konnte also für Zinzendorf von seiner Geburt an nicht gesorgt seyn. Im Pädagogium zu Halle, wo er von seinem zehnten Jahre bis zum sechszehnten lebte, (1710—1716) wachte Franke über seiner göttlichen Bestimmung und gewann ihn dergestalt für die pietistische Richtung, daß der junge Mensch in Wittenberg, wo er 1716—1719 studirte, die Bekehrung der dortigen rechtgläubigen Theologen als eine seiner heiligsten Pflichten betrachtete. Es gelang ihm wirklich, eine Unterredung zwischen Franke und Löscher zu Stande zu bringen; bald aber, als er sein eigentliches Lebenswerk begann und eine ernsthaftere Ausgleichung der Extreme unternahm, sollte er selbst die Erfahrung machen, daß der Argwohn der eigentlichen Pietisten viel zu engherzig war, um neben dem halischen Waisenhause ein anderes Gebäude dulden zu können.

Nach mehreren Reisen war Zinzendorf in der sächsischen Regierung ruhig beschäftigt, als die Ankunft der mährischen Brüder — 1722 — ihn zu neuer Thätigkeit aufrief. Sein religiöser Enthusiasmus zog ihn zu diesen Brüdern hin und die Verlegenheit, in welche ihn dieselben mit dem unbestimmten Gerede von ihren Traditionen und ihrer Selbstständigkeit und mit den Ansprüchen, die sie damit verbanden, zu wiederholten malen setzten, zwang ihn — wozu ihn ohnehin seine Neigung trieb — Formen aufzusuchen, die anfangs ihre Existenz neben der rechtgläubigen Kirche und ihm endlich die Herrschaft über eine neue Schöpfung sicherten. Den Schritt, der ihn zuletzt von seiner Kirche trennte und mit dieser entzweite, erleichterte

ihm sowohl der Drang nach Selbstständigkeit, als auch eine Art von Aufklärungs-Kitzel, der durch seine Berührung mit den Separatisten und Inspirirten nur noch lebhafter wurde. (Er berichtet unter anderm selbst, daß er öfter seiner nächsten Umgebung mißfällig geworden sey, weil man ihn über einen Schriftsteller vergnügt gesehen, den sie als einen Religionsspötter verabscheute. Er habe aber vielmals gedacht, fügt er hinzu, er wolle lieber bei den Jurieux für einen Bayle, als bei den Bayle's für einen Jurieux gelten).*) Obwohl er rüstig fortbaute und sein Bau sehr schnell in die Höhe stieg, so war sein Benehmen noch im Jahre 1730 so abentheuernd und unsicher, daß er mit Dippel und Friedrich Rock in die genaueste Verbindung trat und daran dachte, sich mit den Gemeinden und Anhängern dieser beiden Männer nicht etwa nur zu verständigen, sondern unbedingt sich ihnen anzuschließen. Dippel billigte den Plan einer Verbindung zwischen Herrnhuth und Berleburg und unterschrieb das Document, welches darüber aufgesetzt worden; der Plan konnte aber nicht zur Ausführung kommen. Friedrich Rock lud Zinzendorf zu sich nach Himbach ein — Rock war Hoffattler in Büdingen — der Graf kommt, es wird ein Bund geschlossen: „die Gemeinde zu Herrnhuth und die Gemeinde im Isenburgischen sollen Eine seyn," Rock reist auch 1732 nach Herrnhuth; er nahm aber an der äußeren Geschäftigkeit der Gemeinde Anstoß und vermißte „die innig stille Erge-

*) Zinz. περὶ ἑαυτοῦ. p. 5.

benheit, Leidsamkeit und Aufmerksamkeit," nach welcher die Secte der Inspirirten trachtete; andererseits fühlte sich Zinzendorf, der idyllische Zinzendorf, der selbst die dunkelsten Parthieen des christlichen Systems in ein rosenfarbenes Licht zu setzen wußte oder ihren Anblick nur ertragen konnte, wenn sie mit Blumen umkränzt waren und in sanfter Beleuchtung standen, durch die Gewaltsamkeit der Rockischen Inspirations-Anfälle unangenehm berührt. Rock reist wieder in Frieden ab und die Verbindung mit ihm hörte später ganz auf. Die dogmatische und kritische Entschiedenheit dieser Leute konnte Zinzendorf und seiner Gemeinde nicht zusagen. Die Herrnhuther waren auch kritisch, aber nur so weit, als sie es zu den praktischen Zwecken ihrer Vereinigung zu seyn brauchten, und forderten es wieder andere Zwecke, lag es z. B. gerade in ihrer Absicht, den Orthodoxen sich einmal zu nähern, so waren sie auch im Stande, ihren kritischen Kitzel zu verläugnen. Auf die dogmatischen Grübeleien über die Sacramente gaben die Herrnhuther auch Nichts mehr, wenn aber die Inspirirten dabei blieben, dieselben zu verwerfen, so zogen es die Herrnhuther vor, ihre Feier als ein Spiel zu betrachten, allenfalls als ein Spiel zu cultiviren, in welchem die idyllische Weichmüthigkeit auch einmal von dem Schauer einer grausigen Empfindung ergriffen würde.

Auch nach der Trennung von Dippel und Rock spricht der Graf von ihnen mit hoher Achtung; daß er jenem eine göttliche Begabung — ein θεῖον — beigelegt, sagte er später, könne ihm auch jetzt noch nicht als ein Versehen gelten;

diesen aber, den er einige Jahre lang geehrt, geliebt und bewundert, dem er sich selbst zu Füßen gelegt habe, müsse er jederzeit für ein „großes Subjectum" erklären, gegen welches er sich damals mit Recht und ohne alle Uebertreibung nur für sehr geringe habe halten können.*)

In die Zeit dieser Verhandlungen und Kämpfe mit den Separatisten und Inspirirten des westlichen Deutschlands fällt die Vollendung des herrnhuthischen Gemeindewesens. Die innere Einrichtung consolidirt sich, die Verfassung wird immer mehr geordnet und so groß war die Energie der religiösen Begeistrung, welche dieser neuen Verbindung ihre Entstehung gab, daß in demselben Augenblicke, wo die Gesellschaft noch an ihrer innern Verfassung arbeitete, die Ueberfülle an Kraft sie unwiderstehlich antrieb, ihre Thätigkeit auf alle Welttheile auszudehnen. Schon im Jahre 1733 wird die Mission auf St. Thomas etablirt, in demselben Jahre die Niederlassung in Grönland, im folgenden kommen die Abgesandten der Gemeinde in Nordamerika an und während sich in verschiedenen Gegenden Deutschlands, in Holland und in England Nebengemeinden bilden, sind bald darauf auch Afrika und Asien in den Wirkungskreis der Gemeinde gezogen.

Der Schlußstein wurde in dem neuen Bau — 1735 — damit eingefügt, daß sich Nitschmann — neben dem Grafen einer der thätigsten Führer der Gemeinde — von Jablonski, dem Oberhofprediger in Berlin, zum Bischof

*) Büdingische Sammlung I, 303. 306.

ordiniren ließ. Jablonski war nämlich von mütterlicher Seite ein Enkel des Comenius, dem letzten namhaften Bischofe der vereinigten mährischen Brüder. Er war selbst unter ihnen Bischof gewesen. Im Jahr 1737 läßt sich der Graf ebenfalls in Berlin zum Bischof ordiniren. Er lebt nun in Allem als Geistlicher, predigt, traut, reicht die Sacramente, ordinirt, herrscht aber vor Allem, bereist die Gemeinden in Europa und in Amerika und sieht bei seinem Tode — 1760 — ein Werk, in welchem die erste ursprüngliche Kraft des Christenthums zu wohnen schien, so gesichert, wie es mit einem Bau, der offenbar unter der unmittelbaren Leitung des Herrn errichtet war, nur der Fall seyn konnte.

Er hatte sich aber getäuscht und die Epoche, in welcher sein Werk geschichtliche Bedeutung hatte, selbst bereits überlebt. Der feuchte warme Trieb, der diese Pflanze so schnell in Schuß gebracht, ihre Blätter in die Breite getrieben und ihre Ranken so weit ausgeschickt hatte, war schon erschöpft. Zinzendorf hat die Geschichte um eine Illusion reicher gemacht, aber diese Illusion ist lehrreich und eine nothwendige Warnung für alle diejenigen, die es für möglich halten, daß eine Erscheinung, die zu ihrer Zeit aus der Vereinigung aller vorhandenen Weltkräfte hervorgegangen war, nachdem der Glaube, die Grundlage ihrer Herrschaft zusammengesunken, mit absichtlicher Berechnung wieder zurückgerufen werden könne. Noch bedeutender aber ist der Nutzen dieser Illusion dadurch, daß der schwärmerische Graf nicht nur die Consequenzen gezogen, welche der Verstand nicht zuzugeben und die orthodoxe Behandlung der kirch-

lichen Lehre zu vertuschen pflegt, sondern auch von den Härten des christlichen Princips die weiche Hülle abgerissen hat, mit welcher sie überkleidet waren, so lange das Princip einer ganzen Welt als Halt diente. Seine reine Fassung erhält nämlich ein Princip immer nur dann erst, wenn es sich überlebt hat und aus dem Kampf und der Berührung mit allen den Elementen, in deren Kreis es sich entwickelt hat, herausgetreten ist — durch die freie rücksichtslose Kritik und Theorie und durch die schwärmerischen Versuche, es wieder zu beleben, die in der Zeit seines Verfalls angestellt zu werden pflegen. Ein solcher Versuch war das Werk Zinzendorfs.

Das Leben der Herrnhuther soll hier schon dem Ideal der Vollkommenheit nachkommen, welche eigentlich nur ein Gegenstand der Hoffnung seyn kann und wegen der Unmöglichkeit, sie hier schon zu erreichen, von den gläubigsten Christen erst von der Zukunft erwartet wird. Vollkommene Absonderung von denjenigen, die noch zur Welt gehören, ist der erste Grundsatz, den der Herrnhuther befolgen muß. An den Gemeindeorten, wo nur Brüder wohnen, darf Niemand, der nicht Mitglied der Gesellschaft ist, sich niederlassen oder längere Zeit aufhalten. Die Gemeinden in Städten, die anderweitige Einwohner haben, müssen von diesen wenigstens abgesondert leben*).

---

*) Siehe Büsching, Magazin für die neue Historie und Geographie. Band 13 und 14.

Für die Ordnung und himmlische Einförmigkeit des Lebens ist durch strenge Aufrechthaltung des Kastenwesens gesorgt. Die verschiedenen Stände sind durch das Alter und den Zufall — welche Rolle dieser in der Gemeinde spielt, werden wir sogleich sehen — bestimmt und leben für sich abgesondert. Es giebt ein Chorhaus, in welchem der Chor der ledigen Brüder zusammenwohnt, ein Chorhaus der ledigen Schwestern, desgleichen ein Chor der Wittwer und der Wittwen. Die verehelichten Glieder der Gemeinde leben allein vereinzelt in ihren besondern Wirthschaften in den Gemeindeorten umher; die Kinder aber, falls sie nicht bei den Eltern leben, wohnen je nach ihrem Geschlecht in dem Chorhause der ledigen Brüder oder Schwestern auf einer oder mehreren Stuben unter Aufsicht eines Bruders oder einer Schwester.

Die Chöre der ledigen Brüder und Schwestern, der Wittwer und der Wittwen leben unter je zwei Vorstehern, von denen der eine für die äußeren Angelegenheiten, der andere für die Seelensachen sorgt.

Das System der strengen Unterordnung und Herrschaft erhält seine weitere Zuspitzung in der Aeltesten-Conferenz der Brüder-Unität, unter deren Direction alle Anstalten der Gemeinde nebst den Missionen stehen. Die Conferenz steht wiederum unter einem Präses, der ein Bischof der Unität ist. Die Sitzungen dieses geistlichen Staatsraths sind täglich — damit das Auge dieser Alles übersehenden Vorsehung sich niemals schließe — die Sonn- und Feiertage ausgenommen.

Die oberste Spitze dieser Hierarchie bildet endlich das Loos, welches in der letzten Instanz Alles entscheidet, Alles sich unterwirft und das christliche Abhängigkeits-Gefühl der Brüder und die Gefangennehmung der Vernunft vollendet. Alle vier bis fünf Jahre nämlich beruft die Direction eine Synode, vor welcher sie, nachdem sie in ihren Schooß ihre Vollmacht niedergelegt hat, Rechenschaft über ihre Leitung der Gemeinde-Angelegenheiten ablegt. Die Synode wählt ihren Präses durch Stimmenmehrheit, aber wieder nur mit Bestätigung des Looses. Auch ihre Beschlüsse werden nicht eher zu Protokoll genommen, als bis sie durchs Loos Gültigkeit erhalten haben.

Das Loos, von dessen Entscheidung die Aufnahme neuer Brüder abhängt, lehrt die Neubekehrten sogleich von vornherein, daß sie in der Gesellschaft, in die sie aufgenommen sind, auf allen eigenen Willen Verzicht leisten müssen. Sogar die besondere Gemeinde, in der sie als Brüder leben sollen, wird ihnen durchs Loos angewiesen. Damit aber die neuen Brüder durch die Empfindung eines immer und immer wieder erneuerten Schauers über die unbegreifliche Macht des Herrn, dem sie sich unterwerfen, an die unbedingte Abhängigkeit sich recht gewiß gewöhnen, wird durchs Loos noch einmal bestimmt, wann sie in die Gemeinde völlig und feierlich aufgenommen werden sollen, und nachher das Loos von neuem befragt, ob und wann sie zum Abendmahl zuzulassen seyen, d. h. wenn es die Frage verneint, so wird nach einer beliebigen Zwischenzeit wieder

der Versuch gemacht, ob der Zettel gezogen wird, welcher das entscheidende Ja enthält.

Der wahrhaft christliche Grundsatz, der mit der Alleinherrschaft des Looses zur Anerkennung gekommen ist, der Grundsatz, daß die Verläugnung des eigenen Willens gerade bei der Entscheidung über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens stattfinden müsse, muß natürlich auch bei der Eingehung desjenigen Verhältnisses befolgt werden, in welchem die Eigenheit der Empfindung, der Leidenschaft, des Triebes, der persönlichen Neigung sich am lebhaftesten äußert: bei der Eingehung der Ehe. Wenn der Preis derjenigen, die sich selbst verschnitten haben, ein zu hohes Wort ist, so will die Gemeinde-Verfassung, daß wenigstens der Mahnung des Apostels, die da Frauen haben, seyen als hätten sie keine, nachgelebt werde. Einen weltlichen Zweck der Ehe geben der Herrnhuther nicht zu; sie mögen sich daher, wenn man ihnen vorhält, nach ihren Grundsätzen sey der Trieb oder der Wunsch zu heirathen das Zeichen eines unbekehrten Zustandes, drehen und wenden wie sie wollen: sie müssen es zuletzt doch aussprechen, daß der Mensch in Ansehung seiner Verheirathung seinen natürlichen Neigungen nicht zu folgen habe, daß also diese Neigungen selber ein Unrecht und ihnen folgen wollen eine Nichtachtung des göttlichen Willens sey. Höchstens wird es einem Bruder nicht verarget, wenn er nach der Ueberzeugung seines Herzens sich dahin erklärt, daß er in den Ehestand zu treten gesonnen sey, und selbst Vorschläge in dieser Absicht thut. Aber die Vorsteher müssen nicht nur die Vorschläge, sondern auch

seine Absicht überhaupt prüfen und er muß sich nach ihrer Meinung bedeuten lassen. Finden sie, daß es sich für ihn paßt, zu heirathen, und billigen sie seine bestimmten Vorschläge, so muß erst das Loos entscheiden, ob es wirklich Recht sey, daß dieses Kind Gottes in die Ehe trete und sich mit der vorgeschlagenen Person verbinde. Wenn ein Mitglied der Gemeinde nicht selber mit der Erklärung, daß es in die Ehe treten wolle, auftritt, so können die Vorsteher, wenn es ihnen an der Zeit zu seyn scheint, darüber urtheilen, ob es heirathen und mit wem es sich verbinden solle. Billigt das Mitglied, über welches die Vorsteher ihren Beschluß gefaßt haben, den Vorschlag — das Recht, ihn zu verwerfen, steht ihm nämlich zu — so wird die Sache wiederum dem Loos anheimgegeben. — —

Ein religiöser Verein, der in der Cultivirung des christlichen Abhängigkeitsgefühls seine tägliche und einzige Beschäftigung sieht, läßt sich auf die Angabe eines objectiven Maaßstabes, nach dem man ihn selbst zu beurtheilen habe, nicht ein. Auf das Gefühl beschränkt kann er es nicht anders als unpassend finden, wenn man ihn nach Regeln beurtheilen wollte, die aus dem Wesen der menschlichen Natur, der Vernunft und der menschlichen Gesellschaft entnommen sind. Der Wahlspruch des Herrnhuthers ist: komm und sieh! d. h. urtheile über die Gemeinde, wie du sie nach dem Durchleben ihrer inneren und äußeren Zustände fühlest und nach diesem Gefühle findest!

Damit hängt die Gleichgültigkeit gegen die dogmatischen Spitzfindigkeiten und Confessions-Unterschiede zusammen —

das lutherische und reformirte Bekenntniß werden als besondere Arten und Weisen, den Glauben auszudrücken, oder bloße „Tropen" und gleichgültige Formunterschiede neben dem mährischen „Tropus" in der Brüder-Unität in Eine Linie zusammengestellt — ja die Gleichgültigkeit gegen allen Maaßstab geht so weit, daß selbst die Bibel für unnütz erklärt wird.

Die Stimmung des Gemüthes ist das Eins und Alles, was die Herrnhuther verlangen, und auch sie darf keine Art eines tieferen Gegensatzes zur Grundlage haben oder aus dem Kampf eines solchen Gegensatzes hervorgegangen seyn. — Die Herrnhuther verabscheuen deshalb die Gewaltsamkeit und Anstrengung des Bußkampfes, welchen die Pietisten als das Zeichen eines wahren Christen betrachten — nicht einmal elegisch soll die Stimmung des Gemüthes seyn, obwohl der einzige Gegenstand, mit dem sich der Herrnhuther beschäftigt, die Wunden Jesu sind, von welchen am Ende selbst nur die Seitenwunde, das „Seitenhöhlchen" übrig bleibt: idyllisch vielmehr soll das Leben und die Stimmung der vereinigten Brüder und Schwestern seyn. „Mit der Heiligung und Nachfolge Jesu, sagt Zinzendorf*), ist es nicht viel und nur ein Kinderspiel, ob die Sache gleich in der Welt den Concept einer großen Vollkommenheit hat." Der Herrnhuther erlebt auf seinem Heilswege nur idyllische Freuden, die Wunden, an

*) Seine „sieben letzten Reden, so er vor seiner am 17. August erfolgten abermaligen Abreise nach Amerika gehalten." Büdingen 1742. p. 28.

denen sich Jesus zu Tode geblutet, sind für ihn kein Gegenstand des ergreifenden Schauers, sondern eine liebliche Augenweide; alle Sinne möchte er anstrengen und strengt er im Enthusiasmus wirklich an, um ihre Lieblichkeit und ihren Reiz zu genießen: sie sind ihm in jeder Hinsicht der höchste Gegenstand des Genusses. „Es müsse noch dazu kommen in der Gemeinde, sagte einer der General-Aeltesten *), daß nichts mehr soll gesprochen werden als von Wunden, Wunden, Wunden."

Wenn wir darstellen wollten — und die Darstellung dieser Verirrungen gehörte wirklich dazu, dieß System in seinen letzten Consequenzen zu zeigen — wie dieser Cultus des Seitenhöhlchen in alle Lagen des menschlichen Lebens übergetragen wurde, welche Bedeutung ihm sogar für die Ehe gegeben wurde, welche Form der Cultus des Herrnhuthers im „blauen Cabinet" annahm **), so würden uns die bestehenden positiven Bestimmungen über literarische Mittheilungen hindernd entgegentreten.

Wir erwähnen nur noch, daß der Graf so consequent war, nach der Grundanschauung seines Systemes auch die Lehre von der Dreieinigkeit umzugestalten. In einigen sei-

---

*) Siehe: das entdeckte Geheimniß u. s. w. von Alexander Volck. Frankfurt und Leipzig 1750. p. 394.

**) Siehe z. B. zuverlässige Beschreibung des nunmehro ganz entdeckten Herrenhutischen Ehe-Geheimnisses. Von Heinr. Joach. Bothe. Frankf. und Berlin. 1751. 2 Theile.

ner Gemeindereden *) hat er diese Umgestaltung in seiner gewöhnlichen barocken Beredsamkeit als nothwendig zu rechtfertigen gesucht. Das Ganze kommt darauf hinaus, daß er Jesum unsern „Special-Vater" nennt, „den Amtsgott der ganzen Welt, dem der Vater und der heilige Geist als Gehilfen ministriren."

Den heiligen Geist macht Zinzendorf an einem andern Orte **) zu einem Bilde, zu einem Bilde aber, von dem er angelegentlich bemerkt, daß es „wesentlich, nicht allegorisch zu verstehen ist." Er nennt ihn „die Mutter" in der heiligen Dreieinigkeit.

An einer Gemeinde, deren Leben nur ein idyllisches Spiel war, könnte man vielleicht die Energie, mit der sie ihre Ausbreitung betrieb, auffallend finden. Allein ihr weltliches Gegenbild, die Gemeinde der geßnerischen Schäfer verbreitete sich gleichfalls reißend schnell über die ganze civilisirte Welt, sie gewann sogar eine noch weit größere Ausbreitung und eine Herrschaft, wie sie die Brüder-Unität nie besessen hat. Das Räthselhafte dieser Erscheinung löst sich aber auf, wenn wir bedenken, daß eine der Hauptrichtungen jener Zeit auf den ursprüng-

*) Siehe z. B. Fresenius, bewährte Nachrichten von herrnhutischen Sachen. 1747 — 1751. I., 137.

**) περὶ ἑαυτοῦ p. 65.

lichen Naturzustand losging, in welchem der Geist der Fesseln der alten Bildung los und ledig seyn könne. Die Brüdergemeinde war nur eine beiläufige und zwar die religiöse Form dieser Empörung gegen die Cultur und hatte daher auch nicht die Ausbreitung, deren sich die weltliche Schäfer-Gemeinde erfreute.

Ihre Bemühungen um das Seelenheil der Heiden waren nicht einmal bedeutend, noch weniger von einem Erfolge begleitet, der der Rede werth genannt werden könnte. Wir können sie höchstens als die späte Nachzahlung einer Schuld betrachten, zu welcher sich der Protestantismus, der bisher um die Heiden eben nicht sehr besorgt gewesen war, verpflichtet glauben konnte; sie blieben aber ein höchst nutzloser Versuch in einer Zeit, die gegen die Religion allmählig gleichgültig geworden war und die andern Welttheile, auch die heidnischen Reiche derselben bald mit ganz anderen und wirksameren Mitteln für die moderne Cultur gewinnen sollte.

Jedes Wort über den Einfluß, welchen das herrnhuthische Wesen auf die Bildung und Richtung des menschlichen Geistes hat, über die Naturen, die sich ihm zur Noth allein ergeben können, über die Schichten der menschlichen Gesellschaft, in welchen es allein die Seinigen finden kann, wäre vom Ueberfluß. Wir geben nur noch einige Bemerkungen über die Haltungslosigkeit, die dem Charakter des Grafen eigen war, und dem Mann, der jetzt noch eine religiöse Gesellschaft stiften will, eigen seyn muß. Der innerlich wahrhafte Charakter wird jetzt nicht mehr auf den Ge-

danken kommen, eine neue religiöse Gemeinde zu stiften, und wer sich für diesen Gedanken enthusiasmirt, wird zuletzt auf Charlatanerie und die kleinlichsten Intriguen angewiesen seyn, um sich durch die geregelten und prosaischen Verhältnisse der neueren Zeit hindurch zu winden.

An Renomistereien hat es Zinzendorf nicht fehlen lassen. Wir erinnern z. B. an die Art und Weise, wie er in dem Schreiben an die theologische Facultät zu Leipzig den Fall mit seiner Braut Theodore von Castell, die er an den Grafen von Ebersdorf abtrat, weil sie für diesen passe und er dagegen Alles Jesu opfern müsse, einen „gar seligen und wahrhaften Gewissensfall" nennt. Es ist sogar leicht möglich, daß Zinzendorf diesen Fall mit seiner Braut später etwas ausgeschmückt habe, um in ihm einen Beleg für die Grundsätze zu besitzen, denen er in seiner Ehe-Gesetzgebung folgte.

Wie rabulistisch ist es, wenn er seine Gegner vor die Gerichte fordert oder sie auf die Ergebnisse obrigkeitlicher Untersuchungen verweist. Einmal erbot er sich gar an die Potentaten, einundzwanzig Punkte zu beweisen, worauf ihm Baumgarten bemerklich machte, er hätte besser gethan, wenn er an einen Buchhändler wegen des Verlags einer weitläufigen Schrift geschrieben hätte.

Eine Komödie seiner Eitelkeit war es, wenn es nicht zugleich auf das große Vermögen des Mannes, den er für die Gemeinde gewann, abgesehen war, als er nach Stralsund läuft und eine Hauslehrerstelle im Hause eines Kaufmanns übernahm, nachdem er schon seit acht Jahren

als Prediger seiner Gemeinde vorgestanden hatte. Welch' eine Ausflucht ist es, wenn er sagt, „er habe Niemand kriegen können", als man von ihm einen Lehrer für jenes Haus vorgeschlagen haben wollte!

Mit seinem Stande treibt er eine Coquetterie, die einem Verehrer des Lammes am wenigsten geziemt. Auf Reisen z. B. wechselt er öfters seine falschen Namen und behält er überhaupt ein geziertes Incognito bei, als sey die Situation, in der er sich als Missionair befindet, mit seinem eigentlichen Stande nicht im Einklang. Dabei verschmäht er es aber nicht, den Reichsgrafen zuweilen durchblicken zu lassen. Als er z. B. während seines Hauslehrerlebens in Stralsund vor dem Prediger-Collegium ein Colloquium bestehen sollte, um die gesetzliche Erlaubniß zu predigen zu erhalten, hatte er den Stern und das Ordenskreuz auf der Weste nicht vergessen, und als man ihn fragte, ob er denn wirklich, wie man Grund zu vermuthen habe, Zinzendorf sey, ließ er sich zu dem Theater-Coup herab, den Rock aufzuknöpfen und die Herren Pfarrer durch den Anblick des Sterns zu überraschen.

So pflegte er es aber gewöhnlich einzurichten. Wenn er sich das einemal damit groß wußte, daß er den Reichsgrafen verläugnete, suchte er seinen theologischen Gegnern das anderemal durch die Erinnerung an seine Stellung im heiligen römischen Reich zu imponiren.

Ohne heimlichen Vorbehalt ging es in seinen Unterhandlungen mit den Obrigkeiten, theologischen Facultäten und Kirchenvorstehern nie ab, wenn er sich mit ihnen gut

zu stellen wünschte. Bald darauf, wenn er sieht, daß man auf seine Illusionen nicht lebhaft genug eingeht und sich nicht so, wie er wünscht, über die Differenzen täuscht, wird er erstaunlich aufdringlich, erklärt er den Krieg und betheuert er sogar, er habe nicht im entferntesten daran gedacht, eine Kirche, die dem „heiligen Kreuzvolke" bald unterliegen müsse, um Schutz, Protection und Reception der mährischen Kirche zu bitten. Nur Eines von den vielen Beispielen! An Burg, Consistorialrath und Inspector zu Breslau, hatte er mit einem honigsüßen und schmeichelhaften Billet Unterhändler abgeschickt, die sich mit ihm über eine Vereinigung der lutherischen und mährischen Kirche besprechen sollten. Burg macht ihm aber zu viel Bedenken und Schwierigkeiten, sogleich droht er ihm in einem zweiten Schreiben (vom März 1744) mit der Ueberlegenheit des heiligen Kreuzvolks und als ihn nun Burg daran erinnert, daß die Ueberbleibsel der ehemaligen mährischen Kirche nur durch die allgemeine Erweckung, die in der lutherischen Kirche vorgegangen sey, wieder belebt und gestärkt seyen und bei ihrem Auszuge aus Mähren Nichts von einer vermeintlich uralten Verfassung mitgebracht hätten, da geht der Herr Graf in einem dritten Schreiben so weit, die Propositionen, die er vorher hatte machen lassen, geradezu und auf das plumpste zu desavouiren*).

Als er 1742 während seines Aufenthalts in Amerika seinen Grafenstand öffentlich niederlegte, gab er als einen

---

*) Fresenius a. a. O. II., 231.

der Gründe auch den an, „damit durch die üble Behandlung, die er als ein Diener Jesu zu erdulden habe, der gräflich zinzendorfischen Familie fernerhin kein Tort geschehe." Das heißt doch das christliche Gebot der Selbsterniedrigung richtig befolgen!

Den prententiösen frommen Grafen können wir zwar als ein natürliches Product seiner Zeit begreifen, wir werden es auch anerkennen, daß er der Richtung, welche der Fortschritt zu seiner Zeit einschlug, nicht fremd war und neben ihr sein kirchliches Gebäude aufrichtete; — unserm menschlichen Selbstgefühl wird er aber dennoch immer fremd bleiben, weil er die Elemente seiner Zeit, statt sie in freier Schöpferkraft weiter zu verarbeiten und menschlicher zu gestalten, in den Betsaal und in die Klosterzellen einer timiden religiösen Gemeinde einsperren wollte. Zu den menschlichen Heroen, zu den Eroberern und Befreiern gehört er nicht: in deren Nähe wird uns, wie wir sogleich die Erfahrung machen werden, ganz anders zu Muthe.

§. 13.

Edelmann.

Johann Christian Edelmann ist im Jahre 1698 zu Weißenfels geboren. Sein Vater war der Lehrer der herzoglichen Pagen, zugleich bei dem Herzoge Kammermusicus und wurde späterhin herzoglicher Secretär. In Jena, wo er 1720 — 1724 die Theologie studirte, machte er sich, wie einer seiner Studiengenossen später mit erschrecklichen Klagen über getäuschte Hoffnungen berichtet, durch Fleiß, durch sein freies jugendliches Aussehen, durch die glückliche Organisation und Heiterkeit seines Geistes und feine Sitten bemerklich. Nachdem er — bis zum Jahre 1730 — als Informator zweier Grafen in Niederöstreich und einige Zeitlang in deren Gefolge in Wien gelebt hatte, begab er sich nach Sachsen zurück. Während der nächsten zwei Jahre, die er wieder als Hauslehrer in der Familie eines rohen sächsischen Landgeistlichen zubrachte, studirt er die Schriften Arnolds und Dippels und entscheidet sich gegen das kirchliche

System, d. h. gegen die Geistlichkeit, ihre Dogmatik und die geistlichen Mittel ihrer gnädigen Herrschaft. Soweit war es mit seinem Gegensatze gegen die kirchliche Lehre gediehen, als er die Stelle eines Hauslehrers bei den Kindern des Grafen Calenberg in Dresden annahm und von hier aus in die religiösen Bewegungen der Zeit hineingezogen wurde. Zinzendorf wird mit ihm in Dresden bekannt, erkennt in ihm den feurigen und unternehmenden Geist, der seinen Plänen nützlich seyn könne, bietet ihm sein Herz und sein Haus an und bewegt ihn, nach Herrnhuth zu gehen. Edelmann nahm den Antrag an, konnte sich aber natürlich nicht lange mit einem Manne Eins fühlen, dessen bizarres Pabstthum dem weiterstrebenden Geiste unerträglich seyn mußte. Er entzweit sich mit dem Pabste, erklärt sich gegen „alles hochgräfliche Apostoliren" — (noch im Jahre 1738 fordert ihn der Graf in einem Briefe zu einer „öffentlichen Attaque" heraus, einer Aufforderung, welcher Edelmann erst nach mehreren Aufreizungen im Jahre 1741 mit seiner Schrift „Christus und Belial" Folge leistet) — und begibt sich in eine neue Verbindung, zu welcher seine erste Schrift, die „unschuldigen Wahrheiten*)" Anlaß gegeben hatten.

Durch die ersten Hefte dieser „Wahrheiten" war er nämlich bei den Separatisten im Reiche, besonders in Frankfurt am Mayn bekannt geworden. Andreas Groß, der mit dem Berlenburger Bibelübersetzer, Johann Friedrich Haug

*) Das erste Heft erschien 1735, das letzte (No. 15.) 1743.

in genauer Freundschaft stand, beruft ihn zu demselben nach Berlenburg, um an der Uebersetzung der Bibel Antheil zu nehmen. Er folgte diesem Rufe mit allen Freuden, da er damals für die Bibel noch alle Hochachtung hatte; als ihm aber der „Berlenburger Bibeldrechsler,“ wie er ihn nachher nennt, ohne sein Wissen während des Drucks seine Uebersetzung des zweiten Briefs an Timotheus, der Briefe an den Titus und Philemon geändert hatte, da er sich also „in der Freiheit seiner Gedanken unvermuthet aufs neue eingeschränkt sah,“ entschloß er sich (im Jahre 1737) „diesen kleinen Päbstlein ihre heiligen Grillenfängereien allein zu lassen.“ Er blieb noch fünf Jahre in Berlenburg, wandte sich anfangs zu den Inspirirten, trennte sich aber auch von ihnen, nachdem er den „tückischen Rock,“ ihren Häuptling, der in seinen Inspirationen auf das gehässigste seine Privat-Absichten und Meinungen durchzusetzen suchte, durchschaut hatte. Das Resultat seiner Kämpfe mit sich selbst und mit den Secten theilte er in den beiden Schriften, die im Jahre 1741 erschienen, öffentlich mit. In seiner „Göttlichkeit der Vernunft“ führte er aus, daß die Vernunft allein das allgemeine Wesen sey — er hatte sich indessen mit Spinoza bekannt gemacht — und in seinem „Moses mit aufgedecktem Angesicht“ erschütterte er das Ansehn der Bibel. Der Graf Casimir, welcher Berlenburg zu einer wahren Colonie von Sectirern gemacht hatte, starb indessen, sein Nachfolger ließ die größtentheils unvermögenden Fremdlinge auf Anrathen mißgünstiger Räthe über Gebühr abschätzen und Edelmann, da er den Freunden, von deren

Unterstützung er lebte, nicht zu sehr zur Last fallen wollte, sah sich gezwungen, seinen bisherigen Zufluchtsort zu verlassen. Er begab sich nach Hachenburg auf dem Westerwalde, wo er unter dem Schutze des Grafen George zwei Jahre lebte. In Neuwied, wo er sich nachher aufhielt, wurde ihm von dem Consistorium ein Glaubensbekenntniß abgefordert, er übergab es — eine kühne und rücksichtslose Abschwörung des Christenthums und aller Religion — sah sich aber, als wider die gegenseitige Uebereinkunft das Consistorium das Bekenntniß unter der Hand verbreiten ließ und verfälschte Abschriften circulirten, gezwungen, seine Sätze mit Erläuterungen — im Jahre 1746 — herauszugeben. Um dem Sturm, den die Geistlichkeit gegen ihn beschwören würde, zu entgehen, verließ Edelmann Neuwied und hielt sich abwechselnd an verschiedenen Orten Norddeutschlands — am längsten in Altona — auf. Unter anderm war er ein Paar Tage bei der Liebenburg im Hochstift Hildesheim bei einem Freunde, dem „ehemaligen gütigen Wirthe des muntern Dippel *)" zu Gaste. Auf dieser Wanderung schrieb Edelmann außer dem „Evangelium St. Harenbergs" — der Berichtigung eines schmähenden Zeitungsartikels über sein Leben, den er dem Probst Harenberg zuschrieb — „die erste Epistel St. Harenbergs an J. Chr. Edelmann ihrem vornehmsten Inhalt nach von demselben beantwortet 1747," eine Kritik der gegen ihn gerichteten und in Briefen abgefaßten Schrift des Probst Harenberg: „die gerettete Reli-

*) Ev. St. Harenb. p. 33.

gion." Wenn das Glaubensbekenntniß Edelmanns seine rücksichtsloseste Schrift gegen die Religion ist, so kann diese Kritik der ersten Epistel des heiligen Harenbergs die rücksichtsloseste und glänzendste Vertheidigung des Pantheismus genannt werden. Unsere Alt-Hegelianer, die nicht den Muth hatten, sich zu gestehen, daß ihr System im Grunde der Pantheismus sey, würden vor Schrecken vergangen seyn, wenn ihnen zugemuthet worden wäre, auch nur Eine der Wendungen Edelmanns mitzumachen.

Seit dem Jahre 1747 hielt sich Edelmann bei seinen Freunden in Berlin auf — als Trinius 1759 sein Freidenker-Lexikon herausgab, befand er sich noch daselbst — außer der Anwort auf den hämischen Angriff Süßmilchs gab er aber Nichts mehr in den Druck. Für seine Person hatte man ihm Sicherheit versprochen; seine Lehre aber und seine Bücher waren noch der Aufsicht der Policey unterworfen.

Später verließ er auch Berlin wieder und starb auf dem Gute eines Baron von Cossel im Holsteinischen, der ihm endlich in seinem Hause eine sichere Freistatt eröffnet hatte.

Die Gegner Edelmanns waren unvorsichtig genug, seine Lebensweise, daß er „unstät und flüchtig" umhergetrieben werde, als Beweis anzuführen, daß er vor Gott verworfen sey. Er konnte dagegen ruhig auf seine allmählige Entwicklung verweisen, auf die Verfolgungen, die er damals schon erlitten habe, als er mit dem bestehenden System noch nicht völlig gebrochen hatte, endlich auf seine Schriften, in denen er verschieden von seinen Gegnern die Personen nur dann in ihrer Blöße darstellt, wenn er ihre Sache tüchtig zerrieben hat.

Im dreizehnten Heft seiner unschuldigen Wahrheiten *) lieferte er den zaghaften Separatisten, mit denen er bisher gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, eine glänzende Schlacht — in einer ungemein gründlichen Ausführung kritisirt er nämlich alle Wendungen, die sie aufboten, um ihn vom Weitergehen und einer kühneren Entwickelung abzuhalten. Im vierzehnten Hefte dagegen gab er eine Charakteristik des orthodoxen Systems **), von der man sagen kann, daß sie die Spitze der Opposition gegen dasselbe bildet, so weit sie sich da nämlich ausbilden kann, wo der Gegner mit dem System, gegen welches er kämpft, sich nur darüber streitet, wie der Gegenstand, den sie beide anerkennen, aufzufassen sey. Er bekämpft in diesem Hefte die orthodoxe Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen, seine

*) Es erschien wie das vierzehnte im Jahr 1738.

**) Siehe besonders p. 20 — 120.

Bemerkungen gegen das Princip und die Quelle dieser Lehre sind oft fürchterlich kühn — fürchterlich wenigstens für diejenigen, die sich fürchten, in die Widersprüche ihres Systemes einen Blick zu thun — oft treffen sie fast wörtlich mit den Wendungen der neueren Kritik zusammen. Das Ganze würde vollendet seyn, wenn Edelmann nicht nach seinen bedeutenden Anstrengungen wieder in den Kreis der Sprache und Vorstellung, aus dem er seine Gegner herausheben will, selbst zurückfiele.

Einen außerordentlichen Notizenschatz, den er sich aus den Schriften der Apologeten selber, aus einer Reihe mystischer Schriften, aus Encyklopädieen, Reisebeschreibungen und den Journalen seiner Zeit zusammengerafft hatte, benutzte Edelmann, um die stolze Ausschließlichkeit der orthodoxen Geistlichkeit zu beunruhigen: er erschreckte sie durch flüchtig hingeworfene Zweifel gegen die traditionelle Ansicht von der Zeit der Abfassung der heiligen Schriften beider Testamente, durch Citate aus den Kirchenvätern, — Citate, die den Stolz auf das Alterthum mancher orthodoxen Formel unsicher machen sollten, — durch Notizen aus den Reisebeschreibungen, welche die bisherige Vorstellung von dem Verhältniß der orthodoxen Symbolik zu der heidnischen verwirrten; — wenn jene Zweifel, Combinationen und Bemerkungen ihm nicht ursprünglich angehörten, wenn er sie oft nur wild und unordentlich zusammenwürfelte, so ist doch die Anstrengung, mit der er sie im Verlauf seiner Schriften hin und her wendet, um mit ihrer Hilfe

den Weg zur Freiheit zu finden, als außerordentlich, selbst als eine neue Erscheinung zu bezeichnen, die wüste Zusammenstellung wird außerdem durch überraschende Lichtblicke, die ihm allein angehören, unterbrochen und endet nicht selten mit einer reinen und selbstständigen Entwicklung, die classisch genannt werden kann.

Es ist wahr, Edelmann war „unstät und flüchtig" — in einer Zeit aber, wie wir sie bisher haben kennen lernen, in einer Zeit, deren werthlose Güter den Mächten und Leidenschaften angehörten, die wir in den vorhergehenden Abschnitten dargestellt haben, kann es einem Mann nicht Schande machen, wenn es ihm unmöglich war, einen Platz zu finden; es macht ihm auch keine Schande, wenn er auf einen solchen Platz freiwillig Verzicht geleistet hatte.

Edelmann hatte nicht nur mit zahllosen theologischen und philosophischen Gegnern zu kämpfen: er war auch seines Lebens nicht sicher und seine sogenannten wissenschaftlichen Gegner verschmähten es nicht, die untere Volksmasse gegen ihn aufzubringen. Seine Lebensbeschreibung, die er selbst abgefaßt, die in Einem Exemplar, in seiner Handschrift, sich bis jetzt erhalten hat und in der nächsten Zeit gewiß durch den Druck bekannt gemacht werden wird, gibt über die Machinationen seiner Gegner genauen Aufschluß.

Fast ausgestoßen aus der Gesellschaft blieb Edelmann männlich, fest, innerlich und in seinen äußern Benehmen sicher. Die Heiterkeit und Munterkeit des Geistes verließ ihn nicht einen Augenblick und zu der Härte und Ver-

schlossenheit seiner Zeitgenossen bildet es einen wohlthuenden Gegensatz, ihn nicht nur von der „Munterkeit des Gemüths" und von der „heitern Vernunft" sprechen zu hören, sondern auch diese Heiterkeit und Munterkeit in den Wendungen seiner Schriften wirklich anzutreffen.

Die Angriffe seiner Gegner machten ihn nur immer heiterer. „Wie derjenige, sagt er einmal *), billig ein besonderes Quartier im Narrenhospital verdienen würde, der einen gesund gewordenen Lahmen einen Verächter der Krücken heißen und ihn als einen unbändigen und ausgelassenen Menschen bei der Welt blamiren oder wohl gar sich bei der Obrigkeit über ihn beschweren wollte, daß er nicht mehr wie die übrigen Krüppel aufziehen wollte," so wisse er fast nicht mehr, wie er von seinen Gegnern denken solle, die ihn deshalb anklagten, weil er nicht so verschlossen und befangen wie sie seyn wollte.

Edelmann schrieb immer schonungslos, seine Rücksichtslosigkeit mußte seinen Gegnern oft fürchterlich vorkommen, aber ihre Zudringlichkeit war auch groß genug.

*) Göttl. d. Vern. p. 10.

An Wendungen, die seine Ueberlegenheit über die christlichen Apologeten beweisen, ist Edelmann unerschöpflich reich. Als Beweis führen wir nur einige aus seiner Verantwortung gegen die Stillen im Lande an, mit denen er damals noch in Verbindung stand und die an seinem Styl — also auch an dem Inhalt der beiden letzten Hefte — des eilften und zwölften — seiner unschuldigen Wahrheiten Anstoß genommen hatten *) — wir führen diese Wendungen um so mehr an, da sie unsterblich genannt werden dürfen, also auch jetzt noch gegen die Biedermänner gelten, die den Pelz, ohne ihn naß zu machen, waschen wollen.

Die Stillen im Lande hatten sich an seinen harten, schonungslosen Worten geärgert und ihm bemerklich gemacht, die bitterste Wahrheit könnte doch in Worten vorgetragen werden, die das religiöse Gefühl der Leute schonten. „Hat man aber, fragt Edelmann, an den bloßen

*) Unsch. Wahrh. Heft 13. Vorrede, „von den bisherigen Falis dieser Schriften" p. 30. folgdd.

Worten, mit denen diese Gräuel ausgedrückt werden, einen Ekel, warum nicht an der Sache selber? Warum soll man diese noch vertuschen und nicht vielmehr mit Worten bezeichnen, die den gerechten Abscheu vor ihr erwecken? Man soll das Kind nicht aus dem Bade werfen? Aber wenn es ein häßlicher Wechselbalg, ein Kobold ist? Soll man sich unnützerweise damit plagen, es zu verschönern? Soll man sich fürchten, den Geist der Lüge ja nicht aus der Wiege zu werfen? Unsere Feinde haben das Herz, der Wahrheit mit den alleremspfindlichsten Worten zu schaden, warum sollen wir uns fürchten, da wir für die Wahrheit kämpfen? Sie müssen vielmehr einsehen lernen, daß wir unserer Sache gewiß sind und all ihr Wesen, wodurch sie Andern so formidable und erschrecklich vorzukommen vermeinen, nur de bagatelle tractiren. Soll sich nun die Wahrheit vor den Lügen erst verkriechen und Confiscation und Fiscal scheuen? So darf keine mehr geschrieben werden; denn der Teufel wird keine passiren lassen, die seinem Reiche Abbruch thut. — Man will eben das, was ich sage, mit andern Worten gesagt haben? Das ist, deutsch zu reden, nicht wahr. Denn will man eben das mit andern Worten sagen, warum läßt man nicht lieber die ersten stehen? Will man ihnen aber ein Mäntelchen umgeben, so wird nicht eben das mit andern Worten gesagt und man zeigt eine heimliche Furcht, daß man das Erste überhaupt nicht sagen will. — Man sagt, es sey noch nicht Zeit, aufzuräumen; weil man nämlich selbst noch nicht innerlich auf-

geräumt seyn will und auch mit unter das Auskehrigt zu gerathen besorget. — Gott werde schon selber, sagt man weiter, Platz machen; jeder solle nur vor seiner Thüre kehren und sich um andere nicht so sehr kümmern; Gott werde schon den Gräueln ein Ende machen; gerade eben so, als ob ein König überall selbst die Schweine und Hunde aus dem Wege peitschet, wenn die Unterthanen die Ehre seines Besuches genießen sollen. — Früher, bemerkten die stillen Freunde Edelmanns, habe er gemäßigter geschrieben: ein Keil, antwortet er, der erst angesetzt wird, braucht keinen solchen harten Schlag, als einer, der schon tief sitzt, er macht auch kein solch Loch, als einer, der schon bis über die Hälfte eingedrungen, da knackt und prasselt freilich Alles, was nicht weichen will und dennoch muß. — „Ja mein Lieber, mit Prasseln und Spalten werdet ihr Nichts ganz machen:" ich will aber auch kein Secten-Flicker seyn, viel weniger will ich einen albernen Baumeister abgeben, der auf die alten Trümmer ein neues Gebäude aufführe. Jetzt habe ich, wie Jeremias, keinen andern Beruf, als daß ich ausreißen, zerbrechen, zerstören und verderben soll alles, was nur Orthodoxie und falscher Gottesdienst, pharisäische Theologie und falsche Mystik ist und heißt. — „Man schadet aber mit diesen harten Ausdrücken andern, wichtigeren Wahrheiten;" allein keine Wahrheit kann die andere in ihrer Wirkung hindern, wo sie anders eine Wahrheit ist. Im Gegentheil! Entkräftet man eine Wahrheit durch gelinde und den Gräuel der Sache nicht so nachdrücklich ausdrückende Redens-Arten, so hindert man dadurch nicht

nur diese sondern die andern Wahrheiten in ihrer gehörigen Kraft und Wirkung. — Und welche Wahrheit ist wohl jetzo die nöthigste und nützlichste? Die Erkenntniß der falschen, d. h. jedweder, der orthodoxen und der mystischen Theologie! — Die Wahrheit muß einmal durchdringen, rumpantur ut ilia Codro und wenn Alles darüber zerbersten soll. — „Deine Worte sind aber zuweilen willkührlich;" sie sind nicht weiter willkührlich, als so weit es in meiner Macht stehet, unter denjenigen, die zur Natur der Sache gehören, die nachdrücklichsten auszulesen. Und standen sie denn immer bloß in meiner Willkühr? Wie wollt ihr denn wissen, wie mir damals zu Muthe gewesen, da ich eben das geschrieben, ob's eben just in meiner Macht gestanden, diesen oder einen andern Ausdruck zu erwählen? Wann aber Simson seinen Feinden schaden will, so geht er nicht erst hin und fragt seine furchtsamen Brüder um Rath, ob er auch darf oder wie ers anstellen solle, daß es nicht zu criminell herauskomme, sondern er thut aus freier Willkühr, was er meinet, das seinen Feinden am meisten schaden könne. — Ihr tadelt mich der „eigenen" Expressionen halber: wisset aber, daß diejenigen, die ihr mir am meisten getadelt, darum nicht mein eigen seynd, weil sie der Sache zukommen, von der ich sie gebraucht. — Ihr heißt meine Expressiones ferner unfruchtbar; das gebe ich zu in Ansehung eurer. — O, betrügt euch nicht mit thörichten Ausflüchten, ihr armen Leute, als wolltet ihr sagen, ihr hättet genug wider euch selbst zu streiten und dürftet nicht erst draußen mit Andern Krieg anfangen! Strittet ihr in Wahr-

heit wider euch selbst, so würdet ihr eure Gemächlichkeit und Menschenfurcht bestreiten. — Man muß es — das ist unsere erste Pflicht — mit der Lüge verderben; man darf sie nicht mit Bescheidenheit tractiren. — Ich verdrehe keinen Grundtext oder entkräfte denselben durch neu ersonnene sogenannte philosophische, aber in der That recht läppische Paraphrases und Umschreibungen, wie die werthheimer Bibel thut. — Ehrlich währt am längsten! Verdrießt's auch der Welt, daß man sie nicht schont, so bleibt doch allemal ein heimlicher Stachel im Herzen übrig, der sie mit der Zeit schon empfindlich genug rühren wird. — Es ist mir leid, daß ich nichs nicht ärger gemacht, noch machen können, will versuchen, ob es ein andermal besser angehen will." —

Seine Entwickelung, die die Zahl seiner Gegner vermehrte, trieb ihn in der That immer weiter, bis er mit seinem Glaubensbekenntnisse auftreten konnte, von welchem er selbst sagt, daß es seine „lieben annoch fest gläubigen Brüder mehr ein Bekenntniß seines Unglaubens als ein Glaubensbekenntniß nennen werden *)."

*) Gl. Bek. p. 322.

„Ich endige hier eine Schrift, sagt er in der „Schluß-Rede an alle Wahrheit-liebende Herzen teutscher Nation," die vielleicht mancher unter euch, im geheimen schon längst gewünscht, zur Zeit aber wohl noch nicht gehofft hatte. Vielleicht ist es die letzte. Darum erlaubt mir, zu meiner Vertheidigung noch ein Paar Worte mit euch zu sprechen. Mein Gewissen überzeugt mich, daß weder Muthwillen noch Frevel, noch irgend eine unerlaubte Absicht mir jemals die Feder in die Hand gegeben. Ich bin ohne mein Denken und wider meinen Willen dazu genöthigt worden. Man hat ein schriftliches Glaubensbekenntniß von mir begehret. Man hat meines Herzens Gedanken in Sachen die Religion betreffend von mir wissen wollen. Als ein ehrlicher Mann war ich verbunden, die Wahrheit zu sagen und keinen Heuchler abzugeben. Mir war das Sprüchwort nicht unbekannt, daß man denen, die die Wahrheit geigen, den Fiedel-Bogen um den Kopf zu schlagen pflegt: allein, weil man die Wahrheit von mir wissen wollte, mußte ichs darauf ankommen lassen und meiner gerechten Sache trauen *)."

Der Probst Harenberg gab ihm, wie bemerkt, Gelegenheit, noch zu guter Letzt, ehe er, nicht erschöpft, sondern nur durch die Mißgunst der Verhältnisse und die allgemeine Verschlossenheit gezwungen aus der Oeffentlichkeit zu-

*) Ebend. p. 323.

rücktrat, sein Meisterwerk der Polemik zu schreiben: „die erste Epistel St. Harenbergs."

In dieser Schrift hat das Princip Spinoza's seinen lebendigsten und abgerundetsten Ausdruck gefunden. Die Leichtigkeit, mit welcher sich Edelmann in diesem Streit mit Harenberg hin und her bewegt, wie er sich ruhig seinen Angriffen stellt und sie mit einer überraschend leichten, mit einer witzigen und geistreichen Wendung zurückschlägt, dann aber auch wiedereinmal durch einen kühnen Schlag seinen Gegner in Verwirrung setzt — diese Leichtigkeit beweist, daß hier das spinocistische Princip seine strategische Kunst vollendet hat.

Wir sehen uns gezwungen, statt Edelmann selbst sprechen zu lassen, die hauptsächlichsten seiner Wendungen nur im Allgemeinen anzugeben.

Harenberg hatte ihm bemerklich gemacht, daß er ja selber Gott einen Verstand und Willen und ein Vermögen sich zu offenbaren zuschreibe. Allerdings, erwiedert ihm Edelmann, thue ich das, aber ich thue es nur da, wo Gott wirklich Verstand und Willen geäußert hat. Edelmann setzt hierauf auseinander, wo diese Aeußerung zu finden sey.

Eine andere Frage sey es aber, ob Gott, weil er in seinen Offenbarungen Verstand und Willen geäußert habe, beides auch in seinem Ganzen zuzuschreiben sey *).

Den bestimmten Aeußerungen, setzt hierauf Edelmann

---

*) Ep. St. Har. p. 11. 12.

auseinander, sey daher als solchen keine Absolutheit beizumessen *). Gott offenbare sich durch alle seine Werke: man müsse daher zugestehen, daß sich Gott durch die Verfasser der Bücher des alten und neuen Testaments wirklich und wahrhaftig offenbaret habe, aber man müsse den Schriften anderer Völker und Zeiten die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie nicht ohne Offenbarung des göttlichen Wesens entstanden seyen.

Das sey aber ein sehr großer Unterschied, ob eine Offenbarung, die Gott in seinen Werken auf eine oder die andere Weise blicken lasse, wahr und wirklich und ob sie richtig sey, ob in einer Offenbarung das ganze Wesen hervortrete, oder ob sie nur eine bestimmte Aeußerung enthalte **).

Edelmann hatte nicht die Absicht, die alte Dogmatik durch eine neue zu ersetzen, ebensowenig war er gesonnen, gegen die Anhänger des alten Systems Gewalt zu gebrauchen und sie zur Freiheit zwingen zu wollen, — und er hatte über diese seine Absicht ein sehr klares Bewußtseyn. Er war seines Grundsatzes so sicher, daß er einmal den Probst Harenberg mit besonderer Komik behandelt, indem er den Vorwurf desselben beleuchtet, daß er „die Lehrform seiner Brüder umwerfen wolle, um eine neue aufzustellen." „Sie gerathen auf einmal, ruft er Harenberg zu,

*) Ebend. p. 13.

**) Ebend. p. 69 — 71

in eine Furcht, daß Ihnen die Haut schaudert, und allem Ansehen nach haben Sie diese priesterliche Stellung deswegen angenommen, daß ich mich mit Ihnen auch fürchten soll, allein Sie werden mir nicht übelnehmen, wenn Sie mich in einer ganz andern Stellung antreffen; denn ich kann mich des Lachens nicht enthalten, wenn ich an die Ursache denke, die diese Furcht in Ihnen erweckt haben soll." Er setzt hierauf mit großer Sicherheit und vieler Laune den Grundsatz auseinander, daß er als ein Freund der Freiheit jedem es frei stelle, nach welcher Form er sich formen lassen wolle, daß er aber auch „die Freiheit der Gedanken an ihm und seinen Brüdern viel zu lieb habe," um auf den Einfall zu kommen, sie in eine neue Lehrform einzuzwängen *).

Mit gleicher Leichtigkeit vertheidigt sich Edelmann gegen den Vorwurf, daß er „mit oft verhandelter Waare auftrete." Er fragt Harenberg *), was er denn wohl thue, ob er etwa im Fach der Entdeckungen stark sey, oder mit seinen Genossen die Abwechslung liebe und im Stande sey, seiner und seiner Genossen Erfindsamkeit durch neue Wendungen außer Zweifel zu setzen.

Er fragt den armen Harenberg weiter, ob er und seine Genossen wohl anders als wider ihren Willen gestattet haben, daß Waaren seiner Gattung neben der ihrigen aus-

---

*) Ebend. p. 162.

*) Ebend. p. 162.

gelegt werden dürfen; er macht ihm bemerklich, daß also seine Waaren eben nicht so oft haben verhandelt werden dürfen, als er die Leute glauben machen wolle; er führt ihm zu Gemüthe, weshalb er, der Probst Harenberg, mit seinen Genossen Gegner des freien Handels sey, und bietet ihm dann endlich den grausamen Vergleich an, er solle ihm dieselbe Freiheit lassen, die er ihm gönne, sie wollten dann ruhig abwarten, für welche Waare die Liebhaber sich entscheiden würden, „und durch den verschiedenen Geschmack der Käufer sich in ihrem Handel nicht irre machen lassen."

Von einer Einführung der Philosophie in die Theologie wollte Edelmann nichts wissen. Die demonstrative Modephilosophie und die „wissenschaftliche Theologie" seiner Zeit bekämpfte er mit gleicher Strenge wie das rein orthodoxe System; seine Polemik wird fast rasend, wenn er gegen Wolf und dessen theologischen Anhänger Reinbeck auftritt. Die Leidenschaftlichkeit seiner Polemik gegen Wolf ist daraus zu erklären, daß er damals, als er sich gegen die Philosophie der „besten Welt" erklärte, gerade in der unklarsten Epoche seiner Entwicklung stand und namentlich der mystischen Ansicht von der Materie und der Welt ergeben war *).

Dennoch war er selbst damals in mehreren seiner Bemerkungen gegen Wolf nicht unglücklich: gegen die philoso-

*) Im dritten Anblick seines Moses mit aufgedecktem Angesicht. 1740.

phische Bestimmung von der besten Welt, welcher auch die Dichter der damaligen Zeit huldigten — „verschiedener Welten-Riß lag vor ihm ausgebreitet, singt Haller, und alle Möglichkeit war ihm zur Wahl bereitet, allein die Weisheit ging auf die Vollkommenheit, der Welten trefflichste erhielt die Wirklichkeit" — erklärt er sich nicht nur mit der Verachtung, die der Mystiker gegen die Materie empfindet, sondern auch schon mit der Superiorität, mit welcher der Spinocist den Gedanken einer Wahl bestreitet.

Die Philosophie, bemerkt er im Allgemeinen gegen Wolf, sey nicht die Magd, mit der es der frühere hallische Professor und Herr Reinbeck zu thun haben. „Es zeuge nicht für Wolf, daß die Leute, die ihn anfangs verfolgten und als einen wahren Philosophen zu betrachten schienen, als sie ihn des Landes verwiesen, auf einmal eine ganz andere Stimme führten und sogar ihre Predigten nach seiner Lehrart einrichteten." „Nimmermehr würde er zu Marburg wieder angekommen seyn, nachdem er einmal als Atheist aus Halle verwiesen worden, wenn er nicht sein System nach ihren Satzungen einzurichten und ihre Artikel mit in den nothwendigen Zusammenhang seiner besten Welt zu bringen sich bemüht hätte." „Dieser Dienst sey zwar an sich important genug, schicke sich aber vor den Adel einer wahren und ächten Philosophie ganz und gar nicht *)."

Ein Schmeichler war Edelmann nicht, so wenig als

*) a. a. O. p. 110. 117. 118. 128. 140.

zum Hofdienst seiner Zeit geboren. Wie er „die Freiheit der Philosophie" und den „Brotdienst," zu welchem Wolf sich verdungen habe, unterschieden wissen will, so protestirt er dagegen, daß die Schmeichler der Großen der Erde als Philosophen gelten sollen. Als ein Beispiel der unwürdigen Wegwerfung seiner selbst und des Verraths an der Wahrheit erwähnt er das „ekelhafte Gedicht" Voltaire's, welches dieser auf den Regierungsantritt Friedrich II. verfertigt hatte und Edelmann während des Abschlusses seines „Moses" in dem hamburger Correspondenten mitgetheilt fand. Voltaire rühmt in diesem Gedichte den Augenblick, in welchem endlich die bisher von den Heuchlern unterdrückte Wahrheit wieder ans Licht käme: „eine elende Wahrheit muß es seyn, antwortet Edelmann *), die sich vor einer solchen ohnmächtigen Mißgeburt, als die Heuchelei ist, nicht eher recht ans Licht zu kommen getrauet, als bis sie einen weltlichen Fürsten zu ihrem Schutzherrn hat. Die Wahrheit ist selber Schirm und Schild und weiß sich schon Platz zu machen unter ihren Feinden." Es sey läppisch, als wäre etwas Funkelnagelneues und bisher Unverhofftes eingetreten, pathetisch auszurufen: es herrscht ein Philosoph! denn „ein wahrer Philosoph herrscht allezeit mitten unter seinen Feinden, wann er gleich keine Krone trägt **)."

Was Edelmann war und seine edle Ungebundenheit zu bedeuten habe, werden uns auch seine Gegner lehren.

*) Ebend. 3, 149. 150.

**) Ebend. p. 161.

Wir erwähnen zuerst den Probst Süßmilch, der gemein genug war, auf der Kanzel und in einer Schrift den Himmel, das Volk und die Obrigkeit zu beschwören, den Feind aller Religion, der bei seinen Freunden in Berlin eine Zufluchtsstätte gesucht hatte, von neuem ins Elend zu jagen. Süßmilch war so gemein, daß er die Aeußerungen Edelmanns über den Schmeichler Voltäre, seinen Protest gegen den Franzosen, der Friedrich II. als Image de Dieu in seinem Gedichte gepriesen hatte, seine verächtliche Behandlung der Fürsten, die er nicht als Herren, sondern nur als Diener des allein königlichen Weltwesens bezeichnet wissen wollte, also Aeußerungen in einer Schrift, die schon vor sieben Jahren erschienen war, benutzte, um das Gewitter auf den Feind der Kirche und der bürgerlichen Gesellschaft zu beschwören.

Eine Stelle aus der Predigt, die er bald nach der Ankunft Edelmanns in Berlin gehalten hatte, wird uns zeigen, daß die damalige geistliche Polemik eben so aufdringlich wie die heutige ist und sich von dieser nur dadurch unterscheidet, daß sie mit ihrem Gegenstande und ihrem Publicum etwas familiärer umging. Nachdem er vor dem Verführer, „der sich in diesen Tagen auch zu uns eingeschlichen," gewarnt hat, fährt er fort: „Ihr werdet wissen wollen, wen ich meine, und ich finde mich verbunden, euch solchen zu nennen und ihn kennbar zu machen. Es ist solches der berüchtigte und greuliche Mensch, Namens Edelmann. Ich gehe von meiner Gewohnheit ab, indem ich ihn nenne, aber ich gestehe, daß meine Geduld ein Ende

habe, wenn ich an dieses Kind des Verderbens, an diesen abtrünnigen und falschen Judas gedenke. Ich bin bisher stille gewesen, ob mir schon nicht unbewußt war, daß er durch seine hiesigen Anhänger seine Schand-Schriften ausstreuen ließ. Da aber dieser Feind aller göttlichen und vernünftigen Wahrheiten sich auch persönlich hier eingefunden hat, da er in dieser Gemeinde wohnet, da er hier Sicherheit sucht, nachdem er im ganzen römischen Reich fast nicht mehr sicher gewesen ist und von dem Reichs-Fiscal überall soll aufgesuchet worden seyn; da ich selbst auf der Straße gehöret, wie man ihn vertheidigt, da ich auch gewiß weiß, daß man ihn in allen Gesellschaften sucht bekannt zu machen und ihn in die Häuser einzuführen: so muß ich auch öffentlich euch alle dafür warnen und euch um Gottes willen, um der so theuern Wahrheit und um eurer eigenen Seele Heil willen bitten und flehen, so wohl seinen als seiner Anhänger schleichenden Umgang zu meiden und euch der Lesung seiner Schriften zu enthalten. Ich bezeuge euch vor Gott, nach der Wahrheit, daß ich seines gleichen noch nie gesehen oder gehöret. Ich kenne alle Feinde alter und neuer Zeiten, ich habe alle ihre Schriften gelesen, aber noch nie habe ich ein solch Ungeheuer lästerlicher Meinungen bemerket. Zwar sagt er Nichts Neues *)" — doch genug! Wir wollen nicht Wendungen und Worte hören, deren

*) Die Unvernunft und Bosheit des berüchtigten Edelmanns durch seine schändliche Vorstellung des obrigkeitlichen Amts aus seinem Moses dargethan von Joh. Pet. Süßmilch, Königl. Preuß. Consist. Rath und Probst. Berlin 1747. p. 5 — 8.

Bekanntschaft wir machen können, ohne daß wir es nöthig hätten, uns in die Vergangenheit zu begeben.

Es ist aber nicht zu ändern, — der Herr Probst läßt es uns ganz heimathlich zu Muthe werden, wenn er die „Unvernunft und Bosheit" Edelmanns weiter straft. „Was gehet dich, Fremdling, ruft er ihm zu, der König von Preußen an?" *). Als ob er ihm, wenn er kein Fremdling wäre, eine größere Freiheit gestatten würde! Als ob er nicht auch in diesem Falle an die Policey appelliren würde! Die Policey muß ihm in jedem Falle zur Hilfe kommen: „wie kann, fährt er in seinem christlichen Eifer fort, wie kann ein solcher Lästerer in einer Republik geduldet werden? Ein Mensch, der so viel Dreistigkeit oder vielmehr Tollkühnheit schon gehabt hat, daß er Majestäten lächerlich, ja verächtlich gemacht, daß er wirklich regierende Könige kritisiret, wie er es an Sr. Majestät dem Könige von Preußen gethan hat: was wird der nicht ferner vermögend seyn, zu bewerkstelligen? Wie leicht könnte er unter einem Volke eine innerliche Gährung anrichten? **). Kurz, Edelmann — so lautet der Schluß des geistlichen Gutachtens — ist in der bürgerlichen Gesellschaft nicht zu dulden."

Edelmann beschwichtigte den Sturm durch sein „schuldigstes Danksagungsschreiben an den Herrn Probst Süßmilch vor dessen ihm unbewußt erzeigte Dienste ***)" Er

*) A. a. O. p. 23.
**) A. a. O. p. 67.
***) 1747. 2 Bogen.

würde ihm doppelten Dank schuldig seyn, sagt er in diesem würdig geschriebenen Sendschreiben, wenn er das, was er gegen ihn sagen wollte, auf eine Art gesagt hätte, daß er seine brüderliche Liebe und Sorgfalt wenn nicht für seine Seele, doch aber wenigstens für seinen Leib daraus hätte erkennen können, da nun aber das Gegentheil notorisch sey, so habe er ihm auch weiter Nichts zu danken, als daß er ihm Gelegenheit gegeben habe, seine Unschuld darzulegen. Er gesteht ein, daß „in seiner bisherigen, sonderlich früheren Schreibart bei vielen theuern Wahrheiten, die er vorgetragen, eine gewisse Rauhigkeit, ein unsern gesitteten Zeiten unangenehmes Feuer, eine sehr vielen Menschen unverdauliche Härte, mit Einem Worte etwas ihm selber Mißfälliges herrsche," er müsse aber zugleich dem Herrn Probst zu bedenken geben, daß er redlicher gehandelt haben würde, wenn er auch die Schriften berücksichtigt hätte, die nach dem Moses erschienen waren und gerade die angeklagten Punkte berichtigen.

Edelmann sagt einmal, die Atheisten hätten ihre Gegner noch lange nicht so behandelt, wie dieselben „meritiret;" daß er Recht hat und der rücksichtsloseste Styl des Kritikers — davon abgesehen, daß er niemals aufhört, human zu seyn — immer noch milde ist in Vergleich mit der Schaamlosigkeit und Gemeinheit der Leute, gegen die er gerichtet ist, beweist Süßmilch und beweisen die andern Gegner Edelmanns.

Baumgarten (in Halle) hat mehreremal gegen Edelmann disputiren lassen; so im Jahre 1739 über eine Dissertation von der Kindertaufe. In dieser Abhandlung ist, nach Pratje's Berichte „bewiesen worden, daß auch die Kinder des Glaubens fähig sind, unerachtet kein Bewußtseyn des Glaubens bei ihnen statt findet, und daß nach dem Ausspruche und Zeugnisse der Bibel einige Kinder wirklich den Glauben gehabt haben."

„Bewiesen worden!" So leicht wurde es den gestrengen Herren, einander genug zu thun! Keine Wendung der Gegner Edelmanns ist so schlecht, so lahm, so lächerlich, daß sie nicht von den Freunden der guten Sache der Offenbarung als ein entscheidender Sieg gepriesen würde. Jede der „schrift- und vernunftmäßigen Betrachtungen der allerheiligsten Lehren" der Kirche, die von allen Seiten den „abscheulichen Vergehungen" Edelmanns entgegengesetzt wurden, sie mag noch so elend ausgefallen seyn, findet Pratje *) von so großem Gewicht, daß die Lästerungen des Gottesläugners dagegen immer zu leicht befunden werden.

Eine der Hauptschriften wider Edelmann, „die Wahrheit und Göttlichkeit der Hl. Schrift und der christlichen Religion" (2 Bände 1748) ist von ihrem Verfasser, dem hamburgischen Senior, Friedrich Wagner, würdigem Vorgänger Götzens, dem zweiten präsidirenden Bürgermeister

*) In seinen „historischen Nachrichten von J. Chr. Edelmanns, eines berüchtigten Religionsspötters Leben, Schriften und Lehrbegriff." Hamburg. 1755.

Hamburgs gewidmet. Die Zuschrift an den Herrn Bürgermeister ist eine würdige Einleitung zu einer theologischen Apologie und ein Beispiel, wie die Geistlichkeit vor der policeilichen Gewalt kroch, um sie für ihren Zweck, die Unterdrückung jeder Regung des Freiheitsgefühls, in einer günstigen Stimmung zu erhalten. „Was ich so lange gewünscht und gehofft, beginnt die Zuschrift an Seine Magnificenz, auch wirklich gesucht und vorgehabt, aber durch mannichfaltige Umstände wider meinen Wunsch und Willen vorhin verhindert worden, das kommt nun endlich zu meinem nicht geringen Vergnügen noch zur Wirklichkeit.“ Er habe es immer schon im Sinne gehabt, Sr. Magnificenz seine wahre Hochachtung und seine schuldige Dank-Begierde öffentlich an den Tag zu legen; einmal, (bei der Herausgabe des dritten Theils seiner Sammlung auserlesener Kanzelreden) habe er die nahe Hoffnung gehabt, seiner Verbindlichkeit nachzukommen, aber zu seinem nicht geringen Mißvergnügen habe er sich durch eine Krankheit verhindert gesehen, seine Pflicht zu erfüllen; auch nachgehends sey seine Hoffnung wiederum getäuscht worden; jetzt aber könne er sein längst gehegtes Vorhaben ins Werk setzen: er weiß aber auch und ist schaamlos genug zu sagen, warum er jetzt gerade das Glück hat, seinen Wunsch endlich erfüllt zu sehen oder vielmehr selbst zu erfüllen. Er dankt nämlich seiner Magnificenz für den besondern Antheil, den Sie an dem Beschluß eines hochweisen Raths hatte, wonach die Schriften Edelmanns für das hamburgische Gebiet verboten wurden; er ermahnt Dieselbe, Sie möge es aus seiner Widerlegungsschrift

ja entnehmen, daß der Lehrbegriff dieses Freigeistes nicht nur die Grundwahrheiten aller Religion umstürze, sondern auch „daneben zugleich" alle Grundsäulen der Ruhe des gemeinen Wesens erschüttere, auch alle Bande der menschlichen Gesellschaft zerreiße; die Magnificenz werde daher gewiß Alles, so viel an Ihr ist, dazu thun, daß die gräulichen Schriften des Religions-Spötters unterdrückt würden, die um so gefährlicher seyen, da sie „in deutscher Sprache" abgefaßt sind. „Der Herr segne, heißt es am Schluß, alle Dero weise Bemühungen zum Besten unsers hamburgischen Zions!"

Und was ist der Inhalt der ganzen Wagnerschen Schrift? Die Ausführung eines Einfalls, den der Verfasser selbst einen „unvermutheten" nennt *), daß aus dem einzigen Spruch: „es wird das Scepter nicht von Juda weichen," da er eben so unläugbar dem Erzvater Jakob von Gott eingegeben, wie in Christo erfüllt sey, die Wahrheit und Göttlichkeit der h. Schrift und der christlichen Religion sicher und unbestreitbar hervorgehe.

Wenn solche Einfälle die gute Sache der Offenbarung retten sollten, durften es freilich die weltlichen Magnificenzen und Herrschaften an ihrem höchstweisen Beistand nicht fehlen lassen!

Edelmann mochte es seinen Gegnern noch so oft und noch so stark sagen, daß ihr System ohne den Schutz des weltlichen Arms den Angriffen der „aufgeklärten Vernunft"

---

*) I. 25. 26.

nicht wiederstehen könne, sie glaubten es nicht. Wenn sie noch so sehr vor der weltlichen Macht krochen und die Obrigkeit und ihren Schutz anflehten, so meinten sie doch nur zu fordern, was die weltliche Macht um Gotteswillen zu thun schuldig sey. Ihre Selbsttäuschung wurde noch durch die Selbstgenügsamkeit und Rohheit ihrer Vorstellungen unterhalten. Kann es z. B. etwas Roheres geben als die Art und Weise, wie Herr Johann Meyer, Nachmittagsprediger in Bernstadt in seiner Schrift: „die närrische Welt in ihrer Narrheit oder entdeckte Quellen der Atheisterei und Freidenkerei" *) die Narrheit der Atheisten beweist? Weshalb sind die Atheisten Schwachköpfe?

„1) Sie begeben sich der Vortheile, die sie als vernünftige Menschen haben könnten, und machen sich dem unvernünftigen Vieh gleich.

2) Sie binden mit Gott als einem Stärkeren an.

3) Sie laufen mit dem Kopfe wider ganz starke Mauern z. E. die Religion, das Wort Gottes, die göttlichen Geheimnisse.

4) Sie laboriren an einer Krankheit des Hauptes.

5) Sie läugnen etwas, das allen Vernünftigen gar zu deutlich ins Auge fällt.

6) Sie reißen dasjenige nieder, was mit Mühe erbauet worden.

7) Sie schaden sich selbst.

---

*) 1752. 2 Alphab. 6 Bogen in 4to.

8) Sie zerstören alle gute Ordnungen und führen eine ungezäumte Freiheit ein.

9) Sie thun Nichts mehr, als was der dummste Mensch thun kann."

u. s. w. u. s. w.

Eine Polemik von dieser Art konnte nicht ohne Strafe bleiben, sie strafte sich selbst; sie war ihre eigene Strafe.

Wenn ein Standpunkt in den Männern, die auf alle Vortheile ihrer Zeit Verzicht leisteten und äußerlich gedrückt seyn wollten, um nur ihrem Geiste einige Freiheit zu verschaffen, nur Wesen sah, die sich dem „unvernünftigen Vieh" gleich machten, so verrieth er, daß er nicht mehr fähig war, die Entwickelung seiner Zeit zu beherrschen. Die Männer, die auf diesem Standpunkt sich befanden, kannten ihre Umgebung nicht mehr und wußten noch weniger, wo es mit den Bewegungen, die sie um alle Besinnung und Mäßigung brachten, hinaus wollte.

Gegen Edelmann hatte die Orthodoxie der früheren Zeit zum letztenmale sich in ihrer ganzen Starrheit zusammengenommen; die Anstrengung war für sie zu groß: sie fiel noch im Augenblick des Kampfes erschöpft zusammen.

Indem sie sich noch vollkommen sicher glaubte und immer noch das alte System eines Hutterus und Quenstädt zu seyn meinte, war eine vollständige Veränderung mit ihr vorgegangen. Derselbe Pratje, der alle Wendungen, die in den hundert Gegenschriften von seinen Colle-

gen gegen Edelmann vorgebracht waren, nicht nur lobt, sondern mit vollkommener Ueberzeugung richtig nennt, glaubt am Schluß seines Werks noch immer der alte Pratje zu seyn, wenn er des Reimarus „vornehmste Wahrheiten der natürlichen Religion" seinen Lesern „nicht genug anpreisen zu können" meint *). Reimarus ist also der letzte Bundesgenosse des Bremischen „General-Superintendens." Pratje ruft des Himmels Segen auf des Reimarus Werk herab: er wußte nicht, welchen Feind er damit selbst zu den bevorstehenden Kämpfen weihte.

Spinoza hatte sein Princip mit der Weltanschauung überhaupt, gegen die er auftrat, aber noch nicht gegen die einzelnen Vorstellungen, die ihn umgaben und feindlich genug umgaben, in Kampf versetzt. Die Substanz, die er bekannte, flieht zwar nicht den Kampf, aber sie will mit Einemmale siegen; sie ist zu sicher, daß Alles Bestimmte in ihrem Abgrund absorbirt werden müsse, um ihr Geschäft im Einzelnen zu treiben. Ueber ihr Engros-Geschäft meidet und verachtet sie den Detailhandel. Sie ist ihrem Wesen nach kritisch, aber zur Ausarbeitung zu starr; ihre Leidenschaft ist gegen alles Bestimmte gerichtet und doch ist sie — vermeintlich und in ihrer stolzen Sicherheit — zu edel, um sich mit dem Bestimmten wirklich zu befassen und

*) p. 353 — 356.

von ihm zu zeigen, daß es an seiner Schranke seinen eigenen Feind besitze.

Das Wahre an der Sache ist aber in der That nur das Eine, daß sie außer sich kommen und in Leidenschaft gerathen würde, wenn sie die Kritik ins Einzelne führen wollte. Sie würde auch deshalb leidenschaftlich, wild und rasend werden, weil sie sich nur in unkritischen Hypothesen bewegen würde, in Hypothesen, die ihrem Gegensatze keinen wesentlichen Schaden thun könnten. Sie, die vermeintlich klare, reine, durchsichtige Substanz würde endlich, wenn sie den Versuch machen wollte, sich verständig auszusprechen, beweisen, daß sie zum Theil die Voraussetzungen ihres Gegensatzes theile.

Was Spinoza noch nicht oder nur gelegentlich gethan hatte, führte Edelmann aus, der von Geburt an, durch seine Erziehung, durch seine ganze Bildung und anfängliche Bestimmung dem Gebiete angehörte, welches er mit dem spinocistischen Princip in Kampf versetzte und er führte es in der ganzen unklaren Form aus, die von seinem Princip zu erwarten war. Natürlich konnte es bei seiner ursprünglichen Kraft so wie bei der Gewalt seines Princips nicht an zahllosen Lichtblicken fehlen, die sogar erst eine spätere Zeit würdigen konnte.

Wenn wir daran denken, wie Edelmann bald nachdem die anderthalb hundert Gegenschriften seiner Gegner erschienen waren, seit dem Jahre 1760 so völlig vergessen wurde, daß er unserer Zeit kaum noch dem Namen nach bekannt war, so könnte es scheinen, daß sein Auftreten fast erfolglos genannt

werden könnte. Allein er ward nur vergessen, weil sein Gegensatz — durch seine Bemühungen — der folgenden Zeit fast ganz aus dem Gedächtniß verschwand und die Weltanschuuung auch innerhalb der theologischen Systeme sich vollständig veränderte. Er wurde vergessen, weil die folgende Zeit nicht seine Stärke, sondern seine Schwäche, seine Unklarheit sich aneignete; er gerieth in Vergessenheit, weil an die Stelle seiner rhapsodischen und springenden Kritik eine andere treten sollte, die wenigstens ex professo ihr Werk betrieb.

Seine Schwäche sollte erst in der Aufklärung zur Herrschaft gelangen, ehe sie ihre gründliche Beurtheilung fand, und Wolf war es, der in seinem System die Herrschaft dieser Schwäche begründete.

§. 14.

Wolf.

Großer und heroischer Thaten, die einen anderen Zweck hätten als das Interesse des Egoismus oder die Lust an chimärischen Unternehmungen zu befriedigen, sind die Menschen dieses Zeitalters nicht fähig. Selbst die Abentheurer, die des sogenannnten alltäglichen Maaßstabes für die menschlichen Handlungen spotten, in der Diplomatik giganteske Pläne entwerfen und die Gestalt Europa's umzuwandeln drohen, beweisen durch die Ideenlosigkeit ihrer Entwürfe die Härte und Verschlossenheit dieser Zeit. Die Verstoßenen und Geächteten, die den Kerker der Orthodoxie allerdings durchbrachen, zeugen mit ihrem elenden Loos für die herrschende Engherzigkeit und sind mit sich selbst noch nicht so weit fertig, daß ihr Kampf mit der rohen Dummheit die Form künstlerischer Freiheit hätte annehmen können. In der Poesie endlich setzten die Koryphäen der Zeit, die Pietsch, Besser, Heräus und Brockes ihre Aufgabe darein, daß sie

das Leben der Höfe, ihrer Nachbarn und der Natur sclavisch beschrieben und höchstens für die gewöhnlichen Ausdrücke umschreibende und ungewöhnliche Redensarten setzten. Oft begnügten sie sich mit den Ausdrücken des gewöhnlichen Lebens und glaubten sie schon zu dichten, wenn sie nur Worte, Wendungen und Vorstellungen, die solcher Mühe nicht werth waren, in das Band des Alexandriners geschnürt hatten. Handlung, Charakter, menschliche Situationen waren in der Poesie noch nicht zu finden.

Wolf trat aus seiner Zeit nicht heraus; desto besser war er dazu geeignet, auf sie einzuwirken. Einen Geist, der von einem höhern Standpunkte aus sie zu ergreifen vermocht hätte, konnte sie nicht ertragen und nicht erzeugen. Wie die Pietsch, Besser und Brockes in ihren Versen keine neue Welt schufen, die als ein Zeugniß von der Freiheit des Geistes die Räthsel dieser Welt gelöst hätte, sondern die Dinge, die an den Höfen, in der nachbarlichen Wirthschaft und in der Natur zu finden sind, eigentlich nur benannten, so hat Wolf die Vorstellungen des Lebens, ohne sie zu deuten, nur in Gedankenformen umgesetzt d. h. mit allgemeineren Worten nur benannt.

Ist aber dieses Verdienst, da die wolfischen Arbeiten sich nicht auf die gewöhnlichen Gegenstände der Hof-, Natur- und Gelegenheits-Dichtung bezogen, sondern auf die höchsten und als göttlich verehrten Dinge des Lebens richteten, also auch die Dinge, die man bisher mit stumpfer Verehrung zu betrachten gewohnt war, den Deutschen zum erstenmale leicht behandelbar machten, schon sehr groß, so

ist es noch größer, da Wolf durch den Gebrauch der deutschen Sprache die freiere Beschäftigung mit diesen Dingen den Deutschen zu einer Sache, die ihnen gleichsam angeboren sey, und die Philosophie zu einer deutschen Angelegenheit machte — und außerordentlich wird dieß Verdienst dadurch, daß Wolf die ganze Welt der menschlichen Vorstellung in seine Philosophie aufnahm, also auch für die neuere Zeit jenen Kampf einleitete, welcher das Schicksal des ganzen Systems der menschlichen Vorstellungen entscheiden sollte.

In dieser Beziehung sind auch Wolfens bekannte Schicksale — die Verfolgung durch die Pietisten, seine Ungnade am Hofe und seine Vertreibung aus Halle — epochemachend, die Anerkennung seiner Bedeutung, das Zeichen des Umschwungs, der jetzt in der deutschen Welt sich vorbereitet, und ein Signal für die Kämpfe, die der Umwandlung der Philosophie aus einer gelehrten Kastenbeschäftigung in eine deutsche Volks-Angelegenheit folgen mußten.

Die Cabinets-Ordre vom 8. November 1723, welche die hämischen Intriguen der hallischen Pietisten einem Könige abgelistet hatten, der sich auf nichts weniger als auf die Würdigung höherer geistiger Bestrebungen verstand und eine Collision mit dem Kirchenglauben gelöst zu haben meinte, wenn er ihren Urheber „binnen acht und vierzig Stunden bei Strafe des Stranges aus seinen Landen“ verwies, machte ein ungeheures Aufsehen und begründete den europäischen Ruf Wolfens als des Vorkämpfers für die Freiheit und Unabhängigkeit der philosophischen Forschung. Seine

öffentliche Anerkennung war schon vor seiner Verweisung aus den preußischen Staaten gesichert, Peter der Große hatte ihn nach Petersburg zu ziehen gesucht, in Wien bemühte man sich, ihn für die projectirte Akademie zu interessiren, der Landgraf von Hessen-Cassel hatte bereits vorher Schritte thun lassen, ihn für Marburg zu gewinnen. Jetzt war das Schicksal seiner Philosphie entschieden, sein System unwiderruflich zur allgemeinen deutschen Sache erhoben und acht Tage, nachdem die berliner Cabinetsordre unterschrieben war — den 15. November — wurde das landgräfliche Schreiben unterzeichnet, welches ihn nach Marburg berief.

Wolf benahm sich bei der Katastrophe männlich und seiner Sache würdig, während sich die Pietisten mit einer Schmach bedeckten, die ewig auf ihnen bleiben wird. Der hämische trockne Lange hatte schon vorher heimlich das Feuer geschürt; als Wolf 1721 bei der Niederlegung des Prorectorats in einer Rede über die praktische Philosophie der Chinesen unter andern den Satz aufstellte, es könne ein Volk auch ohne den Glauben an einen Gott rechtschaffen, ordentlich und glücklich leben, wurde gegen ihn auf den hallischen Kanzeln gepredigt; um zu ihrem Zwecke zu gelangen, mußte sich die theologische Facultät zuletzt hinter ein Paar pietistische Generale stecken und dem König in Berlin vorstellen lassen, daß seine theuer erkauften Recruten ihm nicht mehr sicher seyen, wenn Wolfs „fatalistische Lehre" ihnen zu Ohren kommen würde; als endlich der Syndicus der Universität dem ungehört Verurtheilten den Cabinets-

befehl zustellte und ihn befragte, was er nun zu thun gesonnen sey, ließen ihm die edlen und biedern Theologen zugleich eröffnen, daß sie für ihn eine Fürbitte einlegen wollten*). Wolf erwiderte aber dem Syndicus, daß er nicht willens sey, sich zu des Königs Diensten zu drängen, hatte in Zeit von zwölf Stunden das preußische Gebiet verlassen, da er wohl wußte, daß die Theologen nur durch einen völligen Widerruf von seiner Seite zu befriedigen waren, und Franke sah nun „mit großer Bewegung und zum Lobe Gottes die Stelle an, wo er auf seinen Knieen Gott um Erlösung von dieser großen Macht der Finsterniß angerufen, die in ein wirkliches Bekenntniß der Finsterniß ausgeschlagen sey.“ „Er werde es lebenslang, schrieb er noch im Jahre 1726 in einem Gutachten nach Berlin, als eine Erfahrung bewahren, daß Gott Gebete erhöre, wenn vor der Menschen Auge keine Hilfe zu hoffen sey“**). Es scheint sogar an dem zu seyn, daß er wirklich ein Paar Tage nach der Vertreibung Wolfs auf der Kanzel das Wehe, welches in dem evangelischen Text über die zur Winterszeit fliehenden Schwangern und Säugenden gesprochen ward, auf Wolfs hochschwangere Frau bezogen hat.

Durch den Vorgang in Preußen zu offenen Angriffen gegen Wolfs System und seine Anhänger ermuthigt suchen

*) Gottscheds historische Lobschrift des Herrn Christian Wolf. Halle 1755. p. 66.

**) Büsching, Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen. I. p. 10.

nun die Theologen und Geistlichen die Universitäten, die sich von dem neuen Gift hatten anstecken lassen, zu purificiren.

Walch in Jena rast gegen die wolfische Philosophie und sinnt auf Mittel, sie zu vertreiben; noch im Jahre 1737 klagt Gottsched in einem Briefe an Reinbeck, daß unter die Studenten in Leipzig die Furcht gekommen sey, es werde keiner, der wolfische Philosophie gehört habe, in Sachsen ein Kirchen-Amt erhalten, daß daher nur Juristen und Auswärtige sich für die Vorlesungen über diese Philosophie interessirten, in Tübingen werden die Professoren, die von Wolf lernen wollen, verfolgt, und der dritte Theil der lateinischen Schrift des Professor Canz „über die Anwendung der wolfischen Philosophie in der Theologie" wird confiscirt; in Preußen selbst endlich wissen die Pietisten von Friedrich Wilhelm I. die Absetzung des Professor Fischer in Königsberg zu bewirken.

Die Angriffe der Theologen auf ein philosophisches System würden ihnen Ehre machen, wenn sie aus einem wissenschaftlichen Interesse, nicht aber aus der Furcht vor der Auflösung ihrer Kaste hervorzugehen pflegten und wenn die Art und Weise ihrer Polemik und die Haltung ihrer Gutachten weniger gemein wäre, als sie in der Regel wirklich ist. Ein philosophisches System mag noch so eng an die Religion sich anschließen, sein Stifter mag noch so aufrichtig seine Uebereinstimmung mit der Religion betheuern und sogar seinen Ruhm darein setzen, der Religion erst „mehrere Gewißheit" gegeben zu haben — Wolf schreibt unter Anderm im Jahr 1739 an seinen Anhänger Reinbeck, die

Engländer handelten von der geoffenbarten Religion so lächerlich, daß er Nichts mehr von ihnen lesen möge — die wahren Theologen lassen sich doch nicht bestechen und wissen die Illusion der Uebereinstimmung der Philosophie und Religion, je wahrere Theologen sie sind, d. h. je niedriger sie stehen, um so entschiedener zu zerstören. Da aber ihre Gesinnung bei diesem Werke schlechthin egoistisch und ihre Absicht nur auf die Sicherstellung ihrer Satzungen gerichtet ist, so machen ihre Anklagen nur dem System, dem sie schaden wollen, Ehre.

Noch mehr als seine eigenen Werke bezeugen die Anklagen der Theologen, daß Wolf wirklich ein Philosoph war. Als eines dieser Zeugnisse führen wir den Bericht an, den die theologische und philosophische Facultät zu Jena an die Universität und durch diese an den hochfürstlichen eisenachschen Hof auf allerhöchstes Verlangen unterm 6. December 1725 abstatteten. Dieser Bericht wird uns wie alle ähnliche jener Zeit Wolfen von seiner vortheilhaftesten Seite, die Gemeinheit der Facultäten und Universitäten aber in ihrer vollen Schaamlosigkeit zeigen.

Der Bericht klagt Wolfen an, daß er 1) „das wichtige Argument" für das Daseyn Gottes, welches von der Zufälligkeit der Dinge hergenommen werde, als betrüglich und sophistisch durchzieht, 2) auch bei den andern mehr aussetzet und den Atheisten einräumt, als mit der Wahrheit — d. h. dem theologischen Interesse — bestehen könne. 3) die Freiheit des göttlichen Willens setze er darein, daß Gott die beste Welt erwählt habe, ungeachtet er solche nach

seiner Meinung habe erwählen müssen. 4) Das Vorherwissen zukünftiger zufälliger Begebenheiten binde er an den nothwendigen Zusammenhang, hebe es also in der That auf. 5) nach seiner Ansicht hänge das Wesen der Dinge keinesweges von Gottes Willen ab, sondern sey allein im Verstande Gottes gegründet. 6) den weisen Zusammenhang der Dinge erkläre er dergestalt, daß er mit dem stoischen Fatum ganz übereinkomme. 7) die gegenwärtige im Argen liegende Welt gebe er für die vollkommenste und beste aus und das daran befindliche Böse nicht allein 8) für nothwendig und unvermeidlich, sondern auch für ein Mittel größerer Vollkommenheit, dadurch die Welt ein vollkommener Spiegel der göttlichen Weisheit werde; ja er behaupte, es sey dem göttlichen Willen gemäß, im übrigen aber nur eine Folge von den Einschränkungen und dem Wesen der Dinge, dem es „vor sich anhangen solle".

Die beiden Facultäten erinnern ferner daran, daß nach Wolfs Ansicht ein rechtschaffenes, weises und gerechtes Volk von Atheisten möglich sey, wie er an dem Beispiel der Chinesen zur Zeit ihrer Blüthe bewiesen zu haben meine. Sie klagen sodann darüber, daß er die moralische Freiheit des Willens aufhebe, also auch von der göttlichen Gerechtigkeit und Gütigkeit einen schlechten Begriff mache. Wenn er endlich das Vertrauen auf Gott bloß auf den „weislichen Zusammenhang der Dinge" gründe und als eine zufriedene Freude an dem schönen Zusammenhang des einen Dinges mit dem andern erkläre — wobei dann aber alle Klagen über die böse Welt oder andere Menschen, ja sogar über

den eigenen Zustand wegfallen müßten — so sey das ein fataler Trost von einem leidigen Himmel auf Erden.

„So mag auch ihm und seinen Anhängern, schließt der Bericht, die Freiheit zu philosophiren um so weniger zu statten kommen, da zumal eine vernünftige und erträgliche — d. h. den Theologen erträgliche — Freiheit im Philosophiren ihre gewisse, nicht zu überschreitende Schranke hat, dabei sich nicht geziemt, etwas wider Gott, die wahre Religion und gute Sitten, endlich auch wider die allgemeine Erfahrung — d. h. die Erfahrung der Theologen — vorzugeben und auszubreiten."

Die Gemeinheit offenbart sich endlich in ihrer ganzen Nacktheit, indem der Bericht sich über die gefährliche Nähe, ja Gegenwart des Wolfes in dem Schaafstall beklagt. Es sey notorisch, heißt es zum Schluß, und habe sich auch „zum Theil bei der gnädigst befohlenen Untersuchung" ergeben, daß auf herzoglicher Universität verschiedene Docenten der wolfischen Philosophie anhangen und solche, absonderlich die Metaphysik ohne und wider alle Erlaubniß, auch nachdem sie vernommen, wie mißfällig Ihro hochfürstliche Durchlaucht solches vernommen, mit nicht geringem Zulauf dociren und ausbreiten, obwohl doch die Herren Professores selbst zur Feststellung bewährter sonderlich auf die Religion mit einschlagender Principien auf das nachdrücklichste mit Eid und Pflicht angewiesen und verbunden sind, welches wenigstens ganz vergeblich seyn und zu der Professoren Spott gereichen würde, wenn den Magistern allerhand ohne Un-

terschied zu lehren und wohl gar die Professores zu refutiren, nachgelassen werden sollte.

Die wolfische Philosophie müsse daher als schädlich verabscheut werden und des Herzogs hochfürstliche Durchlaucht möge mit Rücksicht auf ein Hohes Beispiel demnach verfügen *).

Die Theologie ist aber noch niemals im Stande gewesen, ein philosophisches System, welches sie mit einer Revolution bedrohte, zu stürzen und ihre vollständige Umwandlung durch dasselbe zu verhindern. Die wolfische Philosophie drang unaufhaltsam durch, weil sie an der Zeit d. h. das orthodoxe System selbst dahin gekommen war, daß es sich in seiner sinnlichen Rohheit nicht mehr behaupten konnte und seine erste — seit der Reformation erste eingestandenermaaßen philosophische Uebersetzung in ein System von freien Reflexionen erfahren sollte.

In der Vorrede zu seinen „vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt und Seele des Menschen" **), sagt Wolf, es habe in diesen Materien bisher „an deutlichen Begriffen, gründlichen Beweisen und Verknüpfung der Wahrheiten mit einander gefehlet." Er habe daher vor allen Dingen dahin getrachtet, daß er von keinem Dinge reden möchte, davon er nicht einen deutlichen Begriff vorgebracht hätte." D. h. die Angabe des Begriffs wird

*) Ludovici, Historie der wolfischen Philosophie, I., 249—259.

**) Erste Aufl. 1719.

geliefert, ehe das Ding entwickelt wird, der Begriff ist demnach eine reine Voraussetzung, das Gegentheil der wissenschaftlichen und freien Entwicklung, eine Definition, die Nichts als eine Tautologie und statt des Begriffs die bloße Wiederholung der gewöhnlichen und populären Vorstellung ist, die von vornherein als richtige Vorstellung des Dinges feststeht. Die Angabe des deutlichen Begriffs gibt sich nur den Schein eine Entwickelung zu seyn. Aber selbst dieser Schein ist wichtig, da er doch immerhin wenn auch nur formell die Vorstellung in Gedanken verarbeitet und die Deutschen für die Gedanken-Arbeit bildete.

Ueberdieß, fährt Wolf fort, habe er sich beflissen, Nichts ohne Beweis d. h. Nichts anzunehmen, „was nicht vorher schon seine Richtigkeit erhalten." Die Beweisführung ist also auch nur ein Schein, eine Arbeit, welche die Sache nicht wesentlich berührt und in ihrem innersten Kerne nicht angreift, nicht Entwicklung eines Neuen, nicht Wachsthum der Wahrheit und Bildung eines Höheren und Weiteren, sondern nur formelle Wiederholung dessen, was schon vorher nicht etwa ausgemacht, sondern in der angegebenen Weise definirt, also auch nur vorausgesetzt war. Der Beweis ist nur Tautologie, die Wiederholung sogar einer Tautologie, da die Definition, auf die sich der Beweis gründet, an sich selber schon Tautologie war.

„Am allermeisten aber habe er darauf gesehen, daß alle Wahrheiten mit einander zusammenhingen und das ganze Werk einer Kette gleich wäre, da immer ein Glied mit dem andern und solchergestalt ein jedes mit allen zu-

sammenhängt" — ein Zusammenhang, den „die überall befindlichen Citationes" genugsam ausweisen würden. Die Einheit des Ganzen beruht also auf der Einheit der tautologischen Voraussetzung und auf der beständigen Wiederholung derselben oder sie ist nur die Einheit und Wiederholung derselben. So gering oder auch lächerlich oder ermüdend uns gegenwärtig diese Art von Einheit scheinen könnte, so war es doch sehr viel, ja für die Bildung unsers Volks ungeheuer viel, daß das ganze Universum in den Schein Eines Gedankens erhoben wurde. Klingt es ferner auch noch so naiv, wenn Wolf versichert und mit Recht versichern konnte, „er habe sich beständig angestellt, als wenn er von allen Dingen des Universum noch Nichts gewußt hätte, sondern sie erst durch Nachdenken herausbringen sollte", so ist es doch außerordentlich, daß die ganze Welt aller „möglichen" Dinge, wenn auch nur scheinbar — da ihr philosophischer Urheber sich nur so anstellt, als schaffe er sie — durchs Denken geschaffen wird. Die willkührliche, theologische Schöpfung ist damit von Grund aus, wenn auch zunächst nur im Princip als ein Unding und als ein Widerspruch gegen die Freiheit und Kraft des Gedankens beseitigt. Wolf hat für die Deutschen den Sturz der Theologie möglich, die Willkühr wankend gemacht und den Gedanken an das Wesen der Dinge erweckt. „Da die Möglichkeit, sagt er, das Wesen der Dinge ausmacht, dieses aber nothwendig ist, so verstehet es sich von selbst, daß weder durch Willen noch durch Macht etwas möglich werden kann. Es muß an und für sich selber möglich seyn."

Wenn aber auch der Wille und die Allmacht Gottes als zureichender Grund verworfen sind und das Wesen der Dinge als ihre Nothwendigkeit erkannt ist, so konnte dieser Anfang der eigentlichen Philosophie — d. h. einer Philosophie, die nicht mehr Privatsache einzelner genialer Denker oder der Schulen, sondern Angelegenheit eines Volks werden sollte — doch nicht sogleich eines Gottes entbehren, der „dasjenige, was möglich ist, durch Willen und Kraft" in Wirklichkeit umsetzen muß. Die innere Möglichkeit, das Wesen der Dinge hat Wolf in seiner Weise noch nicht fassen oder festhalten können.

Statt das Wesen zu erkennen, blieb er bei dem „Satz des Widerspruchs" stehen, daß „Etwas nicht zugleich seyn und auch nicht seyn kann", daß also „dasjenige möglich ist, was Nichts Widersprechendes in sich enthält". Da mit diesem Satze eigentlich Nichts weiter gesagt ist als: das Ding ist, was es ist, und dieser Satz auf den andern hinaus kommt, daß jedes das ist, was wir bereits von ihm wissen, daß es ist, oder vielmehr das ist, was die gewöhnliche Vorstellung von ihm voraussetzt, so wird das Ding auch in dem Zusammenhange gelassen, in welchem es derselben Vorstellung zu stehen scheint: — es bleibt dabei, daß es seinen Grund außerhalb seiner selbst hat. „Alles, was ist — so lautet nun Wolfens zweiter Satz — hat seinen zureichenden Grund, warum es ist." Dieser Grund zwar „ist das Wesen und die Möglichkeit des Dings", da aber das Wesen, weil jedes Ding (kraft des Satzes des Widerspruchs) als das aufgenommen wird, was es ist, d. h. wie

es für die Vorstellung isolirt ist, unentwickelt bleibt, da ferner die Verbindung des einen Dinges mit dem andern, weil jedes in seiner Isolirung gelassen wird, nur eine imagimäre und oberflächliche ist und endlich nur in der Einheit einer letzten Voraussetzung begründet seyn kann, so ist zuletzt Gott der allgemeine zureichende Grund.

Der Stolz der Theologie auf ihre übernatürliche Begründung könnte durch Nichts mehr beschämt werden als durch die Erfahrung, daß der philosophische Feind, den sie zuerst aus allen Kräften bekämpft und endlich überwunden zu haben meint, bald darauf ihr aus der Lebensgefahr helfen und die einzigen Stützen ihres Gebäudes liefern muß — wenn die Theologen nicht Menschen wären und gleich ihren Brüdern die Mahnungen der Geschichte überhörten.

Die Schwäche jeder Philosophie ist die theologische Phrase, in welche sie ihre Stärke einkleidet, und diese Schwäche, diese Phrase überläßt sie der Theologie — die mit diesem Nachlaß sich bereichert und, wie man sich ausdrückt, mit der Zeit fortschreitet — wenn sie einer neuen Umwandlung entgegengeht und sich immer wieder verändert, bis sie ihre reine menschliche Gestalt erreicht, in welcher sie von der theologischen Krankheit geheilt ist, also auch ihrer Widersacherin mit ihren Almosen keine feurigen Kohlen mehr auf das Haupt sammeln kann.

Wolf triumphirte über seine Feinde. Sogar Friedrich Wilhelm I. sieht sich gezwungen, dem Strome nachzugeben

und bemüht sich — obwohl vergeblich, da Wolf dem Frieden noch nicht traute — seit 1733 den Vertriebenen für Halle wieder zu gewinnen. Lange versucht es von neuem, das christliche Gewissen des Monarchen durch einen voluminösen Tractat zu rühren und überreicht denselben sogar persönlich. Allein dießmal hatte er sich in Berechnung der Zeitumstände versehen, der König setzt eine Commission von vier Predigern nieder und diese erklären sich — unter ihnen befand sich Reinbeck — für Wolf. Im Jahr 1739 mußten sich sogar die Theologen durch eine königliche Cabinets-Ordre das Studium der Philosophie und „einer vernünftigen Logik als z. B. Wolfens" anbefehlen lassen. Erst nach dem Regierungs-Antritt Friedrich II. ließ sich Wolf durch erneuerte Anträge zur Rückkehr nach Halle bewegen.

Wenn die folgenden Jahre bis zu seinem Tode — 1754 — im Ganzen für ihn in Ruhe verflossen, wenn seine Vorlesungen zuletzt weniger besucht waren, wenn ihn seine Gegner nur noch mit dem Vorwurf zu kränken wußten, daß er sich überlebt habe, so ist damit nur bewiesen, daß seine Sache gesiegt hatte. Er stand nicht mehr allein, sondern sein System hatte die Universitäts-Katheder, auch das theologische, erobert. Selbst den Frauen wurde es vorgetragen — der Professor Formey schrieb „die schöne Wolfianerin"*) — und als Fischer bei seinem Aufenthalt in Berlin einmal die Predigt Reinbecks besuchte, hörte er den Probst zu seinem Erstaunen den Satz des Widerspruchs

*) La belle Wolfienne.

und den Satz vom zureichenden Grunde, zu dessen Märtyrer ihn die Pietisten in Königsberg gemacht hatten, auf der Kanzel erklären.

Der Freiherr von Ickstädt brachte Wolfs System nach Bayern, sein Zögling, der Kurfürst Maximilian Joseph erhob den protestantischen Philosophen während seines Reichsvicariats nach dem Tode Kaisers Karl VII. in den Freiherrnstand und der Herr von Osterwald, dessen Bemühungen die Akademie zu München — im Jahre 1759 — ihre Gründung verdankte, hatte wie Ickstädt unter Wolf studirt.

Es dauerte nicht lange, so war der schwächste Punkt des wolfischen Systems in seiner ärgsten Schwäche zum Stützpunkt der Theologie geworden. Siegmund Jakob Baumgarten benutzte doch noch die wolfische Methode, um die Wahrheiten der Kirchenlehre zu construiren. Reimarus besaß einen selbstständig erworbenen Schatz geistreicher Naturbeobachtungen und naturhistorischer Kenntnisse, er hatte außerdem den englischen Deismus nicht nur gründlich studirt, sondern das System desselben auch in einer männlichen eigenthümlichen Weise für seinen Hausbedarf umgearbeitet — bald aber ging auch fast das Gedächtniß der alten Kirchenlehre unter und traten einige Männer auf, die das wolfische Princip nicht etwa weiter und tiefer entwickelten, sondern dem bürgerlichen Verstande zugänglich machten, die es nicht mit den Ergebnissen neuer, tieferer Studien verban-

den, sondern es benutzten, um die ängstlichen Bedürfnisse des Bürgers zu befriedigen. Diese Männer, die wir jetzt vorläufig nennen und auf einen Augenblick ins Auge fassen werden, haben die Form des religiösen Bewußtseyns geschaffen, die in unserer Zeit der Feind der Männlichkeit und Tapferkeit und der Widersacher der Freiheit ist. Als sie auftraten, um die aufgeklärte und geläuterte Religiosität zu lehren, nach welcher ihre Zeit verlangte, waren sie die Männer des Fortschritts; ihre jetzigen Nachfolger bilden die furchtbare Masse, auf welche sich jede Reaction gegen den Fortschritt stützen und verlassen kann.

§. 15.

Spalding und Jerusalem.

Die Methode der wolfischen Philosophie, jedes Ding isolirt zu fassen, d. h. als ein Räthsel zu betrachten und den Zusammenhang des Dings mit andern nicht als einen innerlich in ihrem Wesen begründeten zu begreifen, dieses Kunststück, welches endlich zu einem obersten, außerhalb der Dinge liegenden Grunde führt, ist die religiöse Seite der wolfischen Philosophie und die Theologen waren in dieser Hinsicht Virtuosen genug, um es sich vollständig anzueignen.

Ihnen und der Religion gehörte es aber ursprünglich an, es war ihr rechtmäßiges Eigenthum und die Philosophie war dießmal wie in den andern ähnlichen Fällen nur dazu bestimmt, den Theologen und der Religion, die sich auf diese schöpferische Gedankenarbeit nicht verstehen, ihr ihnen zu eigen angehöriges Princip zu schärfen, auf eine gedankenmäßige Formel zu bringen und es ihnen dann

zu ihrem eigenthümlichen erbaulichen und polemischen Gebrauch zu überlassen.

Wolf kann der Erste genannt werden, der unter den Deutschen wirklich zu sprechen, nämlich in einem Zusammenhange zu sprechen wußte, der nicht durch fremdartige etwa einem Propheten oder einem Kirchenvater entlehnte Citate aus seiner verständigen Bewegung verrückt wurde. Seine Nachfolger, welche die von ihm begründete Aufklärung zum Gemeingut der Deutschen machten, hatten von ihm allerdings auch verständig und nüchtern sprechen gelernt, aber ihre Sprache war nur deshalb zusammenhängend, weil sie wässrig war. Sie gaben auch Entwicklungen, aber nicht mehr als die wissenschaftliche Darstellung von „allem Möglichen" sondern nur als Betrachtungen über die wenigen Interessen, an denen ihre Seele hing und die ihnen in der That auch nur nach der auflösenden Arbeit Wolfens geblieben waren. Sie lösten die Räthsel, für welche ihre Zeitgenossen endlich das Wort haben wollten, — aber sie lösten sie nur damit, daß sie die letzte populäre Consequenz der Wolfischen Philosophie zogen und somit Alles für ein Räthsel erklärten.

Spalding hat es sich zur Aufgabe gemacht, gegen die „Sophistereien des Unglaubens" zu kämpfen und die wahre „Bestimmung des Menschen" *) zu lehren. Er zeigt zu dem Ende die Eitelkeit der sinnlichen Genüsse, das Unzu-

---

*) Die erste Auflage der „Bestimmung des Menschen" erschien 1748.

längliche der Freuden des Geistes, den Reiz der Tugend und „die Erwägung der allgemeinen Schönheit und Ordnung“ in der Welt führt ihn endlich zur Anschauung eines „Urbildes der Vollkommenheit“ — d. h. zur Religion. Wie sicher ist aber nach seinem eigenen Eingeständniß dieser Weg! Welche Gewähr hat jener Schluß auf die allgemeine Ordnung des Universum! „Zwar in der Welt, sagt er, ist mir Alles ein Räthsel. Ich sehe die Oberflächen der Dinge und ihre inneren Beschaffenheiten bleiben mir unerforschlich. Alles verwirrt mich, Alles macht mich ungewiß; doch was brauche ich mehr zu wissen, da ich meine Schuldigkeit und die Oberherrschaft einer unendlichen Liebe mit einer unzweifelhaften Ueberzeugung erkenne?“

Als ob diese unzweifelhaft seyn könnte, wenn am Ausgangspunkte des Schlusses „Alles ungewiß“ ist! Herrliche Klarheit und Gewißheit des Allgemeinen, wenn Alles Einzelne unklar ist! Vollkommene Schönheit, deren Einzelnheiten sämmtlich das Auge verwirren! Meisterhafte Ordnung des Ganzen, wenn alle Theile bunt durch einander liegen!

Diese Gewißheit des Allgemeinen, der allgemeinen Ordnung und der Oberherrschaft einer unendlichen Liebe straft sich selbst Lügen, ist nur der illusorische Ausdruck, ja sogar das offene Geständniß der völligen Unklarheit über die wirkliche Welt.

In derselben Weise ist die Gewißheit der Unsterblichkeit und des jenseitigen Gerichts nur ein scheinbar veränderter Ausdruck für die verkehrte Ansicht von den Verhältnissen dieses Lebens.

„Mein Begriff von einer herrschenden Ordnung verwirrt sich — belehrt uns Spalding über dieses Capitel — Nein! es ist nicht möglich, daß die Welt also regiert werde, wie sie einmal regiert wird!" Weil es also „einmal" so ist, weil einmal Alles verwirrt ist, weil das blöde Auge, weil die Dummheit hier in dieser Welt nur Verwirrung sehen, so muß es ein andermal anders seyn. „Es muß eine Zeit seyn, da ein Jeder das erhält, was ihm zukommt." D. h. weil die beschränkte Weltansicht und der Egoismus in der wirklichen Welt sich nicht befriedigt finden und die große Entdeckung gemacht haben, daß Alles hier bunt durch einander geht, so muß es eine chimärische Welt geben, wo Alles am Schnürchen läuft. Beide Welten, zwischen denen diese Weisheit auf- und niederzufahren meint, sind gleich chimärisch, beide sind nur eine und dieselbe chimärische Welt, denn die Harmonie der jenseitigen ist nichts anderes als eine Variation des Satzes, daß die hiesige, die wirkliche Welt ein Chaos sey.

Die einzig mögliche Entwickelung dieser Tautologie ist die Declamation und Phrasenmacherei, ihre einzig mögliche Fortbildung die Steigerung der Declamation, die somit nothwendig ihre Albernheit immer mehr enthüllen und ihre Sache — wie es jetzt eingetroffen ist — endlich der Feigheit, Muthlosigkeit und dem Fanatismus der Masse anvertrauen muß.

Als Beispiel der Steigerung der Declamation dürfen wir Jerusalems „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion" anführen. Wenn Spalding die wirk-

liche Welt noch einfach als eine verwirrte voraussetzt, so bemüht sich Jerusalem, sie mit Fleiß erst gehörig in Verwirrung zu setzen, ehe er seine theologischen Schlüsse zieht. Sein Ausgangspunkt besteht in der ächt theologischen Voraussetzung, daß Alles in dieser Welt anders seyn könnte. „Unsere Erde könnte unzählige Grade von der Sonne weiter entfernt stehen — als ob sie dann noch unsere Erde wäre! — sie könnte ihr eben so viel näher seyn, wer wies ihr also diese bestimmte Entfernung von der Sonne an?" Dasselbe Kunststück der Voraussetzung, daß Alles seiner Natur nach — denn für den Theologen hat es keine eigene Natur — ganz anders seyn könnte, als es wirklich ist, wird auch mit der Sonne, mit dem Monde, mit den Elementen u. s. w. vorgenommen und dann heißt es weiter: „ist kein Gott, kein vernünftiges freies Wesen, das dieses Alles geordnet hat, so sehe ich Nichts, so ist mir Alles das dunkelste Räthsel." Nachdem nämlich der salbungsvolle Redner sich die Welt selbst zum Wirrwarr gemacht hat, ist Gott der letzte Ausdruck für die religiöse Sanction dieses Wirrwarrs, der theologische Trumpf für den Satz, daß die Welt kein eigenes Gesetz habe, der Punkt, an welchem die Gesetzlosigkeit der Welt hängt, das Auge, das im Universum nur Zufall sieht, er ist das blinzelnde Auge des Theologen selber.

Alles ist dieser Ansicht ein Wunder oder vielmehr Alles macht sie sich zum Wunder. „Warum könnten nicht auch Geschöpfe mit überflüssigen Füßen auf dem Rücken oder mit Augen an dem Hintertheil des Kopfes — (warum

nicht gar wo anders?) — leben?" Was kümmern nämlich den Theologen die Gesetze, was geht ihn die Natur der Dinge an? Er will und darf auch nicht die Natur erkennen, damit ein Gott, der willkührlich über dieselbe bestimmt, nicht überflüssig werde, er muß unwissend seyn, damit es eine wunderbare Allwissenheit gebe, seine Unwissenheit verbürgt ihm diese Allwissenheit — sie ist diese Allwissenheit wiederum selber.

So verbürgt der Glaube an Unsterblichkeit dem Menschen, daß es überflüssige Mühe seyn würde, wenn er sich über das Thier erheben und als freies zweckvolles Wesen ermannen wollte. Wenn kein Gott, keine Unsterblichkeit ist, sagt Jerusalem, „o, wäre ich dann lieber ein Thier geworden!" Als ob der Mensch, der diesen Wunsch ausspricht und mit diesem Motiv ausspricht, nicht bereits das Thier wäre, das sich keines innern Zweckes bewußt ist! „Ohne ein zukünftiges Gericht, fährt Jerusalem fort, soll ich in allen meinen Handlungen gerecht, in allen meinen Gesinnungen rechtschaffen, edel, großmüthig sein?" d. h. kein Thier seyn? —

Wir dürfen und werden es gewiß nicht verkennen, daß diese Art der religiösen Meisterschaft auf die Reflexions-Bildung der Mittelclasse der Deutschen von wichtigem Einfluß war und zur Auflösung der Orthodoxie das Ihrige beitrug, aber eben so klar ist es, daß sie in der Länge nur erschlaffend wirken konnte und selbst nur die Erschlaffung der zusammenbrechenden Orthodoxie war. Siegte sie über die kirchliche Lehre, so war ihr Sieg der Sieg der Gemein-

heit und eigentlich nur der Sieg des Pflegma der Orthodoxie selber über ihre eigenen feurigen Geister, die in ihrem hohen Alter jetzt endlich erloschen. Ein bedeutenderer Sieg d. h. ein Sieg, der den Kämpfer stärkte und mit der Erkenntniß der Vergangenheit die wahre Selbsterkenntniß des Geistes möglich machte, wurde durch die allmählig erwachenden exegetischen und historischen Studien vorbereitet. Wir erlauben uns — denn in dem Sumpfe, in welchem sich die alte Dogmatik verlor, anzuhalten, wäre doch zu wenig reizend — in voraus anzudeuten, wie elektrisch die ersten Regungen einer freien Exegese wirkten und wie sehr der erste Begründer der historischen Kritik von der Bedeutung des Schrittes, den er für nothwendig hielt, selber beunruhigt wurde.

Als Bahrdt während seiner Jugend in einer exegetischen Vorlesung des Professor Fischer in Leipzig hören mußte, daß jenes „dictum classicum primi ordinis pro adstruenda Ss. Trinitate“ in dem ersten Briefe des Johannes Nichts für die Dreieinigkeitslehre beweise und noch dazu nicht ächt sey, da war es, erzählt er selbst,*) „als ob ein Donnerschlag ihn erschütterte. Er erblaßte und das Herz fing ihm an zu schlagen, als wenn er seinen Freund in Feuersgefahr erblickt hätte.“

Auch Semler erzählt uns selber den Kampf, den er bestehen mußte, ehe er sich getraute, sich von dem Alten abzuwenden und seinen neuen Weg zu betreten.**) Die

*) Geschichte seines Lebens I, 262.
**) In seinem Leben. I, 181. 182.

fromme Parthei, die er schon von Salfeld her kannte, war nicht seine Sache. Die neue „scientifische" Richtung schätzte er an Baumgarten „unbeschreiblich hoch," „aber er vermißte die vorige große historische Reihe der vorausgegangenen Theorieen und Systeme, die in der öffentlichen Welt doch auch das rechtmäßige und brauchbare Eigenthum ihrer Jahrhunderte gewesen waren und keineswegs mit dem neuen Princip sogleich harmonirten." Er schloß daraus, daß die christliche Religion von diesen wechselnden Systemen unterschieden seyn und als die „glückliche Ordnung und Fertigkeit," die allen Christen gemein ist und von jenen angeblichen Wichtigkeiten der Systeme unabhängig bleibt, gefaßt werden müsse. Er sah, daß er zu diesem Ende einen neuen Weg einschlagen müsse. Er erkühnte sich, um die Schwierigkeiten einer Neuerung sich als weniger unüberwindlich vorzustellen, „zuweilen Speners, Frankens und also selbst Baumgartens Beispiele näher zu betrachten." So schwankend war er noch, als er durch des letzteren Bemühung in Altdorf den Ruf nach Halle erhielt und sich anfangs — 1752 — noch bedachte, ob er ihn annehmen und sich in die theologischen Bewegungen einlassen sollte. Nachdem er dem Ruf gefolgt war und einige Jahre mit schüchterner Pietät unter den Augen seines Lehrers gearbeitet hatte, giebt ihm dieser endlich, kurz vor seinem Tode, — 1756 — zu erkennen, er möge es nur immerhin auf seine Gefahr wagen, dem Strom eine andere Richtung zu geben.

Bei dieser Aussicht auf neue freiere Bewegungen kehren wir zu dem Anfange dieser Periode zurück, um auf dem Gebiete der Kunst, besonders der Poesie, denselben Kampf der verschiedenen Formen der Gemeinheit und Beschränktheit zu beobachten und mit der Aussicht auf liberalere, menschlichere Bestrebungen zu schließen.

§. 16.

Die Hofpoeten.

In einer Zeit, wo der Staat nur der Hof war und die Trompete, die Pauke und die Kanone, die der Masse die Feier eines Hoffestes bekannt machten, das Vorrecht der Oeffentlichkeit allein besaßen, waren die Hofpoeten das, was man jetzt politische Dichter nennt, — der Ausdruck der öffentlichen Meinung! Wenn sie den Großen des Hofes in ihren mühsam verfertigten Versen ein ewiges Andenken versprechen, denken sie nämlich so wenig an das Volk, daß sie ihm kaum zurufen, wie sehr es Ursache habe, dem Himmel für das Geschenk so edler, so weltberühmter, so unsterblicher Großen zu danken: — mit Recht! denn es gab damals kein Volk und die Masse, die zuweilen als Zuschauer bei Hoffesten zugelassen wurde, verhielt sich dabei gleichfalls als gedankenlose Staffage.

Dem Bedientenstolze dieser Poeten hat Niemand ausdrucksvollere Worte geliehen als der chursächsische Hofrath

Herr von König, selbst einer von diesen Bedienten in seiner Lebensbeschreibung des Herrn von Besser *). „Besser, sagt sein Lobredner, bediente sich seiner Dichtkunst und seiner geschickten Feder als eines Mittels, theils seiner Beförderer bereits erworbene Gunst beizubehalten, theils ihre Verdienste gegen den Neid zu vertheidigen oder ihre Fehler zu beschönigen und aus Dankerkenntlichkeit ihren Namen zu verewigen, welches gewiß von so weniger Wichtigkeit nicht ist, als mancher denken möchte, der diejenige Kunst nicht kennt, womit eine sinnreiche Schrift die Herzen zu überzeugen weiß."

Besser war 1690, nachdem er sich unter Anderm als churbrandenburgischer Abgesandter am Hofe Carl II. in London durch Nichts als durch seine Bravour in der Behauptung der Etikette gegen den venetianischen Gesandten bemerkbar gemacht hatte, am Hofe des Churfürsten Friedrich III. Ceremonienmeister geworden. Außer seinem Gehalte erhielt er Tausende über Tausende von dem Könige und den Großen für seine Lobgedichte und prosaischen „Lob- und Staatsschriften" zum Geschenk. (Für seine prosaische und minutiöse Beschreibung der Krönung in Königsberg z. B. erhielt er auf der Stelle 2000 Thaler). Er war aber auch der Erste, welchen Friedrich Wilhelm I. sogleich im folgenden Monate nach seinem Regierungsantritt nebst allen seinen Bedienungen vom Hof-Etat ausstrich. Im Bewußtseyn seiner hohen Wichtigkeit setzte er dagegen

---

*) Vor seiner Ausgabe der Schriften desselben. 1732.

eine Vorstellung auf und übergab sie dem Könige, dieser hatte aber kaum die ersten Zeilen der Protestation gelesen, als er sie ins Feuer warf. Am Hofe Friedrich August's von Sachsen fand der abgesetzte Ceremonien-Meister eine Stätte, wo man seine Dienste richtiger zu würdigen wußte.

Und was für Dienste! Wenn man wissen will, wie die Hohen damals bedient seyn wollten und wie die Diener ihren Wink verstanden, so wird ein Blick auf die „Lobschrift an Ihro königliche Majestät von Polen über die vielen und herrlichen Festivitäten, die bei dem Beilager seiner Hoheit des königlichen Prinzen vorgegangen," genügen. (Sie wurde dem Könige 1728 geschrieben übergeben) *).

Im Eingange dieser Schrift sagt der Herr von Besser, „er wolle die Frage beantworten, welche während den Festivitäten von vielen unter den Zuschauern aufgeworfen worden. Denn nachdem einige die überschwengliche Schönheit solcher Festivitäten und andere deren Mannichfaltigkeit und Menge bewundert, in der loyalen Ueberzeugung, daß bei diesem einzigen Beilager fast alle Lustbarkeiten des ganzen menschlichen Lebens vorhanden gewesen, so sind noch Andere von allen diesen Umständen bewogen auf die Frage gerathen, wie es denn zugegangen, daß Ihro Majestät bei einer so schweren und mühsamen Regierung, als wie die Regierung des polnischen Reiches ist, so viele Zeit und Lust gewinnen mögen, alle diese wunderswürdige Dinge zu ersinnen und auszuführen."

---

*) Besser's Schriften II, 435 flgdd.

Der Lobredner, der für Alles Rath weiß, gibt drei Ursachen an: „Ihro Majestät schon vorlängst in dergleichen Anordnungen erlangte Fertigkeit, Ihro herzliche Liebe zu Ihrem einzigen Prinzen und die ungemeine Hochachtung der Erzherzoglichen Braut und ihres Hauses." Im Uebrigen aber, d. h. vor Allem Andern müsse man wissen, daß Magnificenz einem Fürsten nothwendig sey, da er der Statthalter Gottes ist, Gott aber seine Magnificenz, „in allen seinen äußerlichen Werken" zu erkennen gebe. Gott beweise sich als groß und mächtig „in seinem mächtigen Weltgebäude, in seiner strahlenden Sonne, seinem schrecklichen Donner und Blitz, nebst der steten Abwechslung seiner unbegreiflichen Witterungen;" so müsse der Fürst auch in „allen seinen äußerlichen Werken" strahlen und glänzen.

Das nannte man damals „Staats- und Lob-Schriften;" heute würde man es den Ausdruck „gereifter Ansichten über die gesellschaftlichen Verhältnisse und wohlmeinende Betrachtungen eines Unterthans" nennen, wenn es möglich wäre, wie sich Einige noch schmeicheln, dergleichen Ansichten wieder allgemein zu machen.

Den Dichter und den „Lob- und Staatsschriftsteller" zugleich wird uns folgendes Gedicht kennen lehren, welches Herr von Besser noch als Königlich Preußischer Ceremonien-Meister verfertigt hat. Es hat folgende Ueberschrift: „Als seine königliche Hoheit der Kronprinz den 14. April 1701 zu reiten anfingen und von dem Königlichen Premier-Minister und Ober-Kämmerer Sr. Excellenz dem Herrn Reichsgrafen von Wartensleben als Ober-Stall-

Meister auf das Pferd gesetzt wurden, ward solches in beigehender Medaille *) vorgestellet und deren Bedeutung in folgender Anrede des Herrn Ober-Kämmerers an seine königliche Hoheit den Kronprinzen von dem Autor erkläret:"

„Da heute, großer Prinz, mein Amt erfordert hat,
nachdem du reiten sollst, dich auf das Pferd zu setzen,
wünsch ich, daß neben mir zu gleicher Zeit der Staat
ob diesen kleinen Dienst sich könne glücklich schätzen. u. s. w.
Ich wünsche, daß wie du des Staates (!) Ebenbild
jetzt ein gezäumtes Pferd lernst nach der Regel führen,
also der Unterthan, was deine Reitkunst gilt,
dereinst an deiner Kunst des Herrschens möge spüren!
dann wird er glücklich seyn!" u. s. w.

Gleichzeitig mit Besser wirkte Heräus — von Geburt ein Schwede — in Wien, d. h. er besang Karl VI, seinen Hof, seine Familie und die östreichischen Großen als die Muster aller Größe, wie jeder andere Hofpoet von seiner Seite wiederum an dem Hofe, der ihn ernährte und vielleicht mit einem Wappenrock bekleidete, die Ideale menschlicher Erhabenheit fand.

Außer seinen Gedichten verfertigte Heräus Münzinschriften **), in deren geschmacklosem Latein der Reihe nach jedes Hofereigniß, jede Verheirathung, jeder Trauerfall, jedes noch so bedeutungslose Bündniß als allgemeine Weltangelegenheit, als entscheidendes weltgeschichtliches Ereigniß,

*) (Ein Knabe in römischer Tracht auf dem Pferde.)

**) Gedichte und lateinische Inschriften des kaiserlichen Raths Carl Gustav Heräus. Nürnberg 1721.

als ewige Lösung geschichtlicher Collisionen oder wenn es ein Todesfall ist, als ein allgemeines Leiden der Welt verkündigt wird. Seine Arbeit war es ferner, die Pläne zu Feuerwerken und prachtvollen Illuminationen der Palläste zu entwerfen, damit „in allen äußerlichen Werken" die Herren und die Großen als glänzende Abbilder der göttlichen Majestät dem Volke kund würden; er sorgte endlich auch für die Verherrlichuug der Todten durch seine Ausschmückung und Decoration der Katafalke.

Der Königsberger Professor Joh. Val. Pietsch lehrt uns in seinen „Helden- und Lob-Gedichten *)" — (deren Ueberschriften schon allein bezeichnend sind, z. B.: „warum durch den Schluß des Verhängnisses der Salbungstag Friedrich I. Königs in Preußen im Monat Januar einfallen müssen" — vom Jahre 1726 — „pflichtmäßige Gedanken über die von Sr. Majestät Friedrich August, Königs von Polen und Churfürsten zu Sachsen zur allgemeinen Freude des deutschen Reichs wiedererlangte Gesundheit, Anno 1728," „freudige Gedanken bei der hohen Anwesenheit Ihro königlichen Majestät in Preußen, Anno 1731 den 23. Julii") — worin hauptsächlich die Offenbarungen der Majestät für die Masse des Volks bestanden und welches die Zeichen waren, woraus ein Dichter wie Pietsch — z. B. in dem zuletzt angeführten Gedichte — die Begeisterung zog, in der er ausrufen konnte:

„Der König ist vergnügt, das Land erfreuet sich."

---

*) Des Herrn J. V. Pietschen gebundene Schriften, 1740.

Es sind die Mörser und Kanonen, deren Lärm den Einzug eines Potentaten oder die Geburt eines Prinzen oder eine hohe Vermählung dem Volke verkündigten. Die Kanonen waren nicht nur die ultima ratio regum, sondern auch die ersten und fast einzigen Herolde, welche der Masse die Offenbarungen ihrer Herren überbrachten. Fast in jedem seiner Gedichte fragt Pietsch:

„Was saust der Mörser Schlag durch die gepreßte Luft?
Hört: wie ihr Feuerschlund mit Donnerstimme ruft!"

„Karthaunen, Bomben und Granaten" sind Pietschens Stichworte, das „Donner-Knallen des hohlen Erzes, der Stücke Feuerschlund, der Mörser-Mund, ihr scharfer, wiederholter Knall" sind seine Evangelisten, und die Kanone ist das Sprachrohr, durch welches ihm seine Offenbarungen zukommen. Ein Urtheil über solche Sachen wäre übel angebracht; wir berichten nur und haben hier nur zu berichten, daß Männer und Dichter wie Pietsch aus ihrer Zeit weiter Nichts heraus hören konnten, als was sie wirklich gehört haben. Sie haben wenigstens richtig gehört. „Des hohlen Erzes Donnerknallen!"

Auch in unserer Zeit gibt es noch officielle Gedichte, aber sie bleiben Gedichte der Person, die sie verfertigt hat, sie werden nicht Volksgut und ihre Verfasser denken selbst nicht daran, daß sie classisch werden könnten. Was aber ein Pietsch sang, war der richtige Ausdruck des Bewußtseyns der Masse, klang tausendfältig in ihr wieder und war der classische Ausdruck seiner Zeit. Es wurde als

meisterhaft und noch mehr, als richtig in ganz Deutschland bewundert.

Man staunte die Dichter an, mochten sie die Potentaten oder ihre allmächtigen Minister besingen. Die Flemmings und Brühls galten der Masse — und außer einigen Nebenbuhlern am Hofe gehörte Alles zur Masse — wirklich als die großen Männer der Zeit, deren Genie und Heroismus so groß sey wie ihre Gunst beim Hofe.

Wenn z. B. König, der Nachfolger Bessers am dresdner Hofe, das Porträt des allmächtigen Günstlings, welches er seiner Widmung der Besserschen Schriften an Brühl vorgesetzt, poetisch deutet:

„Dieß ist das Bild des Herrn von Brühl,
Belebt mit Geist und edlen Zügen,
Das Niedrige war nie sein Ziel,
Sonst wär' er nicht so früh gestiegen" u. s. w.

so bewunderte man den Poeten, dem sein Genie die große Vergünstigung gegeben hatte, daß er sich den irdischen Göttern nahen durfte, und man glaubte ihm, daß seine Muse wirklich mit Göttern umgehe.

Die deutschen Höfe haben in den ersten drei Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts ihre classische Zeit erlebt; daß aber diese Zeit ihres Glanzes nicht lange dauern konnte, daß sie wenigstens die Meinung nicht lange beherrschen konnten, beweist die Dürftigkeit der poetischen Verherrlichungen, die sie erfuhren und allein erfahren konnten. Als die Kritik sich dieser sogenannten Poesieen bemächtigte,

war auch die Sache der Höfe verloren: sobald die Stumpfheit der Masse, die allein ihre natürliche Grundlage und ohne die ihr Glanz und ihre Herrlichkeit unmöglich war, durch edlere Kräfte gereizt und in Bewegung gesetzt wurde, hörten sie auf, die einzige allgemeine öffentliche Angelegenheit zu seyn, und wenn sie noch glänzen wollten und allenfalls auch gefeiert wurden, so war ihr Glanz und ihre Verherrlichung ihre eigene Privatsache.

Dieselbe Indolenz des Mittelstandes, auf welcher die Bedeutung der Höfe beruhte, war aber auch eine der Ursachen, daß die Herrlichkeiten, die bei dem völligen Mangel an einer schöpferischen und erhebenden Idee sich immer nur wiederholen konnten, allmählig ihre Bedeutung verloren. Die Masse läßt sich leicht imponiren, aber nicht immer von Einer und derselben Herrlichkeit. Sie zog sich von der Angelegenheit, mit der sie ihre Dichter über die Zeit hinaus unterhalten wollten, endlich zurück und sie wurde dabei von der Rohheit und Gedankenlosigkeit ihrer Gelehrten, die sich in die nicht weniger rohe und gedankenlose Eleganz der Höfe nicht finden konnten, unterstützt.

Dichter wie Günther — 1695 — 1723 — der sich mit einer Art von Leidenschaftlichkeit gegen die Steifheit und die Vorurtheile des Lebens erhob, aber zugleich selbst noch von unreinen Leidenschaften beherrscht wurde und die Rohheit des damaligen Universitätslebens beibehielt, konnten dem Volke in diesem Augenblicke nicht helfen. Günther war sich bei seiner Auflehnung gegen die beengten Verhältnisse so unklar und inconsequent, daß er neben seinen an-

dern oft leichtfertigen und lüderlichen Gedichten eine Menge von wässerigten geistlichen Cantaten verfertigte und sich sogar Friedrich August empfehlen ließ, dessen Gnade er sich nur dadurch verscherzte, daß er schwer betrunken zur Audienz bei ihm kam*).

Gründlich wurde die Masse des Mittelstandes von dem Interesse an dem Glanz der Höfe erst durch jene Männer befreit, die ihr, so zu sagen, erst eigene Angelegenheiten gaben und deshalb als die ersten Schöpfer der deutschen Bildung immer gepriesen werden müssen. Wolf hatte den Mittelstand schon für das Höchste, für das Nachdenken über „alle mögliche Dinge" interessirt, Gottsched setzte sein Werk fort, popularisirte eine an sich schon populäre Philosophie, erweckte die Kritik in der Poesie und gab dazu Anlaß, daß die Wichtigkeit der kritischen Forschung von der Schweiz her noch dringender angepriesen wurde, und der schweizerischen Republik kam zu gleicher Zeit eine andere — Hamburg — zur Hilfe, um das Volk von den Höfen zu emancipiren oder wenigstens eine Art von Volk zu schaffen. Diesen vereinigten Mächten, die mit neuen Ideen auftraten, hatten die Höfe keinen neuen Gedanken entgegenzusetzen — sie mußten also eine vollständige Niederlage erleiden und nur derjenige von ihnen konnte für einen Augenblick Bedeutung

*) Er war zu der Pritschmeister-Stelle vorgeschlagen, zu der sich, nachdem sie seit längerer Zeit unbesetzt geblieben war, kein passendes Subject finden wollte und die König erst annahm, als der Name wegfiel und Friedrich August es sich gefallen ließ, daß das hergebrachte Amtskleid in den Rock eines römischen Herolds verwandelt wurde.

erhalten, der es zur rechten Zeit, als die neue Entwicklung glänzend geworden war, verstand oder das Glück hatte, sie an sich zu knüpfen, um ihren Glanz auf das mattgewordene Hofleben fallen zu lassen.

Ehe wir diese ersten Gegenwirkungen der Masse gegen ihre eigene Dumpfheit übersehen, müssen wir eines Mannes gedanken, dessen Wirksamkeit wenn nicht ohne Erfolg, doch nicht von dem Erfolg war, dessen sich die Wirksamkeit anderer Männer erfreute, die mehr ins Breite arbeiteten. Es ist der Satyriker Liscov.

---

§. 17.

Liskov.

Die „elenden Scribenten,“ deren Universitäts-Charlatanerie, Kriecherei und Gemeinheit der Gesinnung Liskov zum auserlesenen Gegenstande seiner Satyre machte, wurden von ihm als das bekämpft, was sie ihrem Wesen nach waren, als die Träger und würdigsten Stützen der Barbarei seiner Zeit.

Die Philippi's, Sievers, Mantzel, welche Liscov rücksichtslos bekämpfte, haben für uns nur als Namen Bedeutung, die durch die Schriften eines Mannes, dessen Indignation sie reizten, für die deutsche Literaturgeschichte verewigt sind. Für unsern Zweck wird es besser seyn, wenn wir ein Paar bekanntere Namen herausgreifen, um zu zeigen, welcher Art die Gemeinheit der Weltbetrachtung selbst bei Männern war, die die Dinge in der Nähe gesehen hatten und sie nicht mehr mit der dumpfen Ergebenheit

und Bewunderung des Professors einer deutschen Universität betrachteten.

Wie gemein ist es z. B., wenn Pöllnitz es „sehr natürlich" findet, daß Friedrich August den Aufenthalt in Sachsen dem in Polen vorziehe. „Sachsen ist sein Erbland, sagt der charakterlose Höfling *), er ist dort unumschränkter Herrscher, sein Wille ist der seiner Unterthanen, von denen er mehr angebetet, als geliebt ist. Sachsen liefert ihm die Mittel zur Erhaltung seiner Würde und bietet ihm Alles, was zu den Vergnügungen eines großen Königs beitragen kann."

Faßmann bietet uns das andere Beispiel des Schalks, der recht wohl weiß, welche unsichere Sache er vertheidigt oder beschönigt, aber die Großen dieser Welt noch viel zu sehr fürchtet, um ihr Benehmen nicht ganz natürlich zu finden oder als eine unvermeidliche Folge des Weltlaufs zu betrachten und zur rechten Zeit auch einmal zu bewundern. Daß Friedrich August, als er durch Carl XII. entthront und nach Sachsen verdrängt 1705 wieder nach Polen zurückkehrte, den Orden des weißen Adlers stiftete, nennt Faßmann **) „eine bei damaligen Conjuncturen übergroße Clemenz und gütige Aufführung, die billig von aller Welt zu bewundern war." Natürlich glaubte der würdige Historiograph einen Theaterstreich preisen zu müssen, zu dessen

*) Lettres et mémoires 1, 133 flgd.

**) Leben Friderici Augusti p. 456.

Verherrlichung der Cardinal Albani eine Medaille schlagen ließ.

Nachdem er die schmählige Niederlage des sächsischen Heeres bei Frauenstadt — 1706, 13. Febr. — berichtet, fährt Faßmann fort: „hätten die Stände jemalen zu fürchten gehabt, daß es an ein stark Werben gehen oder Mann vor Mann aufgeboten und das Land von Volk nur allzusehr würde entblößet werden, so konnte ihnen jezo das widerwärtige Schicksal wohl am ersten dergleichen Gedanken eingeben.“ Gleichwohl aber sey Ihro Majestät Gelassenheit und Neigung gegen dero getreueste Unterthanen viel zu groß gewesen, als daß Sie hätten zu solcher Extremität schreiten sollen. (Man muß sich hiebei erinnern, daß vor ein Paar Monaten eine strenge Werbung angestellt war). Vielmehr hätten Ihro Majestät den 29. März Ihro getreuer Landschaft versichert, daß sie keine gewaltsame Werbung vorzunehmen, am allerwenigsten aber die Geworbenen nach Polen zu führen, sondern bloß Ihr Reichscontingent zu recrutiren gesonnen sey*).

Auf die Beschreibung des Festes, welches zur Feier der Ankunft des sächsischen Churprinzen mit seiner neuen Gemahlin, der österreichischen Erzherzogin angestellt wurde und ohne alle Unterbrechung den Hof einen vollen Monat hindurch beschäftigte, verwendet Faßmann siebenzig Seiten **). „Es wäre fast unbillig, sagt er, wenn er nicht

*) Ebend. p. 467.
**) Ebend. p. 764 — 831.

das meiste davon in einer ordentlichen Beschreibung wollte einfließen lassen, weil vornehmlich der hohe Verstand und herrliche Gout Sr. Majestät des Königs, welcher Alles selber angegeben und angeordnet, daraus hervorleuchtet." Nachdem er die „Lustbarkeiten, die so vieles Aufsehen und Bewunderung in der Welt gemachet," beschrieben und zuletzt noch bemerkt hat, „es sey auch die Frage, ob sie jemals ihres gleichen auf Erden gehabt," fährt er sogleich nach ein Paar Zeilen und ohne sichtbare Gemüthsbewegung fort: „war man aber zu Dresden vergnügt und ging alles daselbst — (während des ganzen September) — herrlich und prächtig zu, so ist es freilich nicht allenthalben in dem ganzen Churfürstenthum eben so bewandt gewesen. Au contraire, es ereignete sich während des heißen und trocknen Sommers eine schlechte Erndte und der Mangel des Getraides zog eine gewaltige Theurung nach sich." Während die Herren und Damen am Hofe als Bauern und Bäuerinnen die damals beliebte Mode der „Wirthschaften" — eine sehr prosaische und steife Art von Maskerade — mitmachten, starben die wirklichen Bauern in manchen Gegenden vor Hunger.

Bei weitem tiefer als Faßmann, der doch Manches in der Welt erfahren hatte und sich nie ganz wegwarf, stand Philippi, einer der „elenden Scribenten," mit denen sich Liscov beschäftigte. Dieser Elende gab, als er in Halle 1729 Professor der Beredsamkeit wurde, „sechs deutsche Reden" heraus, die er die Frechheit hatte, für deutsche und für Reden auszugeben und selbst als Muster anzupreisen.

In einer derselben, einer Lobrede auf den König von Polen, spricht er auch von der Genesung desselben von einer gefährlichen Krankheit im Jahr 1728, die durch den Wegschnitt des einen großen Zehen gehoben wurde: „da nunmehro, sagt er, dasjenige, was unserm großmächtigsten und unüberwindlichsten Könige den höchstverdienten Ruhm der Unsterblichkeit noch streitig zu machen schien, durch den gewaltigen Arm des Königs aller Könige aus dem Wege geräumt worden; überdieß das veränderliche Schicksal, das wohl eher die größten Potentaten völlig zu Boden geworfen und sie von dem höchsten Gipfel der Ehren herabgestürzt hat, sich nur ehedem an die Zehe, als einen entbehrlichen Rest von der geheiligten Person unsers Königs wagen dürfen, so sehen wir nunmehro mit Freuden, daß unser theuerstes Oberhaupt weit über allen Wechsel der Zeit und des Glücks erhoben worden." Diese Kühnheit, welche das einemal einem Könige zu prophezeien wagt, er würde gar nicht sterben, und das anderemal den letzten Rest seiner heiligen Person, noch dazu den leicht entbehrlichen Rest derselben von den Aerzten wegwerfen läßt, schien Liscov so bedeutend, daß er sie in seiner Schrift „Briontes der jüngere, eine Lobrede auf Herrn Prof. Philippi" verherrlichen zu müssen glaubte.

Welche Bedeutung aber die elenden Scribenten für das Gemeinwesen überhaupt haben, führt Liscov in der Abhandlung aus, in der er ihre „Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit" beweist *).

*) Im Jahr 1736.

Zunächst richtet er sie, wenn sie sich durch ungerechte Verachtung gedrückt fühlen sollten, durch die Bemerkung auf, sie hätten sich gar nicht zu schämen, daß sie ihre Vernunft nicht gebrauchten. Am Ruder des Gemeinwesens säßen auch nicht allemal die Klügsten. Wir seyen so gut und glaubten es. Ihre Gewalt, die äußerliche Pracht und die ernsthaften und gravitätischen Gebärden, wodurch sie sich ein Ansehen machen, prägten uns eine besondere Ehrerbietung ein und verführten uns, sie vor weise zu halten, weil sie groß sind. Wenn sie aber, in der Nähe betrachtet, auf die Vernunft sehr wenig gäben und sich dem Glücke überließen, so gereiche das den Großen dieser Welt so wenig zur Schande, daß man vielmehr daraus ihr Vertrauen auf Gott abnehmen und es als den einzigen Beweis ihres Christenthums ansehen könne. „Können nun die Regenten in Krieg und Frieden ihr Amt ohne Vernunft mit Ruhm führen, so können es die Gottesgelehrten noch füglicher thun, weil sie berufen sind, die Welt durch thörichte Predigten selig zu machen." Was hat man denn also gegen die elenden Scribenten? Ihr Gewissen sagt ihnen, daß sie auf dem rechten Wege sind und ihren Seelsorgern folgen. „Diese sehen die Vernunft als ein wildes, unbändiges, reißendes und gefährliches Thier an, dem man Zaum und Gebiß ins Maul legen muß und mit welchem nicht auszukommen ist, wofern es nicht an einer starken Kette angeschlossen wird. Es ist wahr, sie sind über die Länge dieser Kette sehr uneinig: allein darin stimmen sie doch alle überein, daß die Vernunft angeschlossen seyn müsse," und in je-

dem Falle sorgen die elenden Scribenten dafür, daß der Gebrauch der Vernunft, bei welchem die Geistlichen immer übel fahren würden, nicht allgemein werde.

Sie tragen auch dafür Sorge, daß die guten Scribenten auf eine unschädliche Weise beschäftigt werden. Sie können zwar der Welt nicht selbst mit guten Schriften aufwarten: „aber die Alten haben schon angemerket, daß obgleich der Esel eben nicht die beste Stimme habe und zur Musik ganz ungeschickt sey, man doch aus seinen Knochen die schönsten Flöten machen könne.“ So gäben die Schriften der elenden Scribenten zu vielen gründlichen Widerlegungen und sinnreichen Wendungen Anlaß. „Wenn nun die guten Scribenten keine Elenden hätten, an welchen sie ihre Bosheit ausüben könnten, so würde kein ehrlicher Mann vor ihnen sicher seyn; sie würden, weil sie doch immer etwas zu meistern haben müssen, Alles anfallen, was in der Welt groß und ehrwürdig ist und durch ihre Satyren den Staat und die Kirche beunruhigen.“ Wir können uns also rühmen, fährt Liscov im Namen der Elenden fort, daß wir unsere eigene Wohlfahrt für das gemeine Beste aufopfern, und ohne Prahlerei sagen, daß wir einem Staate unentbehrlich sind.“ Schließlich legt es Liscov allen christlichen Obrigkeiten an das Herz, das, was er hier schreibe, in reifliche Erwägung zu ziehen: „insonderheit flehe ich Ihro kaiserliche Majestät und alle Churfürsten, Fürsten und Stände des heiligen römischen Reichs demüthigst an, hocherleuchtet zu ermessen, wie würdig solche Leute ihres Schutzes sind, die dem Staat und der Kirche so lange zu

einer Vormauer wider die muthige Schaar der Naseweisen gedient haben."

Eine andere Schrift Liscovs gegen den Rostocker Pedanten Mantzel, der wie andere Pedanten seiner Zeit das Naturrecht als eine Beschreibung des paradiesischen Lebens im Stande der ursprünglichen Unschuld construirte, kann heute noch das Meisterwerk einer Kritik aller Abentheuerlichkeiten, aus denen die kirchliche Lehre von dem Urzustande des Menschen und der Erbsünde besteht, genannt werden. Gleich treffend und einschneidend ist auch die Kritik, die er bei dieser Gelegenheit gegen die „wissenschaftliche Theologie" ausübt, die das Alte vollständig gerettet zu haben meint, wenn sie ihm ein Kleid von den Flicken der jedesmaligen Modephilosophie anhängt. Reinbecks Betrachtungen über die Augsburgische Confession z. B. übergießt er, so weit sie in der vorliegenden Verhandlung mit Mantzel zu berücksichtigen waren, mit einer scharfen vollständig auflösenden Lauge. „Sollten sich, spricht er sich über diesen Punkt im Allgemeinen aus, sollten sich, wie es in diesen demonstrativischen Zeiten leicht seyn kann, sonst Einige finden, die es mir verargen, daß ich die schöne Harmonie nicht einsehe, welche sie sich zwischen Vernunft und Offenbarung eingeführt zu haben einbilden, so bitte ich diese Herren zu bedenken, daß diese hohe Einsicht nicht Jedermanns Ding sey, so wenig als der Glaube. Ich rühme mich keiner Philosophie, durch welche ich auch die Tiefen der Gottheit ergründen könnte, und will lieber mit den reinsten Gottesgelehrten nicht sehen und doch glauben, als diesen philosophischen

Christen zu gefallen sagen, daß ich sehe, was ich doch nicht sehe." Für die Masse waren alle diese Wendungen viel zu hochstrebend und zur Masse gehören bekanntlich unter Andern die Gelehrten, die mit dem Amte auch die Erlaubniß, still zu stehen, und das Recht, alle Gebrechen des Bestehenden als eben so viele Herrlichkeiten zu vertheidigen, erhalten haben. Es ist sehr viel, wenn sie überhaupt noch so thun, als ob es außer ihrer Weisheit eine Kritik gebe; aber die einzige Wendung, mit der sie ihre herablassende Beachtung derselben zu erkennen geben, ist ihr Bedauern, daß Dinge, die sich sonst wohl noch hören ließen, in so zurückstoßender Sprache vorgetragen würden. Liscov klagt über „ungereimte und lächerliche" Urtheile, die seine Schreibart erfahren hatte; Nichts aber sagt er *), sey ihm empfindlicher gewesen als das „Aber," mit welchem diejenigen, die seine Schriften lobten, ihr erzwungenes Lob begleiteten. Dieses Aber „sollte die Weisheit und Billigkeit des Heuchlers andeuten;" es war aber, bemerkt Liscov, nicht nur gegen den Ton der Polemik, sondern gegen diese selbst gerichtet und weit „verdammlicher" als alle seine Satyren.

Einschnitte in die Masse und wären sie noch tiefer gewesen, halfen jetzt nicht und waren bei der herrschenden Gefühllosigkeit nur Wenigen empfindlich und fühlbar. Ohnehin ist die Satire und Ironie wohl ein Beweis, daß der Zustand, den sie trifft, sich in der Auflösung befindet; so lange sie aber noch die Form einer subjectiven, wenn auch noch

---

*) In der Vorrede zu seiner „Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften" vom Jahr 1739.

so tüchtigen Stimmung beibehält und sich nicht in eine freie Handlung und Schöpfung umsetzt, ist sie für das Ganze wirkungslos und ihre wahre Anerkennung findet sie erst später im geschichtlichen Andenken, dem sie dann allerdings in ästhetischer Hinsicht von größerem Werth seyn kann als die ihr gleichzeitigen Richtungen, die weniger tief aber mehr in die Breite gingen und die Masse lebhafter ergriffen.

Die Männer, die in dieser Weise in die Breite und zwar ungeheuer in die Breite wirkten, waren Gottsched und die Andern, die ihm glichen, wenn sie auch hoch über ihm zu stehen meinten und endlich seine erbittertsten Feinde wurden.

§. 18.

Gottsched und die Oper.

Gottsched ist einer von den Männern, welchen die Deutschen die Befreiung von den Höfen und den Großen derselben zu verdanken haben. Man kann es eine Revolution nennen, wenn eine Nation, die bis dahin höchstens als Decoration für die Hoffeste diente, auf einmal sich allgemein für Fragen interessirt, die mit ihren zahllosen Höfen gar nichts zu thun und für diese hinwiederum nicht das geringste Interesse hatten. Beide Theile der Nation, der Hof und das Volk, traten in diesem kritischen Augenblick auseinander oder vielmehr es bildete sich jetzt erst ein Volk, eigentlich nur die Möglichkeit eines Volks. Die Literaturen Englands, Spaniens, Frankreichs sind durch die Höhe der Geschichte und durch diejenigen, welche von oben her dieselbe geschaffen hatten und leiteten, angeregt und zur Entfaltung gereizt worden. In Deutschland dagegen hat sich die Literatur — und seit Gottscheds Zeiten beginnt erst die Literatur, die wir die unsrige nennen können und die für uns mehr als einen bloß hi-

storischen Werth hat — allein von unten her, aus der ungeschichtlichen Masse, aus einer Masse gebildet, die noch nicht den Namen eines Volkes verdiente, aber eben in der Literatur sich den ersten Ausdruck eines Volksbewußtseyns schuf und die Möglichkeit einer Geschichte erst erwerben mußte.

Im Vergleich mit der literarischen Bewegung in Frankreich, die sich nach dem Tode des großen Ludwig gleichfalls von den Interessen des Hofes schied, ihres Gegensatzes sich aber auch bewußt war, hat man an der Entwickelung unserer Literatur das gerade schön finden wollen, daß nicht Religion und Philosophie, die leicht fanatisiren, sondern die überall mildernde und versöhnende Dichtkunst das vorherrschende Interesse bildete. Das heißt aber nur, — da doch die Dichtkunst selbst da, wo sie freie und vollendete Werke der Schönheit hervorbringt, Voraussetzungen folgt, die der Religion und dem Bestehenden entgegengesetzt sind: — die Deutschen hatten noch nicht die Kraft, das, wonach sie strebten, sich selbst zu gestehen, die Freiheit unumwunden zum Princip zu erheben und die Masse d. h. sich selbst durch das Bewußtseyn des Ziels, dem sie nachstrebten, zu fanatisiren und zu inflammiren. Sie waren noch nicht dazu bestimmt, in den Kreis der Völker einzutreten, die Geschichte machen und die neuere Geschichte wirklich gemacht haben. Das Schöne, wenn es das vorwiegende Interesse einer Nation bildet, schwächt, entnervt und hat endlich eine allgemeine Erschlaffung zur Folge, da es die Ideen — und wären sie noch so revolutionair —

in einer sinnlichen Hülle darstellt, die von dem Innern niemals abgetrennt werden darf. Früher war die Religion das Reizmittel, welches den Völkern ihr Selbstbewußtseyn schärfte, gleichsam der Ausdruck für den Instinkt ihres Selbstgefühls und ihrer Antipathie gegen einander, die Religion war von jeher das mächtigste Mittel, wenn es galt, die Masse in Bewegung zu setzen; das religiöse Interesse ist auch jetzt noch allmächtig, aber heute nur in dem Sinne, daß die Masse von dem Bewußtseyn ergriffen werden muß, daß die Befreiung von ihrer bloßen Massenhaftigkeit und ihre Erhebung zu einer menschlichen Gesellschaft an ihre Befreiung von den religiösen Interessen geknüpft ist. In dem Augenblick, wo das Resultat der bisherigen literarischen Periode, die Gemeinheit und Zerflossenheit den Punkt erreicht haben, den sie unmöglich noch übersteigen können, sind auch die Ideen, die zu geschichtlichen Thaten inflammiren können, in einer Reinheit unter den Deutschen hervorgetreten, die sie vorher noch nie, unter keinem Volke erreicht haben, — es ist zur Frage gekommen, (die morgen, heute vielleicht schon entschieden wird), ob die Deutschen aufhören sollen, eine bloße Masse zu seyn, oder ob jene Biedermänner Recht behalten, welche die Entschiedenheit des Geistes für Unrecht und für einen Frevel gegen die deutsche Unschuld erklären.

Gottsched hatte sich von den Höfen noch nicht vollständig abgewandt. So dichtete er z. B. eine Heldenode

auf Peter den Großen, — im Jahr 1725 auf die Nachricht von dem Tode desselben — die auf drei Bogen in Folio gedruckt ward. Den verstorbenen Friedrich August verherrlichte er auch — im Jahr 1733 — in einer Heldenode, die gleichfalls „auf drei Bogen in Folio" ins Publicum kam und wie jene mehrere Auflagen erlebte. Er ließ sich zu seiner großen Genugthuung aus Dresden schreiben, daß die letztere Ode das Glück gehabt, von dem Nachfolger des Hochseligen gelesen zu werden, und daß demselben bei einer Strophe „die Thränen aus den Augen geflossen." Dies bewog ihn — wie er in der Vorrede zum zweiten Theil seiner „ersten Gründe der gesammten Weltweisheit" selbst berichtet, — sogleich eine „eben dergleichen Heldenode" auf die Huldigung des neuen Churfürsten aufzusetzen, darin „unter andern Eigenschaften des Herrn auch Dero Liebe zur Musik und zur Jagd mit poetischen Farben abgeschildert wurden." Er veranstaltete auch die erste Sammlung der Gedichte seines Lehrers Pietsch und besang sogar ein Paarmal den Herrn Hofrath von König in Dresden als den „sächsischen Horaz und deutscher Musen Lust."

Diese Richtung auf den Hof war aber nur eine der Inconsequenzen, wie sie in Uebergangsperioden vorzukommen pflegen. Hat doch selbst Brockes den „auch abwesend und sogar im Bilde majestätischen August bei Gelegenheit des von dem Herrn Hofrath von König verfertigten Heldenlobs" besungen. Und war doch Gottsched auf der andern Seite unter Anderm fähig, in seinen ersten Grün-

den der gesammten Weltweisheit*) den Satz aufzustellen, daß es „kein Verbrechen der beleidigten Majestät genannt werden dürfe, wenn ein ganzes Volk diejenige Macht und Gewalt, die es einem Regenten gegeben hat, bei verspürtem Mißbrauch derselben zurücknehme, da vielmehr die Regenten in diesem Falle die Majestät beleidigt hätten, die sich das Volk zum Theil vorbehalten habe." War Gottsched, weil er das Verfahren der Engländer gegen die Stuarts billigte, für die Ruhe Sachsens eben nicht sehr gefährlich, so können wir es ihm auch nicht zu hoch anrechnen, wenn er die Großen zu besingen noch für seine Pflicht hielt und dem Hofrath König — dem letzten der Hofpoeten — einmal schmeichelte, als er von ihm erfahren wollte, wem von den Herren oder Damen beim Hofe er einen neuen Band seiner Schriften widmen könne. Das Ziel seiner täglichen Arbeit war doch das Volk, die Aufklärung desselben und seine Beistimmung zu den ästhetischen Grundsätzen, die ihm wichtiger waren, als alle Hoffeste und Herrlichkeiten seiner Zeit zusammengenommen. Es gelang ihm sogar, eine der vornehmsten Ergötzungen des Hofes in der öffentlichen Meinung zu stürzen — die Oper — und die Bühne soweit zu säubern, daß sie die Stätte für das wahre, ächte Schauspiel werden konnte.

---

*) II, § 413. 414.

Die ersten Anfänge der Oper*) — die Monodie, nämlich Gesang einer Stimme mit harmonischer Instrumentalbegleitung, die Kirchenconcerte, in welchen mehrere Stimmen Cantilenen aufführten und von der Orgel begleitet wurden, die Bemühungen, die dramatische Musik der Alten wieder zu erwecken, die ersten Versuche im Recitativ — alles dieß war kaum hundert Jahre alt, als die neue Kunstgattung durch die Höfe ein so großes Uebergewicht erhalten hatte, daß sie zum Besten des Schauspiels gestürzt werden mußte.

In Italien war die Erfindung gemacht, nach der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts endlich die Grundform des dramatischen Styls gefunden und dießmal waren die deutschen Höfe so schnell mit der Zeit gegangen, daß sie noch im Lauf desselben Jahrhunderts die italienische Oper mit großem Kostenaufwande bei sich einführten. Dafür konnten nun auch die Herren und die Großen in den Chören der Opern hören, wie groß und edel und hochherzig sie seyen. Eine deutsche Oper hatte sich noch nicht gebildet, deutsche Meister, wenn sie an Höfen arbeiteten, mußten italienische Opern componiren und an den kleinen Höfen und in Städten begnügte man sich mit den Uebersetzungen italienischer und französischer Musikstücke. Nur in Hamburg, — wo im Jahr 1678 das

*) Siehe Kiesewetter, Geschichte unserer heutigen Musik, Leipzig. 1834.

Opernhaus von Schott gegründet war — erlangte Richard Kayser als Componist von 116 deutschen Opern einen großen Ruf.

Feind, ein Zeitgenosse Kaysers und selbst Verfertiger mehrerer Operntexte, lehrt uns,*) was die Masse des Publicums in der Oper besonders anzog. Er selbst bewundert das pariser Theater als das beste, weil die Maschinerie desselben außerordentlich genau sey. Das Seil- und Drahtwerk sey dermaßen kunstreich und accurat eingerichtet, daß man zuweilen wohl sechszehn „kämpfende Geister in der Luft" sehe; alle Veränderungen der Scene würden in Einem Augenblick bewerkstelligt, ohne daß man es nöthig hätte, einen Vorhang schießen zu lassen. Unter den deutschen Theatern stehe aber das hamburgische keinem nach; es „könne wohl die mehrsten Vorstellungen zeigen, indem daselbst die Seiten-Scenen neun und dreißigmal verändert werden können." Feind geräth in eine Art von Begeisterung, wenn er daran gedenkt, wie bei Lebzeiten des seligen Schott „der Seesturm fast überraschend herauskam." Derselbe Schott ließ sich eine einzige Decoration zuweilen 15000 Thaler kosten. Das Publicum wollte rohe Pracht und dazu den Hanswurst, ohne dessen platte und gemeine Späße ihm die Oper wie das Schauspiel ein Unding zu seyn schienen.

Als Gottsched 1724 nach Leipzig kam, hatte er die

*) in der Vorrede zu seinen „deutschen Gedichten" 1708.

erste Gelegenheit, ein Schauspiel zu sehen; die privilegirten dresdner Hofkomödianten spielten daselbst zur Meßzeit. Er benutzte die Gelegenheit, ward aber, wie er uns selbst berichtet,*) sogleich „die große Verwirrung" gewahr, in welcher diese Schaubühne sich befand. „Lauter schwülstige und mit Harlekinslustbarkeiten untermengte Haupt- und Staats-Actionen, lauter unnatürliche Romanstreiche und Liebes-Verwirrungen, lauter pöbelhafte Fratzen und Zoten waren dasjenige, so man daselbst zu sehen bekam." Gottsched macht sich mit dem Principal der Komödie bekannt und bespricht sich mit ihm über die bessere Einrichtung seiner Bühne, sieht aber, daß die Sache zunächst fast unmöglich ist, da das Publicum keine Stücke sehen will, in denen nicht „die lustige Person" ihre Rolle spielt.

Der Anblick von dem unnatürlichen Wesen der Bühne machte ihn begierig, sich mit den Regeln der dramatischen Dichtkunst bekannt zu machen; er studirt die französischen Kritiker und den Aristoteles und findet die Neuberin, deren Mann indessen der Principal der dresdner Hofkomödianten geworden war, geneigter, das bisherige Chaos abzuschaffen und die deutsche Komödie auf den Fuß der französischen zu setzen. Sehr zu Statten kam es ihm hierbei, daß am braunschweigischen Hofe zu Anton Ulrichs Zeiten bereits der Versuch gemacht worden war, die Meisterwerke der Franzosen zu übersetzen und aufzuführen. Gottsched ver-

---

*) in der Vorrede zu seinem sterbenden Cato. 1732.

schafft nun der Truppe der Neuberin die Abschriften solcher Uebersetzungen, der Versuch gelingt über alles Erwarten, die Stücke finden großen Beifall, er macht mit der Uebersetzung der Iphigenia des Racine selbst einen Versuch und wagt es endlich, ein deutsches Original-Drama zu verfertigen: seinen „sterbenden Cato." Vor ungefähr zwanzig Jahren hatte Addisons Cato viel Aufsehn gemacht; anfänglich hatte man von Gottsched nur eine Uebersetzung desselben verlangt, nachdem er aber die Einrichtung desselben nach den theatralischen Regeln genauer untersucht, so fand er, daß derselbe „bei weitem nicht so regelmäßig war, als die französischen Tragödien zu seyn pflegen." Unter anderm, sagt er, habe es ihm mißfallen, daß der sterbende Cato, „dieser strenge Vertheidiger der Freiheit, der ganz andere Dinge im Kopfe hatte, noch in seinen letzten Augenblicken ein Paar Heirathen bestätigen muß." Das Hochzeitmachen habe überhaupt in theatralischen Vorstellungen dergestalt überhand genommen, daß er es längst überdrüssig geworden sey. Die Alten hätten es überaus selten angebracht, er habe es daher auch versuchen wollen, ob denn ein Trauerspiel nicht ohne die Vollziehung einer Heirath Aufmersamkeit erlangen könne. Feind kannte gewiß sein Publicum, wenn er in der Vorrede zu seinem Masagniello furioso sich nicht wenig darauf einbildet, daß er*) „den zarten Gemüthern" zu Gefallen in dieses Stück

---

*) Deutsche Gedichte p. 255.

„eine zwiefach verworrene Liebesintrigue eingeflochten" habe. Gottsched wagte also nicht wenig, als er seinen zum Theil dem französischen des des Champs nachgebildeten Cato dem Publicum darbot; allein er gewann.

Seine Bestrebungen für die Verbesserung des Theaters wurden durch das Ansehn unterstützt, welches er sich auf verschiedenen andern Gebieten erworben hatte. An der Universität zu Leipzig hatte er der leibnitzischen und wolfischen Philosophie — die er außerdem durch seine Handbücher verbreiten half — Eingang verschafft. Eine noch breitere Grundlage gewann seine Herrschaft, als er 1727 zum Senior und Aufseher der leipziger deutsch-übenden Gesellschaft erwählt wurde. Diese Gesellschaft hatte die Ankündigung ihrer Absichten und ihrer Einrichtung in sonderbarem Widerspruch gegen ihre Aufgabe 1722 in lateinischer Sprache veröffentlicht. Gottsched verbessert ihre Gesetze, arbeitet einen neuen Entwurf aus, der von Mencke, dem Vorsteher, gebilligt wird, und auf seinen Vorschlag tritt die Gesellschaft in die Oeffentlichkeit. Ihre Statuten und Absichten erregen großes Aufsehen, finden allgemeinen Beifall und von allen Orten Deutschlands her bewirbt man sich um die Ehre, als Mitglied von ihr aufgenommen zu werden. Nach ihrem Muster sind die vielen deutschen Gesellschaften an andern Orten Deutschlands gestiftet.

Es giebt fast kein edleres geistiges Gebiet, auf welchem nicht Gottsched durch seine Handbücher und Zeitschriften die Deutschen zu bearbeiten suchte und sie wirk-

lich anregte. Wie achtungswerth ist nicht z. B. — um nur noch Eines anzuführen — sein Versuch, die lateinische Barbarei der Schulen und Universitäten irre zu machen, wenn er in seinem „Grundriß zu einer vernünftigen Beredsamkeit, mehrentheils nach Anleitung der alten Griechen und Römer entworfen" (1728) einzelne Stücke des Demosthenes und Cicero übersetzt, um den Deutschen zu zeigen, daß „der große Demosthenes noch etwas Anderes als ein schönes attisches Griechisch gekonnt habe" und daß Cicero nicht nur ein „schöner Lateiner" sondern auch ein „Redner" war.

So viel Ansehn, Einfluß und Bedeutung, als sich Gottsched wirklich erwarb, mußte sich der Mann verschafft haben, der es unternehmen wollte, in die Verhältnisse des Theaters entscheidend einzugreifen. Kurze Zeit vor seinem Sturze gelang es Gottsched, durch die Neuberin (1737) die Rohheiten des Hanswursts auf dem Theater durch ein feierliches Gericht verdammt zu sehen, und hatte er die Genugthuung, daß im Jahre 1741 die Oper in Leipzig aufhörte.

In der Periode, deren Gruppen wir in dem vorliegenden Bande unserer Arbeit schildern, können wir uns Gottsched nur als Gesetzgeber oder wenn er in einem gefährlichen Kampfe steht, doch nur im Kampf mit Gegnern denken, die ihm nicht wirklich überlegen sind. Sein Sturz, sofern er nicht nur durch gemeine Kabale sondern durch edlere Kräfte, die sich zuerst in den Bremer Beiträgen

(seit 1744) ankündigten, herbeigeführt wurde, gehört der folgenden Periode an. Hier interessirt uns von seinen Kämpfen nur noch der mit den Schweizern, ein Kampf, zu dessen Verständniß die vorhergehende Betrachtung einiger gleichzeitiger Dichter das Ihrige beitragen wird.

---

§. 19.

Brockes, Haller, Hagedorn.

Diese Dichter sind auch in den Zug hineingerissen, welcher den Theil der Gesellschaft, auf dessen Bildung die Möglichkeit einer neuen Zeit beruhen sollte, von dem Hofleben abwandte, und sie haben wiederum viel dazu gethan, daß die neue Strömung ein sicheres und gewisses Bett gewann. Was aber konnten sie den Höfen entgegensetzen und dem Volke geben, wenn sie ihm dasjenige nahmen, was es bisher als das Größeste und Erhabenste des Lebens bewundert hatte? Außer den Kriegen, Schlachten und dem friedlichen Kanonendonner, mit welchem die gleichgültigsten Ereignisse des Hofes der Welt angekündigt wurden, gab es nichts Großes und dieß Eine war gedankenlos, ging nicht aus erhebenden Gedanken hervor und konnte, wie z. B. des Herrn von Besser „Staatsschriften" beweisen, zu sonderlichen Gedanken nicht Anlaß geben. Die Kriege wa-

ren für die Völker — wenn ihr egoistisches Interesse nicht zu sehr auf dem Spiele stand — ohne Sinn, die Monarchen beschlossen über Krieg und Frieden nach dem Instinct ihres persönlichen Gefühls und dasjenige, was an ihnen für die Geschichte allein bedeutend seyn wird, ist die Stimmung ihres Innern, kraft dessen sie sich als das einzig Große und als unbeschränkte, also auch als rein unbestimmte Herren ihrer Handlungen und jeder Handlung überhaupt, die es geben sollte, fühlten.

Dieselbe Armuth an Gedanken und dieselbe Einschränkung auf eine bloß subjective Stimmung findet sich nun auch bei den Dichtern, deren Begeisterung sich an dem Hofleben nicht mehr entzünden wollte. War die Stimmung der Großen im Grunde eine brutale, so ist die Stimmung dieser Dichter, da sie sich zu dem, was ihrer Zeit als das Große galt, im Gegensatz fühlen, eine sentimentale; sie fliehen aus der menschlichen Gesellschaft und suchen sich in einer neuen Wirklichkeit, die sie eigentlich erst erschaffen oder erträumen, in der Natur oder bei den „unverdorbenen, freien Kindern der Natur" Befriedigung. In ihrem sentimentalen Gegensatz zu der Barbarei der wirklichen Welt liegt das Neue, was sie in der That sind und bedeuten, der Fortschritt, den sie bewirkt haben, aber auch ihre Schwäche. Die Barbarei des damaligen Lebens haben sie nicht überwunden, in ihrer Sentimentalität sind sie vielmehr selbst barbarisch; sie stehen nicht über der Barbarei der Zeit, sondern bilden nur ein Gegenstück zu der Härte und Verschlossenheit der damaligen

Cultur, ein Gegenstück, das nur in anderer Weise von jener Barbarei, sonst aber von derselben Härte und Dumpfheit Zeugniß ablegt.

An Handlung ist bei diesen Dichtern nicht zu denken, da sie den einzig möglichen Boden derselben, die menschliche Gesellschaft verlassen haben. Der erste Umschwung, der aus dieser Handlungslosigkeit herausführte, wurde damit möglich gemacht, daß man auf die Fabel die Aufmerksamkeit richtete, in dieser ist die Handlung aber immer nur gedrückt und ohnehin bewegt sie sich außerhalb der menschlichen Gesellschaft.

Die Kunst fängt von vorn, von ihren ersten Anfangsgründen wieder an, von der symbolischen Gattung, und als wollte sie erst untersuchen, wie weit die Dinge der natürlichen und geistigen Welt zusammengehören und in Beziehung gebracht werden können, macht sie Alles, was zum Symbolischen gehört, die Metapher, das Bild, das Gleichniß u. s. w. zu ihrem Haupt-Interesse.

Die Poesie hatte noch nicht einmal den Rang und die Würde einer besondern Kunstform. Die Kritiker und unter ihnen gerade die Weiterstrebenden glaubten von einem Gedichte das Größeste zu sagen, wenn sie von ihm rühmten, daß es ein „ordentliches Gemälde" oder eine „wahre Symphonie" sey, und die Dichter setzten die Schönheit und Vollendung eines Gedichts darein, daß es eben so lebhaft, deutlich und genau wie ein Gemälde den Gegenstand darstelle. Die Poesie ist reine Beschreibung und Vergleichung, die zuletzt nur noch dadurch einigen Werth hat, daß sie alle möglichen Analogieen

zusammenhäufte und Sprache und Gesichtskreis des Volks wenigstens mechanisch und äußerlich erweiterte. Wie leer an allem innern Gehalt sind aber alle diese Analogieen, die Brockes z. B. in seinem „irdischen Vergnügen in Gott" auffindig macht! In der Beschreibung des Dufts von „dreierlei Violen" z. B. sagt er unter Anderm: „Mir däucht, wenn ich vor Lust die Augen schließe und mit Aufmerksamkeit des süßen Dufts genieße, es sey darin der Duft und Kraft vereint zu finden von Honig, Mandelmich, Most, Pfirschkern, Zimmetblüthen und daß mit holder Süßigkeit ein wenig Säucherlich's und Bittres sich verbinden in solchem Grad, der Herz und Hirn erfreut." In den Blumenbeeten seines Gartens sieht er regelmäßig ein vollständiges Mineralien-Cabinet; so sagt er einmal: „die Farben von Rubin-Balas, vom Amethyst und Chrysopras, Granat, Sardonich, Carniol, Saphir, Topas und Girasol, Smaragd, Opalen und Türkosen, Agat, Beryll und andern mehr, erblickt man an der Blumen Heer." Gewöhnlich aber sind seine vergnügten Spaziergänge in der Natur wahre Entdeckungsreisen. Es ist, als bemerke er erst, daß es eine Natur draußen in der Natur gebe. So bringt ihm einmal sein Knabe auf einem Spaziergange einen Goldkäfer: „mit fast erschrockenem Sinn" betrachtet er nun „die Schönheit, Farben und Figur, mit welcher ihn die bildende Natur begabt und ausgeziert." Ein andermal betrachtet er auf einem Ausfluge das „Spiel der Natur in verschiedener Thiere Bewegung;" unter Anderm suchen die Kinder vergebens einen Frosch zu erhaschen, „hier sah ich abermals die wundervolle Spur der wirken-

den Natur, die solchen Trieb und Kraft in jedes Thier gelegt, daß sich ein jedes fast verschiedentlich bewegt." Für diese Art von Poesie ist es genug, wenn sie zuletzt die bloße Beschäftigung des Aufzählens wird. Ju einem Gedichte „die uns im Frühlinge zur Andacht reizende Vergnügung des Gehörs" heißt es z. B.: hier rühmt mit starker Schaar den warmen Sonnenstrahl der Stieglitz, Spatz und Staar, der Droſſ- und Amseln Heer, die Specht und Klapperstörche u. s. w. u. s. w.

Genug! die Poesie kann nicht tiefer stehen und das gedrückte Wesen des Dichter-Geistes nicht vernehmlicher von der Gedrücktheit und Befangenheit der damaligen Zeit überhaupt Zeugniß ablegen. Sehen wir aber davon ab, daß solche Worte rhythmisch verbunden seyn sollen, daß die Zeitgenossen Brockes diese Verse Poesie nannten und als solche bewunderten, so werden wir eher im Stande seyn, die Wichtigkeit dieser Naturbetrachtungen für die Entwicklung unsers Volks anzuerkennen.

Brockes hat seine Landsleute aus der feucht-kalten Kirche, aus ihren Schulen und Häusern in die Natur geführt. Daß es draußen eine Natur voller Schönheiten und Lockungen gebe, wußte man in Folge der damaligen Erziehungsmethode noch nicht; daß die Natur mit ihren stillen Reizen und ihrem Stürmen das Abbild der Empfindungen und der Bewegungen sey, die die menschliche Brust in sich birgt, war ein Geheimniß, das noch nicht dem allgemeinen Bewußtseyn aufgegangen war. Man kannte entweder die Natur noch gar nicht oder die einzige

Auffassung, für die sie einen geistigen Anklang hatte, fand sich nur in jenem Kreise des Volkes, welches in den auffallenden Naturbildungen die Teufelsbrücken, Teufelsschluchten u. s. w. sah. Diese Ansicht, die im damaligen dogmatischen System keinen Wiederspruch fand, war auch in die Naturforschung übergegangen.

Ein ächt christlicher Naturforscher *) hatte noch kurz vor dem Auftreten Brockes nachgewiesen, daß unser Planet durch und durch krank und seine gegenwärtige Verderbniß, die sich von der Sündfluth herschreibe, eine Strafe für die Sünde seiner Bewohner sey. Die Erdkugel leidet nach seiner religiös-pathologischen Erklärung an der „Schwindsucht und Wassersucht," und den „kalten Brand", der sie in dem bevorstehenden „Feuergerichte" verzehren werde, könne der Erfahrene, meint er, ihr jetzt schon ansehen. Kurz, die Mischung der Elemente, die Vertheilung von Hitze und Kälte, Wasser und festem Lande, Berg und Thal seyen Alles „Zeichen der zerstörten Erdnatur." Man bedenke nun, wie Brockes alle seine fünf Sinne schärft, um sie für jeden Reiz des „irdischen Vergnügens" empfänglich zu machen, und wie er Alles zu seinem Vergnügen zu benutzen weiß, so ist seine „gefährliche" Bedeutung für die Bildung seiner Zeitgenossen keine Frage mehr.

Es ist wahr, sein irdisches Vergnügen genießt er „in Gott," sein Naturgenuß ist zugleich religiöse Andacht, seine

---

*) Buttner „Zeichen u. Zeugen der Sündfluth." Leipzig 1710.

Naturbeschreibung soll zugleich eine Wiederlegung der Atheisten und Freigeister seyn und der hamburgische Senior Ehrn-Wagner wird gewiß Nichts gegen seine Rechtgläubigkeit einzuwenden gehabt haben — alle diese Gottseligkeit aber, so ernst es mit ihr gemeint war, ist im Grunde nur ein oberflächlicher Schein, unter dessen Schutze die Freude an der Welt sich in den bisherigen Staat Gottes einführte und selbst die geistlichen Zollwächter täuschte. Trinius z. B. zählt in seinem Freidenkerlexikon „das irdische Vergnügen in Gott" unsers Brockes unter den Schriften auf, in welchen der Beweis und die Erkenntniß Gottes auf die Betrachtung der Natur gegründet werde. Wenn aber Brockes und seine prosaischen Nachfolger, von denen wir sogleich ein Paar erwähnen werden, der Kirche in ihrem Kampfe gegen die Freigeister und Atheisten zu Hilfe kamen, so war ihr Succurs selbst in dem Augenblicke, wo er von den Geistlichen willkommen genannt wurde, sehr gefährlich. Indem sie das Reich Gottes auf das Reich der Natur gründen wollten, brachten sie die wunderbare Natur von jenem in Vergessenheit, indem sie die Kirche mit natürlichen Stützen gegen den Verfall sichern wollten, warfen sie die bisherigen biblischen und dogmatischen Stützen bei Seite oder vielmehr die dringende Nothwendigkeit ihres Succurses beweist, daß die alten Stützen des kirchlichen Systems nicht mehr hielten und der Glaube an die wunderbare Haushaltung im Reiche Gottes auf dem Rückzuge begriffen war. Eine ganze Literatur von Schriften, in welchen die Natur

zum Preise Gottes bewundert und beschrieben wurde, ist durch Brockes „irdisches Vergnügen in Gott" hervorgerufen und legt von dem Zusammenhang, in welchem der hamburger Rathsherr mit dem Streben seiner Zeit stand, Zeugniß ab. Die neun Bände des irdischen Vergnügens erschienen nach und nach in dem Zeitraum 1721—1748. Während desselben Zeitraums und in den nächstfolgenden Jahren erschienen Joh. Alb. Fabricius, „Hydrotheologie, oder Versuch durch aufmerksame Betrachtung der Eigenschaften, reichen Austheilung und Bewegung der Wasser die Menschen zur Liebe und Bewunderung des gütigsten, weisesten, mächtigsten Schöpfers zu ermuntern, 1734", desselben „Pyrotheologie", Lessers „Lithotheologie, 1735", desselben „Insectotheologie 1738", „Testaceotheologie 1744" und „Heliotheologie 1753", Ahlwardts „Brontotheologie 1746", Rathlefs „Akridotheologie oder historische und theologische Betrachtungen über die Heuschrecken, 2 Theile, 1748, 1750", und eine Menge ähnlicher Theologieen, in welchen die ganze Theologie auf die Betrachtung eines Insects, einer Muschel, einer Blume oder eines Gliedes des menschlichen Leibes und dergl. reducirt wurde. Die stolze, ausgebreitete Theologie, die bisher über Bibliotheken gebot und ihre Weisheit kaum in alle den Schriften der Kirchenväter, in den symbolischen Büchern und in den Werken ihrer neueren Dogmatiker hatte unterbringen können, wurde jetzt zur Theologie in einer Nuß. Die Kirchenväter verstummten und eine Lilie, Tulpe oder Rose verkündigte an ihrer Stelle, daß es

einen Gott gebe; statt auf die symbolischen Bücher und auf ihre Predigt von der Verderbniß des Menschengeschlechts, vom Sündenfall und von der Erbsünde zu hören, lernte man lieber auf einem Spaziergange, daß „Gottes Erde" schöner, als man früher gedacht, und zum „Vergnügen edler Gemüther" geschaffen sey, und die Zänker auf den theologischen Kathedern verloren allmählig ihr Publicum, seitdem das erste beste Insect, eine Blattlaus, eine Mücke oder ein närrischer Kauz von Käfer als geborner Professor der Theologie galt.

Wenn aber die Rechtgläubigkeit ihre eigene Sache verloren gab, als sie die Naturforschung zu ihrer Verbündeten machte und die Ergötzung an den Schönheiten der Natur für religiöse Andacht ausgab, so war es auf der andern Seite unvermeidlich, daß die Naturforschung in diesem Bunde mit der Theologie an Freiheit der wirklichen Forschung noch nicht denken konnte und der andächtige Naturgenuß wegen seiner Zaghaftigkeit in läppische Spielerei ausartete. Die Natur hatte noch keinen höheren Werth als den eines Raritäten-Cabinets.

Das war noch keine Naturanschauung, wenn Brockes z. B., wie er uns in seinen „Vorwerks-Betrachtungen" berichtet, auf seinem Vorwerk in Ritzebüttel unter Andern auch die Kuhställe besucht und das Hornvieh in Augenschein nimmt; das war also auch noch keine Poesie, wenn er uns diese wichtige Betrachtung mit den Worten meldet: „wir fanden es theils stehn, theils liegen, theils käun, theils

wiederkäun". Das war noch keine Ahnung von der innern Seele der Natur und keine Erfahrung von der Abbildung unserer eigenen geistigen Verhältnisse in der Natur, wenn Brockes bei seiner „erbaulichen Betrachtung" des Frühlings vernimmt, wie „des großen Schöpfers Lieb und Macht mit tausend grünen Zungen, im zungenförmigen Kraut, Gras, Laub besungen" wird, wenn er ferner im breiten Laub das Abbild der Thierzungen und in den Spitzen des Grases die Vögelzungen wieder erkennt und endlich, damit sich die Leser über seine Entdeckung nicht zu sehr verwundern sollen, die Frage aufwirft, wie denn wohl, wenn Gott nur durch „Zungen von Fleisch" besungen werden sollte, ihm die „Cherubinen mit ihren Lobgesängen dienen" könnten!

Mit Einem Worte, die Natur, die Brockes besingt, ist die Unnatur, die erste Empörung gegen die Theologie und die Religion ist selbst noch theologisch und religiös und Poesie, die Freiheit und Handlung fordert, ist hier rein unmöglich.

In einer andern Weise wiederholt sich diese Illusion bei Haller. Der Republicaner will nicht die Höfe besingen, die Cultur-Welt erscheint ihm als verderbt, wo die Bildung herrscht, sieht er Unterschiede, die die Natur nicht kennt und der Stolz erfunden hat — und was erfährt er nun in seinen Alpen, wo er die „Schüler der Natur" aufsucht?*) Was findet er hier? Ein selbstgemachtes Wesen!

*) „Die Alpen" erschienen 1729.

Wesen, die der Patricier sich erst selbst gemacht hat! Die Einfachheit und Natürlichkeit, die der Patricier auf seinem Ausfluge an den Bergbewohnern voller Rührung betrachtet — was ist sie anders als sein Werk? Und wenn er nur wieder zu Hause, in der Stadt ist, wozu sitzt er im Rathe, wenn nicht dazu, für die strenge Scheidung der Stände zu sorgen? In den Alpen ruft er entzückt aus: „hier herrscht kein Unterschied, den schlauer Stolz erfunden", und zu Hause wacht er eifersüchtig darüber, daß die Bergbewohner es sich ja nicht einfallen lassen, sich um menschliche Angelegenheiten zu bekümmerrn. Eigentlich bewundert er also in den Alpen nur sich selbst, seinen Stand, sein Wesen, wenn er Wesen bewundert, die ohne die Patricierherrschaft unmöglich sind. „Dem, den sein Stand vergnügt, ruft er gerührt aus, dient Armuth selbst zum Glücke" — wohl also dem Patricier, daß er sich doch noch trösten kann, wenn er sich allein den Zugang zu den Gütern, die ihm zu Hause die einzig reellen scheinen, vorbehalten hat. „Man ißt, man schläft, man liebt, man danket dem Geschicke" — ein neuer Trost für die Herren im Lande, wenn sie dem Volke alle Sorge für seine eigenen Angelegenheiten abgenommen und seinen Lebenslauf auf Essen, Trinken, Schlafen, Lieben und Danksagungen für das Glück, das man ihm gütigst zugewiesen, beschränkt haben. „Seht ein verachtet Volk bei Müh und Armuth lachen" — desto besser also für die Herren, die es verachten und in diesem verachteten Zustande sehr sorgfältig zurückhalten!

Das beklemmte Wesen dieser Männer, welche den Fortschritt der Zeit nur damit bewirkten und bei der Stufe der Bildung, welche die Deutschen damals einnahmen, auch nur damit bewirken konnten, daß sie an die Stelle der Barbarei, die an den Höfen und in allen Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft herrschte, nur eine andere Barbarei setzten, geht aus der Stellung, die sie sich sämmtlich zu den Freigeistern gaben, am deutlichsten hervor. Sie selber sind aufgeklärt — selbst der streng religiöse Haller sagt in seinem Lehrgedicht „über den Ursprung des Uebels": „Gott liebet keinen Zwang, die Welt mit ihren Mängeln ist besser als ein Reich von willen-losen Engeln" — der Gebildetste unter ihnen, Hagedorn, geht sogar so weit, daß er die Weisheit als ein Mittel zur Glückseligkeit des Lebens preist, den Genuß des Lebens gegen die Grübler und Pedanten vertheidigt und Wein und Liebe zum vorzüglichsten Gegenstande seiner Poesie macht — sie suchen also alle die Freiheit und wollen frei seyn, wer aber die Freiheit weiter faßt als sie, ist ihnen ein Spötter und Frevler gegen die Satzungen, die sie noch als göttlich verehren. Brockes schickt den Freigeist zu den Tulpen und Rosen in die Schule, Haller tröstet den Tugendfreund über die Frechheit der Spötter mit der Bemerkung: „laß den Freigeist mit dem Himmel scherzen, falsche Lehre fließt aus bösem Herzen", und selbst Hagedorn ist im Stande, die Muse des Weins und der Liebe zu „schriftmäßigen Betrachtungen über einige Eigenschaften Gottes" zu zwingen. Alle diese Männer haben die Oppo-

sition der entschiedenen Mittelmäßigkeit gegen die Freigeister durchgeführt, aber eben dieselbe Mittelmäßigkeit war zugleich auch eine Auflehnung gegen die excentrischen Hyperbeln der Rechtgläubigkeit, die Abschwächung der hyperbolischen Glaubenssätze und das sicherste Mittel, auf eine Zeit und auf ein Volk zu wirken, wo die Mittelmäßigkeit die Alleinherrschaft besaß.

Diese Mittelmäßigkeit führte auch auf beiden Seiten das Wort, als es in dem Streit zwischen Gottsched und den Schweizern zu den ersten Regungen einer Theorie des Schönen kam.

§. 20.

Gottsched und die Schweizer.

Die von Andern schon oft genug dargestellte äußere Geschichte dieser Streitigkeiten *) werden wir nicht von neuem darzustellen brauchen. Sie ist ohnehin ächt deutsch und verläuft in dem Geleise der literarischen Streitigkeiten, die seit einem Jahrhundert unsere einzige öffentliche Volksangelegenheit waren.

In ihrer, noch vorzugsweise moralischen Zwecken gewidmeten Zeitschrift, den Discursen der Maler, 1721 — 1723. thaten die Schweizer zuweilen einige Schritte auf das Gebiet der ästhetischen Kritik. Sie erklären sich gegen den Schwulst eines Hoffmannswaldau und Lohenstein und empfehlen die Einfachheit eines Canitz, Besser und

*) Siehe besonders: Nachträge zu Sulzers allg. Theorie der schönen Künste. Achter Band.

Aehnlicher. Gottsched nimmt sich ihrer an, als sie von den elendesten der damaligen Reimer angegriffen wurden. Sie lassen sich aber durch diese Beistimmung nicht bestechen und behalten sich bei dem Gefühl einer Differenz, die sie von dem französisch gebildeten und nach Correctheit strebenden Gottsched trennte, die Freiheit zu jedem Angriffe vor. Andererseits stimmt Gottsched den Schweizern immer noch bei, als diese zu einer klareren Einsicht in das kamen, was sie eigentlich wollten, und Bodmer den „Briefwechsel über die Natur des poetischen Geschmacks" — 1736 — herausgab. In der That aber, einer Kritik entgegenzutreten, welcher die Besser, König, Heräus, Pietsch und er selbst als Muster galten, hatte Gottsched keinen Grund und was die allgemeinen kritischen Grundsätze betrifft z. B. den Grundsatz, daß die Poesie Nichts als eine Art Malerei, daß die Kunst Nachahmung der Natur und der Geschmack in den Verhältnissen der Dinge seine unveränderliche Regel habe, so sagten damit die Schweizer den Norddeutschen Nichts Neues und Gottsched konnte sie immer noch anerkennen und sich über die Anstrengungen seiner Rivale mit der Bemerkung trösten, daß er mit seiner „kritischen Dichtkunst" das Verdienst habe, alle diese Untersuchungen hervorgerufen zu haben.

Nichts aber konnte die Schweizer, die jeden Augenblick als Reformatoren des verderbten Geschmacks in Deutschland zu triumphiren hofften, empfindlicher reizen als der Vorwurf, daß sie Nichts Anderes aufstellten, als was der

ästhetische Dictator der Deutschen schon längst vorgetragen habe. Es erfolgten von ihrer Seite neue ungewöhnliche Anstrengungen und in dem Jahre 1740 und 1741 erschienen schnell hintereinander Breitingers Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauch der Gleichnisse, desselben kritische Dichtkunst und Bodmers Schrift über das Wunderbare, eine Vertheidigung des von ihm übersetzten und empfohlenen Milton, von welchem Gottsched gesagt hatte, daß die Deutschen trotz aller Empfehlungen und Drohungen ihm doch keinen Geschmack abgewinnen würden.

Der eigentliche Streitpunkt — um es mit Einem Worte zu sagen — war das symbolische Element der Poesie, das Gleichniß, das Bild, die Metapher. Die Schweizer sind darum bedeutend und waren Sieger, bis die Kritik und Poesie dem Schnörkelwesen des Symbols entwuchsen, weil sie dem Strome der Zeit folgten und das Spiel des Symbols ganz durchmachen und erschöpfen, auch bis zum Aberwitz und bis zu der gehörigen Plattheit, die immer den Sieg und Untergang eines beschränkten Princips bedeutet, erschöpfen wollten. Gottsched hatte gegen die Schweizer Recht, wenn er das Maaß beobachtet wissen wollte, allein er mußte leiden und konnte sich nicht halten, weil die Symbolik einmal ganz durchgemacht werden sollte, und er konnte auch deshalb nicht Recht behalten, weil er mit seiner dürftigen und prosaischen Correctheit nichts Besseres bot.

„Bilder, sagt Haller *), lebhafte Figuren, kurze Sprüche, starke Züge und unerwartete Anmerkungen muß der Dichter aufeinanderhäufen oder gewärtig seyn, daß man ihn weglegt.“ Das ist die Summe der schweizerischen Aesthetik. Gottsched wollte mit demjenigen, was die Canitz, Besser und er selbst erworben hatten, haushälterisch umgehen, die Schweizer wollten den Besitz vermehren und wie nothwendig dieses Streben für die Sprache und ganze Bildung des Volks war, lehrt jeder Blick in ihre ästhetische Schriften. Unter den „Machtworten“ z. B., die Breitinger in seiner kritischen Dichtkunst noch zu vertheidigen hatte und Gottsched als Extravaganzen verwarf, versteht der Schweizer solche, die dem Satz eine metaphorische Wendung geben. Uns sind diese Wendungen geläufig, damals aber waren sie erst zu erfinden.

Wer eine Wendung ersann, wie z. B. diejenigen in den Musterversen, die Breitinger anführt: „ein Aug', das Kunst und Weisheit schärfen,“ „uns kann kein größer Glück erwachsen“ — der war für die deutsche Sprachbildung schöpferisch.

Die Metapher und die Zusammenhäufung von beschreibenden Beiworten machten damals die Poesie aus und der Aesthetiker hatte Alles gethan, wenn er untersuchte, ob

*) In der Vorrede zu der Ausgabe seiner Gedichte vom Jahre 1748.

der Dichter seiner Beschreibung der Dinge des gewöhnlichen Lebens durch sinnreich gewählte oder auch nur zahlreich zusammengetragene Beiworte eine „malerische Kraft" gegeben *) oder ob Pietsch oder der Herr von König die Bewegungen eines Regiments auf dem Exercierplatze mit einem größeren Aufwande von „Machtworten" beschrieben habe.

Vergleichen wir mit dem gebundenen und gedrückten, aller Harmonie und Melodie entbehrenden Wesen der Poesie die Kühnheit und den Schwung der Melodie so wie den Reichthum der Harmonie, den die deutsche Musik der damaligen Zeit sich erwarb, so scheint es, als ob wir verschiedene Zeitalter, die Werke verschiedener Generationen, ja eine andere Menschenart vor uns hätten — — dieser Schein wird sich aber sogleich auflösen.

*) Breitinger rühmt z. B. die Brockes'sche Beschreibung des „Wassers im Frühlinge:" „schau, wie sich dort ein blauer Schwarm beschuppter Fische mit frohem Wimmeln regt und wunderschnell sein flüssig's Wohnhaus trennt."

§. 21.

Bach und Händel.

So lange ein Volk noch so eingeengt lebt, daß es keine eigene öffentliche allgemeine Angelegenheit hat, besitzt es immer ein Heiligthum, in dem es sich verstohlener Weise oder auch unter dem Schutz und der Begünstigung seiner Herrn einmal die Brust ausweitet und vom Schmutz seiner Knechtschaft reinigt. Die Religion hatte in der Zeit, die wir hier behandeln, für die Deutschen nicht mehr die Bedeutung eines solchen Heiligthums; die tautologische Wissenschaft eines Wolf führte in einem einförmigen Kreise herum, aber nicht in verborgene Tiefen; die Dichtkunst, die sich nur für einen Herrn von Flemming, für die kranke Zeh Friedrich Augusts oder für die rhythmischen Bewegungen eines Infanterieregiments begeisterte, konnte das Volk auch nicht erheben;

die Baukunst lieferte nur noch geschmacklose Entwürfe für die Palläste der Großen: in diesem elenden Zustande war die Musik der Genius der Freiheit. Die Musik, die an den zahlreichen Höfen der Großen als Luxus-Artikel, in der Kirche als Magd diente, gab dem gemeinen Mann einen Schwung, um den ihn die Großen, wenn sie von diesem Labsal eine Ahndung gehabt hätten, nicht nur beneidet, sondern auch policeilich beargwohnt hätten; sie tödtete doch in jedem kleinen Städtchen die herrschende Gemeinheit in einigen Kernseelen, löschte das Fieber, in welchem die Edeln, die in den gepreßten Zuständen zerschunden waren, hätten verschmachten müssen, und erhob die Männer, über deren Erquickung und Stärkung wir uns heute noch freuen, weit über ihre enge und eingeschnürte Lebenslage hinaus. Les't in Faßmanns Bedienten-Erzählungen die Beschreibung der Feste Friedrich August's, vergleicht seine Aufzählung der Policei-Edicte Friedrich Wilhelms über den Wollverkauf oder über die Fabrication der Holzschuhe, hört Pietschens Kanonen in die blaue Luft brüllen, les't Brockes läppische Tändeleien, Bessers und Königs Kriechereien und hört nur z. B., wie Schubart seinen Vater beschreibt*), um sogleich zu sehen, wo sich damals der Kern der Nation befand und regte. Dieser „Verehrer und Förderer der Tonkunst, sagt Schubart von seinem Vater, dem armen Cantor in einem kleinen Flecken der Grafschaft Limburg, sang mit Empfin-

*) In seinem Leben, I, 3 flgd.

dung und Geschmack, sein Haus war ein beständiger Concertsaal, darin Choräle, Motetten, Klaviersonaten und Volkslieder wiedertönten. Seine Physiognomie war edel, Seelenfeuer verkündend, seine ganze Person stellte den gesunden kühnen deutschen Mann dar."

Das Talent, das Genie, die Kraft und das Selbstgefühl retteten sich in die Musik, genossen und schufen in der Musik. Wenn sich das Selbstgefühl nicht selten als Uebermuth des Lebensgenusses und als Hohn gegen die conventionellen Regeln des damaligen Lebens äußerte, so wird der Geschichtschreiber sich nicht darüber grämen, daß eine Zeit, die dem Geiste Gränzen gesetzt hatte, die nur verspottet werden konnten, von einigen unabhängigen Geistern ihre gerechte Würdigung erhielt. Und was ist größer, die Gewissenhaftigkeit, die mit der Beobachtung der Regeln, welche die Form der Perrücke bestimmten, sich groß wußte, oder das künstlerische Gefühl für jene Kleinigkeit, die in den wahren Schöpfungen des Geistes, wenn sie die letzte Stufe der Vollendung erreichen sollen, das Ganze ausmacht? Was stärket und bildet den Geist: das Studium der Gesetze, welche die krumme Linie oder das Maaß des Winkels bestimmen, den der Rücken bei den Verbeugungen vor den verschiedenen Größen der Großen zu machen hat, oder die heroische Arbeit, mit der sich der Künstler bemüht, jenes Haar-breit von der Kunstgestalt wegzuschaffen, welches die Vollendung der Form hindern würde?

Die deutschen Organistenschulen hatten sich schon während des siebenzehnten Jahrhunderts den Ruhm erworben, daß die größten, die wahren Orgelspieler aus ihnen hervorgingen, und diese erweiterten fortwährend das Gebiet der Harmonie, in welchem sie bald nach dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts als die Gesetzgeber herrschten. Händel und Bach *) waren Zöglinge solcher Organistenschulen, Meister des Orgelspiels, kühne Entdecker im Reich der Harmonie und jener nach einem Kampfe mit der italienischen Melodie, der seine riesenhafte Natur bis an die Gränze des Wahnsinns brachte, in seinen Oratorien, dieser durch die reine Kraft und Entwicklung seines imperatorischen Geistes in seinen Fugen die Schöpfer von Kunstwerken, die ihre eigene Form erst selbst bestimmt haben, in ihrer Art nicht übertroffen werden konnten und für alle Zeiten einzig dastehen.

So kühn und sicher wie Bach hat Niemand declamirt und wird — in der Musik — Niemand mehr declamiren. Der „entsetzlichen Vollstimmigkeit und nachdrücklichen Stärke und Muthigkeit" der Händelschen Chöre hatte die Vergangenheit Nichts Aehnliches an die Seite zu stellen und wird die Zukunft — in dieser Art der Musik — Nichts an die Seite setzen können.

*) Jener 1684 in Halle geboren, dieser 1685 zu Eisenach und seit 1723 bis an seinen Tod 1750 Cantor an der Thomas-Schule in Leipzig.

Wie kamen nun diese Männer in ihre Zeit und was wollten sie in derselben?

Ein Pietsch oder ein Besser und ein Bach: welch ein Unterschied, der kaum noch Unterschied genannt werden kann! Ein Brockes und ein Händel! Ein Bach und Händel, Dictatoren in einem ganzen Kunstgebiet, und ein Bodmer und Breitinger, Schulmeister, die noch nicht einmal die ersten Anfangsgründe der Poesie zu fassen wußten! Welch ein Unterschied!

Menschen, Männer, die in dieser Umgebung als Imperatoren erscheinen, was bedeuten sie in einer Zeit, die nur Bedienten kannte?

Wie sie in diese Zeit kamen, ist sehr genau zu sagen, was sie wollten, was sie bedeuten und nach den Absichten der Geschichte bedeuten sollten, nicht weniger genau, wenn die Geschichte unter den jetzigen Verhältnissen von ihren Absichten reden dürfte.

Alles, sahen wir, Alles von den Entschließungen der obersten Willkühr an bis zu den Tändeleien eines Brockes und Haller war in dieser Zeit nur das Werk der Stimmung, der gedankenlosen, nur einem Instincte folgenden Stimmung. Die innere rein persönliche Stimmung, das Vibriren des Innern leitete die Oberen, trieb die Männer des Fortschritts weiter und ängstigte die Bedienten. Wir stehen hier in der Zeit der Stimmung.

Die Meister der Musik haben also das Princip ihrer Zeit vollendet; sie haben ihm den reinen, künstlerischen, vom

Egoismus und von der Sclavenfurcht unbefleckten Ausdruck gegeben. Die Musik ist der reinste Ausdruck der bloßen Stimmung — die classische Vibration.

Wenn in Ludwig dem Großen das Princip dieser Zeit die vollendetste Erscheinung als Selbstgefühl des Privilegium und der Ehre erhalten hat, wenn in Deutschland Niemand diesem Ausdruck eines ganzen Zeitprincips gleich kam,[1] so haben ihn Händel und Bach unendlich übertroffen: ihre Stimmung war die gewaltigste und reinste, ihr Rhythmus unverwüstlich, ihre Declamation unwiderstehlich, ihr Selbstgefühl unbedingt gesetzgebend, auch ihr Antlitz ihrem Geiste gleich — imperatorisch. Der Cantor hat den größesten Monarchen in seiner eigenen Art, in seinem Princip überragt. Die Schwingungen des monarchischen Gefühls wurden von den Schwingungen der musikalischen Seele vollständig überwältigt und überflügelt.

Die Bewegungen dieser Zeit — sahen wir ferner — waren im Grunde, so weit sie Fortschritte genannt werden konnten, religiös d. h. auf die Entscheidung der Sache der Religion gerichtet. Aber sie kannten nicht ihr wahres Ziel und da sie dennoch auf einem Gebiete vor sich gingen, auf welchem das Selbstbewußtseyn in voller Klarheit herrschen muß und allein entscheiden kann, auf dem der Sprache und Reflexion, so waren sie nicht nur erfolglos, sondern auch in ihrer Erscheinung widerlich und zurückstoßend. Die Musik war als reiner Erguß der Stimmung das erste und leichteste Mittel zur Entscheidung dieser Sache der Religion

und als die Kunst der Reflexionslosigkeit und Unbewußtheit der angemessene Ausdruck für das Geheimniß, welches die harte, unklare Zeit in ihrem Schooße trug — die Weissagung einer Zeit, welche nach langen Kämpfen, Verirrungen und Versuchen das Wort des Räthsels auch aussprechen sollte.

Bach und Händel, indem sie sämmtlichen Stoff des religiösen Gefühls frei umgeformt und in reine Declamation verwandelt haben, sind musikalisch desselben Meister geworden, nachdem die Baukunst und Malerei ihr stummes Werk schon früher vollendet hatten. Hand und Auge waren zuerst frei geworden: — jetzt wurde die Stimme und das Gehör frei und dieser erste Jubel der Menschheit über ihre wiedergewonnene Freiheit fiel in die Zeit, die so dumpf und verschlossen seyn mußte, wie wir sie haben kennen lernen, wenn er nicht vom Argwohn der Menschen gegen sich selbst beim ersten Ausbruch erstickt werden sollte.

Berlin, gedruckt bei F. Nietack.